This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

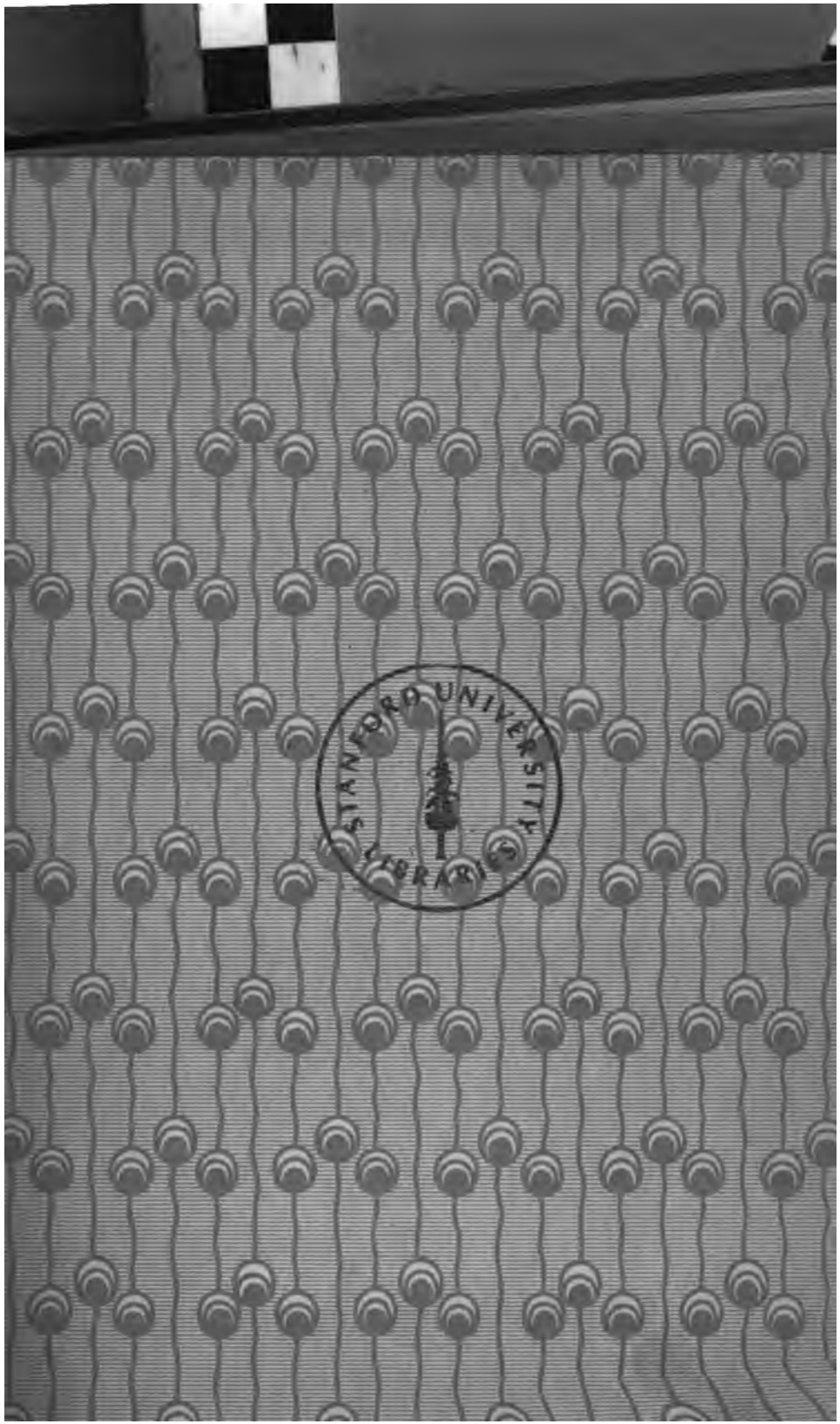
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Frankfurter Dichterbuch

STANFORD UNIVERSITY


STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES

Frankfurter Dichterbuch.

Herausgegeben

von

Theo Schäfer.

Umschlagzeichnung von Prof. W. Steinhausen.

Weihnachten
1905.

„Es darf uns nicht niederſchlagen, wenn ſich uns die Bemerkung aufdrängt, das Große ſei vergänglich; vielmehr, wenn wir finden, das Vergangene ſei groß geweſen, muß es uns aufmuntern, ſelbſt etwas von Bedeutung zu leiſten, das fortan unſere Nachfolger — und wäre es auch ſchon in Trümmer zerfallen — zu edler Tätigkeit anrege, woran es unſere Vorvordern niemals haben ermangeln laſſen.“

(Goethe, „Wilhelm Meiſter.“)

Wo ſich an grüner Höh' die letzten Häuſer ſammeln,
Stand ich am frühen Abend ſtill allein;
Ein roſ'ges Sonnenlicht lag über Frankfurts Türmen,
Ein Funkeln wie von goldnem Götterwein.

Hellblinkend ſchwand der Mainfluß fern im tiefen Tale,
Der Stadt Patrizierhäuſer grüßten traut;
Im Lenzduft lagen rings die Höhen, Gärten, Felder,
Und durch die Abendſtille drang kein Laut.

Da, plötzlich, glüht' ein Glanz von hellen Sonnenſtrahlen
Groß, prächtig auf durch grauer Wolken Meer;
Die Siegerin des Lichtes grüßte uns noch einmal,
Und wie im Mittag ſtrahlt' der Sonnenſpeer.

Glückgläubig ſtand ich dort in ſonnentrunknen Träumen
Und ſah der Kaiſerſtadt vertrautes Bild,
Das ſo viel Kraft und Größe prangend ſchon umſchloſſen,
Ererbter Zeiten ſieggewohnter Schild.

Ein ernſt Gelöbnis klang mit Macht durch meine Seele
Und ſang in mir ſo hold und ſehnſuchtweit
Ein Lied von Frankfurts friedlich-freiem Dichterſchaffen,
Ein ſtolzes Lied aus unſrer neuen Zeit.

Und das Gelöbnis ward in ſonn'gen Sommertagen
Zu dieſem Buch, das heute vor euch liegt;
Nehmt's freundlich hin, und mög' es immer in ſich tragen
Den Sonnenſegen, der die Zeit beſiegt!

Im Sommer 1905. Theo Schäfer.

Vorwort.

Was die leitende Idee zur Herausgabe eines „Frankfurter Dichterbuchs“ gewesen ist, haben die vorstehenden Verse wohl erläutert. Es soll heimatlich zusammenscharen, was unsere Vaterstadt in unsrer neuen Zeit vereinigt, die so reich an alter Tradition, an altem Ruhme ist.

Wie in den alten, sehr selten gewordenen Wilmans'schen „Frankfurter Taschenbüchern“ sind auch hier Frankfurter und nur in Frankfurt lebende Autoren vertreten. Wer will es uns verargen, wenn wir auch den letzteren, wenn wir auch solchen, die noch nicht lange in der alten Mainstadt ansässig sind, die Aufnahme in unser Sammelbuch nicht verweigert haben, da sie doch zum Frankfurter Litteraturkreis gehören? War doch seinerzeit in dem Wilmans'schen Buche auch der Württemberger Hölderlin aufgenommen, der nur von 1796—98 in einer reichgebildeten Frankfurter Patrizierfamilie als Hauslehrer weilte!

Wir wollen uns der leisen Hoffnung nicht verschließen, daß unter den jungen, aufstrebenden Talenten, die unser *junges* Buch in reicher Anzahl und zum Teil zum ersten Male vor das Urteil der Oeffentlichkeit bringt, wenigstens *ein* zweiter Hölderlin erstehe . . .

Wenn wir nun dargelegt haben, warum sich viele Nichtfrankfurter in unserem Buche befinden — auch längst anerkannte Dichter, die stets zu den Frankfurtern gezählt werden, sind nicht von hier gebürtig — so bedarf es doch kaum der Begründung, warum kein anderer Dialekt als nur der Frankfurter hier erklingen durfte. Das war wohl selbstverständlich. Aus diesem sozusagen prinzipiellen Grunde wird man hier Autoren, die in Frankfurt leben und *nur* in beispielsweise schwäbischer oder bayrischer Mundart schreiben, nicht begegnen. Diese Beschränkung auf hochdeutsche und Beiträge in Frankfurter Mundart mußte gemacht werden im Sinne eines Heimatbuches, das nur vereinen soll, was eben das Frankfurt unserer Tage vereint. Aus diesem Grunde fand auch in der Auswahl vieles Berücksichtigung, was heimatlich klang, was aus der nächsten Nähe sang und sich nicht in zu weite Ferne schwang . . . Der Zufall hat es gefügt, daß das alphabetisch angeordnete Buch in Frankfurter Dialekt beginnt und schließt! —

Daß aber in Frankfurt so viel gedichtet wird — wir haben es ja hier auf über 70 Namen gebracht — dafür ist der Herausgeber wohl nicht verantwortlich zu machen! . . . Wenn immerhin versehentlich eine oder die andere Persönlichkeit vergessen sein sollte, so darf dies nicht zum Vorwurf gemacht werden in Anbetracht des Reichtums, der uns in Form von Büchern, Manuskripten und zugerufenen Namen überströmte . . . Da die moderne Bewegung in der deutschen Litteratur ungefähr 1890 einsetzt, so durften wir auch in der Auswahl der bereits verstorbenen Autoren, die das Buch beginnen, nur bis auf dies Jahr zurückgreifen.

Die Auswahl geschah natürlich nach verschiedenen Gesichtspunkten. Wenn die Lyrik am stärksten bedacht ist, so hat das eben darin seinen Grund, daß ein Dichterbuch in erster Linie dieser subjektivsten, innerlichsten und meistgepflegten Kunst zu dienen hat. Es sind jedoch auch über 30 Beiträge nicht lyrischer, sondern novellistischer, dramatischer und aphoristischer Natur aufgenommen, so daß das Buch sich recht abwechselungsreich gestaltet hat. Daß die Auswahl oft nicht leicht zu treffen war, läßt sich wohl denken. Oft hätte ich gern mehr zur Durchsicht vor mir gehabt, oft auch gern — weniger! Doch gebe ich die feierliche Versicherung ab, daß ich nach aller Möglichkeit das ideale Prinzip vertrat und meinen Mitarbeitern so viel Platz einräumte, als nur irgend möglich war. Möge man daher auch die Auswahl nicht nach der Anzahl der Beiträge, sondern nach dem Umfang prüfen und bewerten, den sie beanspruchen.

Leider mußte in letzter Stunde noch viel gekürzt werden, weil der Stoff zu stark angewachsen war. Darunter litten denn auch die sonst sehr wichtigen biographischen Notizen. Sollten sie in ihrem Inhalt hier und da als zu knapp erscheinen, so ist dagegen geltend zu machen, daß von manchen Autoren nicht mehr Angaben zu erlangen waren.

Im allgemeinen ist ja auch das Buch weniger ein litterarisches, als vielmehr ein Unterhaltungsbuch geworden. Das brachte der mannigfaltige Stoff so mit sich, der sich nur zu einem bunten Kleide in der Art der früher erschienenen „Modernen Musenalmanache" verwenden ließ.

Und so möge denn das Frankfurter Dichterbuch viel Freunde suchen und finden; selbst auf die Gefahr hin, daß unser Motto dahin mißdeutet wird: das Vergangene sei größer gewesen als das, was unsre neue, noch vielfach ringende, bunte Zeit zu bieten hat.

Frankfurt a. M., Anfang August 1905.

Der Herausgeber.

Johann Jacobus (Fries)

(† 1901.)

Des gestrenzte Gensi.

Der Schweinemexter Fritz Preßkopp hat sich um Mardini erum e Gans kaaft gehat — e gar e schee fett Gensi, von e Punder acht. — Es war em net ze verdenke, dann so e Schweinemexter krieht des doch aach Ores, wann's alle Dag hääßt: „Gu Morje Worscht" — „Gun Dach Ammestickelche" — „Gu Nacht Kiebacke" — un so wollt sich der Fritz Preßkopp, wie schonnt effterscht, so e recht Bene aadhu mit dere Gans. —

Un da gung grad sei Freund, der Ochsemexter Franz Rippedeckel an seiner Scherrn vorbei, un da hat er'm zugerufe: „Franz, geh emal ebei! — So was mußt de seh — e Wunner Gottes!" — Un der Rippedeckel kimmt, un guckt wie der Brillemann, un seegt: „Hol mich der Deiwel — e schee Gensi!". — „Gelle" — prahlt der Fritz Preßkopp — „des hääßt „„Heern Se?"" — Un wannst de derr debei noch vorstellst so e Last Käste, un Rosine, un brav Brotekräutche — Hm—h! — wie werd der'sch dann do?" — Un der Franz, langmäulig, wie er is, kreischt: „Halt ei! — Heer uf! — Du mechst merr ja ordnelich Luste, un es treegt merr ja doch nix!" — „Do hast de awwer Recht!" — platzt der Preßkopp eraus — „aach noch Gäst? — Naa — mir net so! — Gäst kann ich daderzu net brauche! — Sich, die Gans werd etzt dort im erschte Stock vor'sch Kiche-Fenster gehenkt, daß se Nachts recht ausfriern dhut, un iwwermorje, bis Sonndag, werd se geachelt." — Un der Franz Rippedeckel seegt: „No, gesegne Mohlzeit!" — un lääft geschwind bleede. —

Awwer unnerwegs wollt em des Gensi doch gar net aus dem Kopp eraus — er hats em net recht gegunnt — un er simmelirt, wie er dem Fritz doch wenigstens en klaane Tort aadhu, un e bissi en Schrecke eijage kennt. — Un wie er nu in de „Storch" kimmt, um en Schoppe Aeppelwei ze trinke, da trifft er sei zwaa gute Freund, de Kalbsmexter Philipp Zugab, un de Hammelmexter Hennerich Milze. —

Er ſitzt ſich derzu, un verzehlt von dere Gans, un uf aamal ſeegt er haamlich: „Seid err derbei, wann merr den Fritz Preßkopp e biſſi uhze?“ — Die Annern meene: „Bei eme Uhz ſinn merr immer derbei. — Was willſt de dann pexiern?“ — Un der Franz piſchpelt: „Baßt uf! — Heint Nacht, zwiſche Elf un Zwelf, da mißt err am Preßkopp ſeim Haus ſei — ich breng e Laater mit, die halt err merr, daß ich net fall — und ich ſtiwwitz die Gans vom Fenſter eweck. — Es ſoll ja blos e klaaner Hannuh ſei — verſteht err? — merr gewwe'm ſei Eigedumm widder — es is nor von wege dem Fritz ſeim Boonem de annern Morjent — des aazegucke is warrlich e Carlien werth.“ — Un die Annern häwwele ſchaddefroh, un ſage: „Der Franz is e Dos mit ſei'm Eifall — es gilt — merr finne uns ei.“ —

Un um die ausgemacht Zeit erſcheine aach die Drei uf ihrm Poſte. — Es war mäuſiſtill dorch die ganz Langſcherrn, nor de Katze hat merr als emal maunze heern — un der Rippedeckel fihrt richtig die Sach aus. — Wie er awwer widder der Laater erunner will, un is ſchonnt beinah uf der Erd — wupp dich! — da glitſcht er aus, dann die Laater war e biſſi fett, — un borzelt e paar Sproſſe erunner — un grad uf ſei Hobbch-Nas, ſo daß em die blut, wie aus eme Kennel! — Die Annern hewe'n uf, un frage engſtlich: „Du haſt derr doch net weh gedhaa? — Schwätz!“ — Der Franz awwer flucht fuchsdeiwelswild: „E heilig Gewitter muß ja die verdammt Laater verſchmeiße! — Da hätt ich mich ſchee bezahle kenne — awwer außer an meiner Nas is merr nix annerſchter baſſiert“ — woruff die Zwaa meene: „No, Gott ſei Dank — froh kannſt de ſei, daß de mit eme Blomeel dervo kimmſt!“ — Wie ſe awwer nu die ſchee Gans ſo betrachte, iwwer die der Franz Rippedeckel beinah ſei Halsgnick brach, da ſteiht dene zwaa Deiwelsplanze uf aamal e miſeraweler Gedanke in ihrm Herrnkaſte uf, un der Philipp Zugab ſeegt: „Ebbes muß der Franz dann doch, zum Deiwel zu, profendiern for ſei Unglick. — Ich will euch was ſage. — Etzt hawwe merr emal die Gans, un etzt behalte merr ſche aach.“ — Un der Hennerich Milze ſtimmt zu: „Du haſt, waß Gott, net Unrecht! — Widder eraus ze gewwe, was merr mit Doodesverachtung errunge — des weer doch gar ze aafällig!“ — Un er gibt noch den Drick druff: „Sich, Frenzi, ſo bleibt derr doch noch aa Troſt in deim Schickſal: die Gans, die im Spaß geſtrenzt war, die werd im Ernſt

gefresse! — Was hältst de dadervo?" — Un der Franz rieft entschlosse: „Meiner Seel, ihr habt's getroffe! — Sich umsonst die Nas ze verschinne, kann aam doch Niemand net zumuthe. — Ich bin debei — un horcht! Morje is Samstag, do wern ich des Gensi brate lasse bei der Fraa Behm, uf dem Kornmark — un de Awend werd die Prostemahlzeit geachelt!" — Un die Zwaa fange an, braatmäulig ze grinse, un sie gewwe dem Franz de Ufdrag, die Sach ze besorje, uf Awens em Acht Uhr. — Un die sauwere Cumbane schleiche sich bedugt haame, als wann gar nix bassiert weer.

Wie nu der Fritz Preßkopp de annern Morjent sei Juweelche net mehr fand, da ward er so withend wie e Drache, un kreischt: „Wann ich den Kerl verwische, der merr die schee Gans gestohle hat, da geht's Dem e paar Minute schlecht! — Ich schweer em zu, er krieht e halb Dutzend Flappche, daß sei Nas uf drei Woche blitzebloh sei soll! — So e Schuft! — So e Räuwer!"

Un zur selwige Stunn is aach schonnt der Franz Rippedeckel mit seim Raab uf dem Kornmark aagelangt, un seegt: „Gu Morje, Fraa Behm!" — Un die Fraa Behm erwiddert: „Ei, gute Morge, Herr Rippedeckel! — So frih schonnt wolle Se mich beim Schoppe beehrn?" — Der Franz awwer schmunzelt: „Um de Schoppe hannelt sich's ewe noch net — des wern ich de Awend besorje. — Awwer, gelle, Fraa Behm, Sie wern so gietig sei, un brate merr des Gensi do, mit brav Käste un Rosine drinn, for heint Awend em Acht. — Ich wern mit zwaa Freund komme, die ich eigelade hab, mit de zwaa Mextermaaster „Zugab" un „Milze", die Se ja kenne dhun. — For de Braterloh un die Zudhate bin ich Ihne nadierlich gut — verstehn Se — es werd Alles bezahlt — des is so klar wie Kleesbrieh." — Un die Fraa Behm versetzt, mit grazieeser Verbeigung: „Ganz wie Sie befehle, Herr Rippedeckel! — Eme Stammgast wie Ihne dhut merr sehr gern so en Gefalle. Schonnt um Siewe soll Alles baraat sei, wann die Herrn verleicht ehnder ze essen beliewe." — Un wie der Franz noch sehr ardig seegt: „Also merr verlosse uns drauf", — da fällt em die Fraa Behm in die Redd: „Awwer was hawwe Se dann da for e garschtig blau Nas? — nix for ungut — Sie hawwe sich scheint's an Etwas gestoße — gelten Sie?" — Der Rippedeckel brummelt awwer ganz verdutzd: „Wisse Se,

ich wollt so e oosig Katz aus meiner Scherrn jage, die merr schonnt so manche Brocke Flaasch gestohle hat — un da bin ich iwwer en Reiserbesem gestolpert, und verschinn Ihne aach grad an der Wand die Nas, daß se geblut hat." — Un die Fraa Behm mecht sehr mitlaadig: „Oo—h! — Des is awwer auch e Malleer! — No, es werd nichts ze sage hawwe — Sie kriehe widder so e schee weiß Nas wie vorher." — „Des wolle merr hoffe" — erwiddert der Franz — „also Gu Morje eweil" — un fort war er. — Un wie er an die Scherrn kimmt, da rieft er seine zwaa Freund im Vorbeigeh ganz fideel zu: „Es is Alles in der Reih! — Die Sach is sogar schonnt em Siwwe fertig — awwer merr lasse's bei Acht Uhr." — Un er eilt sich, an sein Scherrn ze komme, dann er sicht schonnt e paar Kunne uf en waarte. —

Awwer wie's dann uf dem Parrthorn Zwelf Uhr läut, da trafe sich, wie gewehnlich, der Philipp Zugab un der Hennerich Milze bei'm Schoppe Aeppelwei in der Bennergaß. — Un wie se da hocke, un schwätze nix, da mecht der Philipp uf aamal e mordspiffig Gesicht un seegt: „Waaßt de was, Hennerich? — Es kimmt merr do e oosig Idee." — Der Hennerich freegt verwunnert: „E Idee kimmt derr? — No eraus mit de Wicke!" — Un da mormelt der Philipp: „Geb Owacht! — Wann der Franz Rippedeckel den Fritz Preßkopp uhze dhat — warum selle mir dann etzt den Franz net aach widder uhze? — Merr gehn schonnt em Siwwe bei die Fraa Behm, un machen err weis, der Franz kennt net komme, er hätt gesacht, es hielt en die Geschäfte dringend ab, er hätt uns awwer etzt emal eigelade, un merr sellte uns die Gans nor allaa schmecke lasse. Un aach de Wei dheet er bezahle. — Un is emal die Gans ersicht in unserne Kluppe — Gott verdeppel! — da is se aach verlese! — Net e Krimmelche lasse merr iwwerig — un merr dricke uns bei Zeit widder, ehnder des Frenzi aagehaspelt kimmt!" — Da brach der Hennerich Milze in e saddanisch Gelächter aus un rieft: „Des hast de gut gemacht, Philipp, — des weer ja rein zum Verplatze! — Des Gensi wieht zwar sei geheerige acht Pund, — awwer wann merr des Ingewatt, Kopp un Platsche, un volligster die Knoche abrechent, da bleiwe hechstens vier Pinderche iwwerig, un des is net ze viel for zwaa Mextermaaster von unserer Stadduhr, mit eme Abbeditt wie die Leewe." — „Meen ich dann!" — fällt em der Philipp in die Redd — „mer esse

emal nix ze Vieruhr, un merr hawwe ſchonnt ganz annern Leiſtunge verfihrt." — Un die zwaa Cannuff trolle ſich haame.

Un de Awend em Siwwe ſinn ſe aach pinktlich an Ort un Stell, un berichte der Fraa Behm, wie verabredd, un ſie ſellt die Gans nor ereibrenge. — Un die Fraa Gaſthaltern ſeegt: „Sehr wohl — wie die Herrn befehle, un wie der Herr Rippedeckel angeordent hat." — Un die Gans kam uf de Diſch, un die zwaa Wahrwelf hawwe gekaut un genagt un geſchmatzt, daß es net mehr ſchee ze nenne — un in ere klaane halwe Stunn war nix mehr ze ſeh, als die Knoche! — Un zwaa Bodelle vom feinſte Riedesheimer, im Werth von beinah vier Gulde, hawwe die unverſcheemte Ceſer dezu gepetzt! — Un ſie ſtunde dann ohne lange Fiſſemadente uf, un flaanzele iwwer die Fraa Werrthin: „Es is werklich e rein Koſperigkeit geweſt, des Nachteſſe! — Awwer daß nix umkimmt von dere ſcheene Gans, die Se ſo delegat zuberaat hawwe — ſehn Se, Fraa Behm, — da wollte merr Ihne Ehr mache, un hawwe aach kaa Miffelche net iwwrig gelaſſe. — Aach iwwer den Staat all von feine Riedesheimer zolle merr Ihne unſer vollſte Hochachtung!" — Un die Fraa Gaſtgewwern erwiddert, ebbes erſtaunt iwwer den forchtbare Abbeditt: „Ich dank Ihne for des Complement — wann's dene Herrn nor geſchmeckt hat." — Un die Banditte bezahle aach die zwaa Bodelle feine Wei net, un rufe: „Gu Nacht, Fraa Behm — laſſe Se ſich was Sießes traame" — woruff die Fraa Werrthin entgegent: „Gute Nacht, meine Herrn, komme Se wohl nach Haus. — Es is nor Jammerſchadd, daß der Herr Rippedeckel nicht auch derbei war." — „Ja" — ſeifze die zwaa Heichler — „es hat uns in der dieſſte Seel laad gedhaa! — Noch emal gu Nacht, Fraa Behm!" —

Un ſo war die Geſchicht vor der Hand gut. — Wie's awwer uf dem Cathrinethorn Acht ſchleegt — da dhut ſich die Thir uf — un wer kimmt erei? — Der Herr Franz Rippedeckel, un ſeegt gemiethlich: „Gu Awend, Fraa Behm — da bin ich." — Un er guckt ſich ringsdicherum um, un fehrt verwunnert fort: „Awwer ich ſehn die zwaa annern Herrn noch net — die kennte doch aach pinktlicher ſei bei ſo ere wichdige Aagelegenheit." — Die Fraa Werrthin awwer krag en Schrecke, daß ſe ſchlooſeweiß ward, un ſtottert: — „Die zwei Herrn? — Ei, die zwei Herrn war'n ſehr pinktlich, Herr Rippedeckel! — Sie war'n ſchonnt em Siewe da — un dheilte merr mit, der Herr

Rippedeckel kennt nicht komme, wege dringende Geschäfte. — Er hätt gesagt, sie sellte nor ohne ihn esse, er hätt se ewens emal eigelade, un daderbei bliebs, aach for de Wei. — Un — nix for ungut — die Herrn hatte scheint's en sehr gute Abbeditt — un aaße die ganz Gans Rump un Stump auf!" — Wie e Block, un keesweiß, stund der Franz da! — Etzt awwer kraag er en Zorn wie e Gickel — sei Kopp ward so roth wie e Himbihr, un sei bloh Nas so vigelett wie e Maulbihr — un er kreischt wie e Neudheter: „Was? — Geloge hawwe se Ihne, ich kennt net komme? — Ufgefresse hawwe se allaa mei Gans, in meiner Abwesenheit? — Die elendige Schuwiacke! — die Räuwer! — die Gäscht! — Awwer wart' — des sollt err merr ekelig bieße, ihr ungehenkte Dieb! — Ich waaß, was ich dhu — mich uhzt err net! — Wart' nor, morje sollt err'sch erfahrn!" — Un er sterzt fort — un die Fraa Behm konnt nor noch geschwind lispele: „Gute Nacht, Herr Rippedeckel!" — Un der Franz legt sich vor Wuth in's Bett, schonnt em neun Uhr, un kaut e Stick Lewwerworscht, anstatts seiner Gans — un trinkt e Glas Brunnewasser, statts ere Bodell Wei — un grunzt zwische dere Worscht dorch: „Wart' nor, ihr Hallunke, morje werdt err was erlewe!" — Un endlich is er eigeschlafe. —

De annern Morjent, am heilige Sonndag, wie der Rippedeckel kaum sein Kaffee un Breedche enunner gewergt hat, da lääft er aach schonnt wie e Blutvergießer bei den Preßkopp, un seegt: „No, Fritz, bei schee, kosber Gensi is derr gestrenzt warn, wie ich heer! — Waaßt de dann awwer aach, wer'sch gefresse hat?" — „Naa", — seifzt der Preßkopp, „ich hab, laader Gottes, kaa Ahnung net dervo!" — „Awwer ich waaß es!" — kreischt der Franz. „Sich — ich will derr Alles gesteh. — Ich wollt so en klaane Hannuh mit derr mache, un dich e bissi in Schrecke jage — awwer Alles in Lieb un Freundschaft, verstehst de? — Drum sag ich derr jetzt ganz ufrichtig grad eraus: Ich war'sch, der die Nacht die Gans erunner hat geholt — un — guckst de" — „Du warschts?" — mecht der Fritz, wie verstaanert. — „Scht!" — beschwichtigt der Franz — „laß mich ausredde! — Sich, Fritz, ich wollt derr sche de Morjent ehrlich widder brenge — da hawwe merr awwer die zwaa schlechte Eeser, der Philipp Zugab un der Hennerich Milze — unser Herrgott soll se verdamme! — die Gans haamlich widder ge-

gamst, un hawwe se bei der Fraa Behm brate lasse, un raddekal ufgefresse! — Etzt waast de, an wen de dich halte mußt, von wege der Bezahlung! — Schenke derfst de dene den Raab net — so Gaudieb un Raatzevolk!" — Der Fritz Preßkopp hat ruhig zugehorcht — wie awwer die Littenei fertig is, da erwiddert er ganz kaltblitig: „Also du hast die Gans von mei'm Fenster erunner geholt? — Mehr brauch ich net ze wisse. — Du hast des Thier ze erscht gestohle — un du bezehlst's etzt aach, odder du bist morje uf dem Amt verklagt. — Verstehst de mich?" — Dem Franz werd's himmelangst, un er lammendiert: „Fritz, mach doch die Sache net! — Ich kraag ja von dem Genzi gar kaan Muffel net. — Sei gescheidt — die Annern warn's doch, die sich an dei'm Eigedumm so e schendlich Beene aadhate!" — Awwer der Fritz Preßkopp kappt en ab: „Wer die Gans gefresse hat, is merr allaans — du bezehlst se — un damit ab!"

Un wie der Unglickliche endlich, mit schwerem Herze, de Beutel uf mecht, un bezehlt, da meent noch der Fritz Preßkopp, während er des Geld eisteckt: „Guck, Franz, du kimmst noch zimmlich gut eweck, bei dere Geschicht. Ich hatt dem Kerl, der merr mei Gans gestohle, haamlich geschworn, e halb Dutzend Flappche ze verabfolge, bis sei Nas blitzebloh weer. — Awwer ich seh, du hast derr schonnt die bloh Nas wo annerschter geholt, un drum halt ich mich von mei'm Schwur entbunne!" —

Un wie dann der Franz Rippedeckel haam geschliche is, wie e gebissener Hund, da stund aach schonnt der klaa Kellnerschbub von der Fraa Behm da, mit der Rechnung iwwer Fimf Gulde for Käste un Braterloh un Wei, die der geschlagene Mensch aach noch bleche mußt, so daß en der Uhz in Allem grad Siwwe Gulde verzig gekost hat. — Un so blieb dem aarme Frenzi for all sei Mih un sei Lewensgefahr un sei schwer Geld nix weiter, als e wunnerschee blitzebloh Nas! —

Wilhelm Jordan

(† 1904)

Sei mitleidsvoll.

Sei mitleidsvoll, o Menſch! Zerdrücke
Dem Käfer nicht die goldne Bruſt
Und gönne ſelbſt der kleinen Mücke
Den Sonnentanz, die kurze Luſt.

Ein langes mütterliches Bilden
Hat rührend in der Larve Nacht
Gerieft an dieſen Flügelſchilden
Den Schmelz von grün metallner Pracht.

Er muß nach einem Sommer ſterben
Wo du dich ſiebzig Jahre ſonn'ſt;
O laß ihn laufen, fliegen, werben,
Er ſei ſo prachtvoll nicht umſonſt.

Ein Waſſerwürmchen lag im Moore,
Vom Himmel träumend, fußlos, blind.
Da wächſt ihm Fuß und Aug'; am Rohre
Erſteigt es Lüfte warm und lind.

Von Sommerglut getrocknet ſpringen
Die Gliederſchalen; blaue Höhn
Erſtrebt's auf zart gewobnen Schwingen
Und ſummt: Wie ſchön, wie wunderſchön!

Nun iſt's in ſeinen Himmelreichen;
Sein höchſtes Glück — ein Tag umſpannt's.
So gönn' ihm nun mit ſeinesgleichen
Den Elfenchor im Abendglanz.

Sei mitleidsvoll! Was wir erfuhren,
Das ſchläft im Stein, das webt im Baum,
Das zuckt in allen Kreaturen
Als Dämmerlicht, als Fragetraum.

Sei mitleidsvoll! Du bist gewesen
Was todesbang vor dir entrinnt.
Sei mitleidsvoll! Du wirst verwesen
Und wieder werden was sie sind.

Sei mitleidsvoll, o Mensch! Zerdrücke
Dem Käfer nicht die goldne Brust
Und gönne selbst der kleinen Mücke
Den Sonnentanz, die kurze Lust.

Mittsommerabendlied.

Wie sich Lust mit leiser Klage
Wunderbar im Herzen mischt
Wann der längsten Sommertage
Spätes Abendrot erlischt!

Goldne Dämmerstreifen säumen
Nordwärts nur den Erdenrand;
Lichtvoll über dunkeln Bäumen
Ist der Himmel ausgespannt.

Seltne Sterne nur durchstrahlen
Bleich die glanzgetränkte Luft;
Aus weit offnen Rosenschalen
Steigt der Erde Opferduft.

Doch die Blüten sind gefallen,
Früchte schwellt die Juniglut;
Die verstummten Nachtigallen
Sorgen schon für junge Brut.

Ob der längste Tag vergangen,
Ob das Jahr sich wieder neigt,
Ob verwelkt des Frühlings Prangen,
Ob des Vogels Brautlied schweigt:

2

Wilhelm Jordan

An dem Werk der ew'gen Dauer
Webt in Lüften, Wald und Flur
Selbſtvergeſſen ohne Trauer
Weiter alle Kreatur.

Nur des Menſchen Herz verzichtet
Niemals ohne Widerſtreit,
Nur die Menſchenſeele dichtet
Eine Lenzesewigkeit.

Denn dies Herz vermag zu blühen
Wann ſich längſt das Leben neigt,
Dieſe Seele jung zu glühen
Wann der Herbſt die Locken bleicht.

Herzensblüten, Seelengluten,
Hinter Nordens goldnem Rand,
Jenſeits ferner Meeresfluten
Such' ich euch ein Märchenland.

Drüben dürft ihr euch entfalten,
Drüben in der Sehnſucht Reich
Laſſ' ich euch gewährend walten,
Selbſt verjüngt und göttergleich.

Wirklich nun dahin zu ſchweben
Lockt der Himmel wunderklar
Und ich muß die Arme heben —
Ach, ſie ſind kein Flügelpaar.

Und der Luft iſt leiſe Klage
Tief im Herzen beigemiſcht
Wann der längſten Sommertage
Spätes Abendrot erliſcht.

Wilhelm Jordan

An König Wilhelm.

(Aus den Tagen zwischen Wörth und Gravelotte.)

Ein Morgen voll Betrübnis war's nach einer Nacht voll Bangen
An dem wir Dich zum ersten mal als König hier empfangen;
Denn Dach und Turm des Kaiserdoms verzehrten wilde Flammen;
Wir fürchteten, es stürze bald der ganze Bau zusammen.

Du eiltest hin und schauteſt noch mit ernstumwölkter Miene
Von Flämmchen hier und da durchzuckt die rauchende Ruine.
Was Du geredet hört' ich nicht, doch sah ich was du dachteſt,
Indem Du wie aus schwerem Traum zu heiterm Blick erwachteſt:

„Wohl fest genug erweisen sich die alten deutschen Mauern
Um neu gedeckt auch fernerhin Jahrhunderte zu dauern.
Sie werden bald umrüstet stehn vom Fuß zum höchsten Rande;
Vollendung soll des Meisters Plan verdanken diesem Brande.

„Zerstört ist nur das alte Dach, zermürbt vom Glutensturme
Die Kappe, welche Hast und Not einst aufgestülpt dem Turme.
Sie soll des Bau's Krystallgesetz nicht länger plump verhöhnen;
In Zukunft wird ihn licht und schlank die Pyramide krönen."

So dachteſt Du. Doch als den Turm umstarrte das Gerüste —
Da schleudert' uns der Erbfeind zu in frechem Raubgelüste
Den Kriegesbrand. Du rufſt, und rasch zum schwer bedrohten Strome
In Waffen wogt das deutsche Volk, umrüstet gleich dem Dome.

Schon merkt der dünkelvolle Feind den aufgewachten Riesen,
Schon zweimal wurden derb und weit die Räuber heimgewiesen.
Zu Boden wirf nun ganz, o Herr, mit ungeheuerm Streiche
Dies Neidhartsvolk das uns gewehrt den Bau am eignen Reiche.

Wie eitel sich's auch schminkt und bläht, es fühlt: nur zwischen Kleinen
Gelingt ihm die Komödie, Sich und andern groß zu scheinen.
So hat's geschürt den Zwietrachtsbrand mit Lug und Trug und Tücke
Der unsern alten Kaiserbau zerfallen ließ in Stücke.

Allein die wälsche Niedertracht war doch nur halb gelungen.
Wie tief uns auch die Not gebeugt, Eins wurde nie bezwungen:
Unsterblich lebt und schafft in uns als göttliches Vermächtnis
Was nie verzichtet, nie verzagt, des deutschen Volks Gedächtnis.

Vom Vater mehr denn einmal schon bis hin zum Enkelsohne
War wirrwarrvolles Zwischenreich, verwaist die Kaiserkrone.
Vergessen aber war sie nie, die Hoffnung nie geschwunden,
Einst werde wieder auch für sie das rechte Haupt gefunden.

Durch deutschen Fleiß und deutsche Kraft erhob sich aus den Trümmern
Der Bau des Reichs. Ein Wetterdach der Hälfte aufzuzimmern
War Dir, o Herr, gelungen schon — da riß mit giftgem Neide
Das lange schon geschliffne Schwert der Nachbar aus der Scheide.

So hab' er nun was ihm gebührt, dem frechen Länderdiebe!
Zur Heilung seines Größenwahns empfang' er deutsche Hiebe.
Doch Eines möge das Geschick ihm wirklich ganz erhören:
Der Brand, den er geschleudert, mag das Wetterdach zerstören.

Auch wenn er manchen Stein zermürbt und manche Nebenspitze
Die nur als eitle Zier bisher herangelockt die Blitze,
Auch ihn bestehen stark genug die alten deutschen Mauern,
Aufs neue prachtvoll überwölbt Jahrhunderte zu dauern.

Was vorgezeichnet unserm Volk des Weltenmeisters Plane
Verdanke die Vollendung dann dem letzten Glutorkane.
Du, Heldenkönig, sorge nun, daß bald ein Ruhmesfriede
Dem Turm die schlanke Krönung gibt, die Kaiserpyramide.

Aus „Erfüllung des Christentums".

Anstatt die Herzen zu vergiften
Mit Hader, was nach alten Schriften
Des Glaubens rechte Lehre sei,
Erkennet an lebend'gen Zeichen
Was heut in dieses Glaubens Reichen
Sein Ruhm und ihre Ehre sei.

Merkt, auch die Gottessage dichte
Der Menschheit vor, was die Geschichte
Mit Kampf und Arbeit spät vollzieht.
So wird's euch endlich offenbar sein
Es könne Das nur ewigwahr sein,
Was immerdar und nie geschieht.

— ——— —

Champagnerlied.

Was ſteht hier wölbig rund und ſchlank,
Geſchmückt mit Schild und buntem Wappen,
Das Haupt behelmt, den Nacken blank
Umharniſcht gleich 'nem Edelknappen?

Die Proſa, die nichts recht verſteht,
Behauptet keck: das iſt 'ne Flaſche.
Die Wahrheit zieht euch der Poet
Hervor aus ſeiner Zaubertaſche.

Befreit euch denn in ſeiner Schule
Die Augen von der Ueberſchuppung:
Des feinſten Liebchens luſt'ger Buhle
Schläft hier im Zuſtand der Verpuppung.

Begehrlich aus dem Kerker ſchaut
Er jetzt umher nach durſtgen Kehlen,
Voll Ungeduld, ſich ſeiner Braut,
Der Menſchenſeele, zu vermählen.

Wohlan, wir wollen ihn befrein,
Denn wir ſind aufgeklärte Leute;
Wir hören andachtsvoll beim Wein
Im Gläſerklang ein Feſtgeläute.

Nun ein Druck mit dem Daumen, und luſtig pufft
Sein Freiheits-Victoria-Schießen.
Die Kerkertür fliegt hoch in die Luft,
Und ſchäumend beginnt er zu fließen.
Doch er mäßigt im Glaſe den Uebermut,
Zum Gewiſper dämpft ſich das Rauſchen.
Dann mußt du die ſüße Flammenflut
Vor das Licht gehalten belauſchen.

Wie ſich die flimmernden
Luftkreatürchen
Reizend zu ſchimmernden
Kettchen und Schnürchen
Von Perlen verweben,
In tollem Gedränge
Und zahlloſer Menge
Immer nach oben
Geduldlos ſchweben
Um aufzutauchen,
Doch dann zerſtoben
Ihr kurzes Leben
Sogleich verhauchen!

Doch der gebärenden
Tiefe entſteigen
Zahllos die Reigen
Der Daſein begehrenden,
Kaum es erwerbenden
Auch ſchon ſterbenden
Neuen Gebilde
Der luſtigen Gilde.

Ich leſe das Zeugnis
In euern Augen:
Ihr merkt ſchon das Gleichnis,
Zu welchem ſie taugen.

Um das ewige Rätſel doch zu ergründen
Und glaublich in Vers und Reim zu verkünden,
Haben die Dichter ſich müde geſonnen,
Blumen und Sterne zum Liede geſponnen,
Als ob es in ihnen zu leſen ſei,
Was des Menſchen innerſtes Weſen ſei.
Aber das beſte Sinnbild von allen
Für unſer ſo flüchtiges Erdenwallen
Fiel noch Keinem bisher im Traum ein.
Ich — ich erblick' es in dieſem Schaumwein;
Denn wir ſelbſt ſind den Perlen im Kelch zu vergleichen,
Die eben nur leben, ſolange ſie ſteigen.

Wie wir ſo ſtreben,
Immer nach oben,
Wirken und weben,
Was wir gewoben,
Was wir errungen,
Schelten und tadeln;
Was unerſchwungen
Preiſen und loben,
Heiligen, adeln,
Himmelhoch heben!
Sind wir dann oben
Endlich am Ziel —:
Aus iſt das Spiel!
Weiter nach oben
Möchten wir ſchweben,
Aber das Leben
Iſt ſchon zerſtoben.

Freilich, die Reihe
Nimmer endet;
Immer neue
Und neue ſendet
Empor zum grünenden Erdenrund
Der zeugungskräftige,
Raſtlos geſchäftige
Elementariſche Muttergrund.

Nichts als Träume ſind wir alle,
Geträumt vom lebendigen Erdenballe.
Einſt hat auch er ſich ausgeträumt,
Der Geiſterkelch ſich matt geſchäumt . . .

Doch fort mit den nächtlichen Zukunftsgedanken!
Noch rollt ja der Erdſtern ohne zu wanken.
Uns erlaubt er, zu wandeln im Glanze der Sonne,
Zu ſchauen die ſchöne, die farbige Welt
Und unſerem Auge zu leuchten von Wonne,
Wann's lohnende Blicke von andern erhält.

Es gelingt uns ja noch, den Ernſt und die Schmerzen
Des menſchlichen Loſes von hinnen zu ſcherzen
Und zu lächeln, indem wir von unſern Geſchicken
Im Schaumwein das treffende Gleichnis erblicken
Wann ſich die flimmernden
Luftkreatürchen
Reizend zu ſchimmernden
Kettchen und Schnürchen
Von Perlen verweben,
In tollem Gedränge
Unendlicher Menge
Immer nach oben
Geduldlos ſchweben,
Um aufzutauchen,
Doch dann zerſtoben
Ihr flüchtiges Leben
Sogleich verhauchen. —

Doch nein! Wir ſtillen
Dem kleinen Geſindel
Den Hochmutſchwindel
Und tun ihm den Willen:
Es nehme zur Leiter,
Indem wir es nippen,
Unſere Lippen
Und ſteige da weiter,
Um hochzeitheiter
Unſeren Seelen
Sich zu vermählen.

So lernen wir dankbar, ſolange wir dürfen,
Des Daſeins würzigen Freudenpokal
Mit der dichteriſch ſinnigen Andacht ſchlürfen
Die das Irdiſche krönt mit dem Glorienſtrahl,
Und erlangen die Kunſt, ſchon ſelig zu werden
Im Wechſel von Licht und Schatten auf Erden.

Beſcheide dich.

Beſcheide dich. Laß unbemurrt
Der Andern Reichtum, Hochgeburt.
Wofern du Alles recht erwögſt,
Nicht ſchimmerblind dich ſelbſt betrögſt,
Du fändeſt falſch dein Klagelied
Und überall den Unterſchied
Der Summen von Genuß und Pein
Verſchwindend klein.
Verdirb dir nur dein Mittelmaß
Mit keinem Paradieſestraum
Und wie der Gärtner ſeinen Baum
Verteidigt gegen Raupenfraß,
Behüte vor dem Neide dich.
Dein Amt verſieh. Beſcheide dich.

Beſcheide dich faſt immerdar
Beſorgt zu ſein und in Gefahr.
Mit raſchem Witz und Stärke feit
Nur wackrer Streit mit Not und Neid.
Mit hellen Augen ſieh umher:
Wer nicht in tapf'rer Gegenwehr
Beſtanden hartes Ungemach,
Bleibt willensſchwach.
Wenn ſteil und hoch zum Sieg den Pfad
Ein Hinderwall zu ſperren droht,
Dann wiſſe, daß mit Beſtgebot
Die Göttin deines Glücks genaht;
Dann wähne nicht, ſie meide dich;
Erſteige — dann beſcheide dich.

Beſcheide dich. Der Kindheit Spiel,
Der Liebe Sehnſucht nach dem Ziel;
Der heil'ge Bund, im Kampf zu zweit
Getreu zu teilen Freud und Leid;
Was wert von dir des Lebens war
An Kinder, an die Enkelſchaar

Vererbt zu ſehn zu höherm Heil:
Das iſt dein Teil.
Beglückender als Glanz und Rang
Iſt das Bewußtſein, Liebe, Fleiß
Dem eng umgrenzten Pflichtenkreis
Geweiht zu haben lebenslang.
Das tröſtet auch im Leide dich.
Sei dankbar und beſcheide dich.

Beſcheide dich. Den höchſten Lohn
Für wackres Werk empfingſt du ſchon
Indem du ſchufſt: die Schaffensluſt,
Das Gottgefühl der Menſchenbruſt.
Die Beſten alle leben fort
In Dir durch Zucht, durch Schrift und Wort;
Soweit du ſchufſt und warſt wie Die
Vergehſt du nie.
Doch ewig bleibſt du feſtgebannt
An Mutter Erde, Erdenſohn;
Drum träume nicht von Zukunftlohn
Noch andrer Art; denn ſonſt beſchämt
Ja Seneca der Heide dich.
Sei tapfer und beſcheide dich.

Beſcheide dich. Im ſchmalen Spalt,
Den du gewahrſt vom Weltenwald,
Iſt unſrer Sonne ganzes Reich
Nur eines Aſtes Nebenzweig
Und an dem Zweig ein Knöſpchen Moos
Die Erde, deren Mutterſchoß
Für zwei Minuten Uns gebar
Vom Weltenjahr.
Aeonen hatte ſie gezählt
Bevor ſie endlich Menſchen trug;
Aeonen währt ihr Aetherflug
Noch menſchenlos, bis einſt verſchwält
Der Sonnenball. Entkleide dich
Des Hochmuts Menſch! Beſcheide dich.

Beſcheide dich. Dem Ocean
Entkrochen iſt dein Stammesahn
Nach ewig langem Chaosſturm
Als tauber, blinder Waſſerwurm.
Wohin gedieh ſein ſpäter Sproß?
Er wägt den Siriuskoloß,
Nimmt Welten, längſt ſchon unſichtbar,
Berechnend wahr.
Du, dieſes Zwergſterns ſchwacher Wicht,
Indem du Run' an Rune reihſt
Entzifferſt, als ein Teil vom Geiſt
Des All, ſein ewig Gottgedicht.
An dieſem Hochamt weide dich,
Doch demutvoll. Beſcheide dich.

Jakob Krebs

(† 1902.)

Der Apfelbaum.

Es war in meines Gärtchens Raum
Beim Hauſe ſtill der Apfelbaum
In Knospen aufgegangen;
Mit roſenfarb'ner Blütenzier,
Wie Morgenröte leuchtend mir,
Stand er in holdem Prangen.
Und Schmetterlinge gold und blau
Berauſchten ſich am klaren Tau,
Der über ihn gebreitet;
Und Bienlein ſummten hin und her
Und zogen von ihm honigſchwer,
Von ſeinem Duft begleitet.
Es war ein ird'ſches Wonnebild,
Und meine Seele ward geſtillt,
Wenn ſie dies Wunder ſchaute.
Oft ging ich draußen ganz allein
Und wollte um den Baum nur ſein,
Bis daß die Nacht ergraute.
Doch in der Nacht ein Blitz herfuhr.
Bezeichnend ſeine Todesſpur
Mit grellem Feuerſchlage; —
Dahin war meine Blütenwelt,
Ich ſah die Krone ganz zerſpellt
Beim Morgenrot am Tage.
Noch glühte zwar die Himmelsglut
Doch färbte welkes Roſenblut
Die dunkle Gartenerde.
Und mir, ſprach ich, ja mir zumeiſt
Seufzt künftig nur ein Trauergeiſt,
Bis daß ich Aſche werde!
Kein Freudenton, kein Spiel, noch Luſt
Zieh' mehr durch die gekränkte Bruſt,

Und jeder Stern erbleiche;
Denn ſeht, in dieſes Furchengrab
Riß jäher Sturm mir ſie hinab
Die roſ'ge Blütenleiche!
Doch als ich ſo im Schmerze ſchwur,
Weil mir dies Wunder der Natur
War wie in Nichts zerfloſſen,
Da tönte eine andre Stimm',
Die hat mir in den herben Grimm
Gar ſanftes Oel ergoſſen;
Ich ſchenke Haus und Garten dir
Und deines Baumes Roſenzier
Hoch über Morgenröten.
Dort wankt nichts mehr, noch fällt es gar,
Was blüht, es blüht auf immerdar;
Dort gilt kein Feuertöten.
Dort iſt ein Totenauferſtehn,
Ein all Verlornes Wiederſehn,
Ein ew'ges Liebewallen.
Tritt her, in leuchtender Geſtalt
Als ſel'ger Geiſt dich auch umwallt
Die Blüte, die gefallen! —

Gondellied.

Sargähnliches Schifflein, du gleiteſt inmitten
Von Lichtern der Höhe und Schrecken im Grund!
Wohin? o wohin mit den rudernden Schritten
Beim wechſelnden Lied aus Pilotenmund?

Iſt alles doch Rätſel im Kommen, im Gehen,
Im Kreislauf, worin ſich das Leben verſchlingt;
Da immer das Alte, was vorher geſchehen,
Iſt ein in die Kette der Zukunft geringt
Und immer, was kommt, zum Vergang'nen entweicht;
Gleich tanzendem Wurf, über Waſſer geſchnellt,
Bald alles die Klippen des Todes erreicht, daran es zerſchellt!

Wimmelnde Stadt mit der Seufzerbrücke,
Zahlloſen Weh's, wie die Wellenblicke
Zahllos ſchwanken gondelumher,
Iſt ein Ruhfels nirgends auf pfadloſem Meer? —
„Zur Ruhe gelanget nur, wer mich erkor,
Ich führe zum Porte des Friedens empor,
Der ich wandle hoch über Wogen und Schaum.
Sieh', bald iſt zerronnen des Lebens Traum
Mit ſeinen Schauern, du weißt es kaum! — Du weißt es kaum!" —

Die Pflanze.

Die Sonne liebt die arme Erde
Und ſchickt den Strahl zu ihr herab,
Auf daß die dunkle ſonnig werde,
Ein Blütenbeet ihr Schollengrab.
Mit erdentbranntem Liebesglühen
Zieht ſie die niedre Magd ſich groß;
Die läßt ſich liebend zu ihr ziehen
Und öffnet leis den Mutterſchoß.
Und aus dem einsgewordnen Streben
Hebt ringend nun die Pflanze ſich
Und führt ein Erd- und Sonnenleben,
Wie je das Kind den Eltern glich.
Der lichtergoſſ'nen Sonne Zeichen,
Strahlt ſie in Farben himmliſch mild;
Die Wurzel muß der Erde gleichen, —
O, Sonn' und Erd'! — Vermählungsbild!
Streb' zum Erzeuger nur nach oben,
Hab' bei der Mutter den Verbleib'
Und zwiſchen beiden ſchwank' erhoben
Dein erdgeborner Sonnenleib!

Johann Jakob Mohr

(† 1890.)

Drei Madonnenbilder.

(Nach den Aufzeichnungen eines spanischen Malers.)

Ich stand in einer Kirche in Salamanca vor einem Bilde, das meine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nahm. Es stellte die Himmelskönigin vor, schwebend auf Wolken; aber das schöne, sanfte Antlitz war gesenkt und der Blick ruhte voll inniger Teilnahme auf einem jungen Manne, der in dem Bilde ihr zu Füßen knieend mit dem Ausdruck unendlicher Liebe zu ihr aufsah. — Keiner aber von denen, die ab- und zutraten, und die gleichfalls ihr Lob und ihre Bewunderung aussprachen, konnte mir den Namen des Meisters angeben, bis endlich der Sakristan der Kirche herbeikam, und, da er hörte, von was die Rede war, die Vermutung äußerte, jener Maler lebe noch und sei unter den Mönchen des Klosters Sancta Maria in der Stadt selbst zu suchen; auch gehe die Rede, daß sich noch andere Bilder von ihm in eben jenem Kloster befänden. Den Namen des Malers jedoch wisse auch er nicht zu nennen. — Auf mein Befragen, ob wohl der Zutritt dort möglich sei, meinte er: bei der Strenge der Ordensregel sei das gewiß mit großen Schwierigkeiten verbunden; und gerade was den Maler und seine Bilder angehe, so tue man, er wisse nicht aus was für Gründen, ganz besonders geheim; indessen sei heute, wie ihm eben einfalle, der Jahrestag der Schutzheiligen; die Klosterkirche daher den Andächtigen geöffnet; das Weitere müsse ich dann dem Zufall und meinem Glücke überlassen. Ich dankte ihm für seine Auskunft, und nachdem ich das Gemälde noch eine Weile betrachtet, machte ich mich auf den Weg nach jenem Kloster, das, wie ich schon früher gehört, ganz am Ende der Stadt lag, nahe an einem Tore, das in eine abgelegene, wenig betretene Gegend führte. Nach einer ziemlich langen Wanderung stand ich vor einer alten, hohen, völlig schmucklosen Mauer; von der Kirche und den übrigen Klostergebäuden konnte ich außer einer gleichfalls altertümlichen Turmspitze von der engen hier sich talwärts senkenden Straße aus nichts weiter wahrnehmen. Die Pforte stand offen und ein schmaler, von etwas niedrigeren

Mauern eingeschlossener Gang führte unmittelbar an die Türe der Kirche. Der eigentliche Gottesdienst mußte schon zu Ende sein; nur hier und da erblickte ich noch einzelne Andächtige im Gebete knieend.

Das Innere der alten Kirche selbst zeigte, wie ich umhersah, nichts besonders Merkwürdiges, weder an Bauart noch in der sehr einfachen Ausschmückung. Ich setzte mich in einen der Stühle, voll Erwartung, was mir begegnen werde, und mir den Eindruck jenes wundersamen Bildes immer wieder von neuem vergegenwärtigend.

Nach und nach entfernten sich die wenigen Besucher, und ich hatte eine zeitlang allein gesessen, als einer der Klostergeistlichen, die hin und wieder durch ein Pförtchen zur Seite des Altars eingetreten waren, auf mich zukam und mich mit einem fragenden Blick ansah. Ich faßte mir ein Herz, trat ihm entgegen und brachte, nachdem ich ihn begrüßt, mein Anliegen vor. Er hörte mich mit dem Ausdruck der Verwunderung aber nicht unfreundlich an. „Die Türen unserer Kirche," sagte er, „werden jetzt geschlossen; aber verweilet hier einige Augenblicke, ich will sehen, ob Euerm Wunsche willfahrt werden kann."

Es dauerte auch nicht lange, so kehrte er zurück, begleitet von einem alten, ehrwürdig aussehenden Mönche, den ich für den Prior oder Abt oder sonst einen der Vorgesetzten des Klosters halten mußte. „Bruder Marcus," hub dieser, nachdem er mich zuvor aufmerksam betrachtet, mit einer sanften, fast traurig klingenden Stimme an, „hat mir Euern Wunsch mitgeteilt; wir haben ein solches Begehren bisher einem jeden abgeschlagen, und auch Euch würden wir wohl schwerlich zu willen sein, wenn nicht besondere Umstände uns veranlaßten, dieses Mal von unserem Vorsatze abzugehen. So folget mir denn und mißbraucht nicht das Vertrauen, das wir Euch schenken."

Er führte mich hierauf durch jenes kleine Pförtchen und wir traten in eine Art Kreuzgang, der auf dieser Seite an einem Hofe hinlief, den die Klostergebäude umgaben.

Am Ende desselben stiegen wir einige Stufen hinauf und zuerst in der nämlichen Richtung fortschreitend, sodann uns rechts wendend, wobei wir wieder ein paar Treppen hinaufgingen, gelangten wir zu mannigfach ineinander laufenden Gängen, an die sich die Zellen der Mönche anschlossen.

Vor einer der engen Türen blieb mein Führer endlich stehen, öffnete leise und ließ mich vor sich eintreten. Aber schon auf der Schwelle stand ich wie festgebannt. Vor mir in dem schmalen

Raume erblickte ich knieend die Gestalt eines uralten Mönchs; er war so tief in Andacht versenkt, daß er unseren Eintritt nicht bemerkt hatte. Obgleich er uns nur die Seite des Gesichts, und auch diese nicht völlig zukehrte, und ihm ein langer, weißer Bart von dem Kinn herabfloß, so fiel es mir doch nicht schwer, die Züge des jungen Mannes wieder zu erkennen, den ich dort auf dem Bilde in der Kirche knieend erblickt hatte. Die Bewegung des Kopfes und der Hände war in diesem Augenblick fast ganz dieselbe. Ich folgte seinem aufwärts gerichteten Blick und nun gewahrte ich auch, mir gerade gegenüber in der Ecke der Zelle das Bild der nämlichen Madonna. Miene, Ausdruck, Neigung des Hauptes, alles war das Gleiche. Aber sie war nicht allein: auf dem Arme, sich fest an sie anschmiegend, trug sie ein Kind von unsagbarer Schönheit; mit einem holden, aber dabei seltsam schmerzlichen Ausdruck lächelnd, hob es die Hand zum Segen auf. Ich weiß nicht, wie lange ich so gestanden, bald das Bild, bald den Alten betrachtend, als mich mein Begleiter hinwegzog.

Schweigend gingen wir nebeneinander, den nämlichen Weg zurück, den wir gekommen waren, und hatten schon beinahe den Kreuzgang wieder erreicht, als ich an meinen Begleiter die Frage richtete, ob denn vielleicht nicht noch ein anderes Gemälde von demselben Maler in dem Kloster aufbewahrt werde. Er antwortete nicht sogleich, und es kam mir vor, als ob er im Zweifel sei, ob er mir noch etwas Weiteres entdecken oder zeigen sollte. — Eben kam uns Bruder Marcus wieder entgegen; er winkte ihm, flüsterte ihm einige Worte zu und dieser entfernte sich eilig. Wir selbst aber schlugen einen Seitengang ein und waren, denselben langsam hinabgehend, eben an seinem Ende vor einer Türe angelangt, als Bruder Marcus wieder herbeikam und dem Abt ein paar Schlüssel überreichte. Dieser schloß auf und unmittelbar vor uns erschien eine schmale, niedrig überwölbte Treppe, die steil in einer einmaligen Windung wieder zu einer Türe führte, die mein Begleiter gleichfalls, aber nur mit einiger Anstrengung aufschloß. Dem Bruder Marcus hatte er geboten, oben an der Treppe zurückzubleiben.

Wir traten jetzt in ein nicht gar hohes, flach gewölbtes Gemach. Die Fenster waren von unten her etwa bis zur Hälfte zugemauert, und durch die etwas trüben Scheiben fiel nur ein spärliches Licht. Ich mußte mein Auge anfangs etwas anstrengen, dann entdeckte ich an der einen schmalen Wand in dem sonst kahlen Raume einen Vorhang von dunklem, grobem Stoffe.

Nur langsam trat der Prior heran, dann ergriff er zögernd die Schnur; zog aber, wie er sie ergriffen, den in der Mitte sich teilenden Vorhang mit einiger Hast zurück. Und nun erblickte mein Auge etwas, wie ich vorher nicht gedacht hätte, daß man je etwas Derartiges hervorbringen könne. Wieder war es eine Madonna, sie trug das nämliche Kind auf dem Arm, nur war sein Ausdruck ein ernsterer; sie selbst aber war eine ganz andere als jene in Kirche und Zelle.

Dunkle Haare umgaben ein bleiches Gesicht von einer, ich kann nicht sagen überirdischen, aber anderen als menschlichen Schönheit. Die schwarzen Augen waren wie verschleiert, aber nichtsdestoweniger blickte aus ihnen eine tiefe, durchdringende Gewalt; um den Mund, der wie zu locken schien, schwebte dabei etwas wie verachtender Stolz; auf dem ganzen Gesichte aber lag ein mir unerklärlicher Ausdruck, der bald anzog, bald wieder in rätselhafter Weise abstieß: es war, als ob dort das Widersprechendste — Kälte und Glut — sich vereinigt hätte.

Aus dunkelen Wolken, die ihr die Füße bis fast zum Knie umhüllten, hob sich die Gestalt hervor. Mit dem Kinde war sie in eine sonderbare Verbindung gebracht; sie trug es nur so vor sich hin, gleichgültig, als ob es sie nichts weiter angehe, und nur die Willkür des Malers es sei, die es dort hingesetzt habe. An dem Arme des Kindes, da wo es die Brust der Mutter berührte, fiel mir eine Verletzung auf, die, von einem Schnitt oder Stoß herrührend, nicht wieder ausgebessert war.

Ich konnte mich von dem Bilde nicht losreißen, je länger ich es betrachtete, desto lebendiger wurde es; alle Züge kamen in eine wunderbare Bewegung, ich fühlte mich von einer Gewalt erfaßt, wie ich sie vordem bei Betrachtung eines Kunstwerkes niemals verspürt hatte.

Da — mit einem Male — brach ich in die Worte aus: „Was war das!" Ich sah mich nach meinem Begleiter um; er war bleich geworden, er mußte das nämliche gesehen haben: über das Gesicht der Madonna war ein Zucken gegangen und das Kind hatte den Mund wie zu einem Lächeln verzogen. — „Ich fürchte, wir haben schon zu viel gesehen", sagte mein Begleiter mit unsicherer Stimme; dann zog er rasch den Vorhang vor das Gemälde und drängte mich mit einiger Gewalt nach der Türe. Oben erwartete uns der Bruder Marcus. Ein Wink entfernte ihn. Wir hatten wieder einige Gänge durchschritten und waren in ein kleines Gärtchen getreten, als der Abt das

Schweigen brach. Er hieß mich sitzen und nahm dann auf der steinernen Bank neben mir Platz.

„Nach dem, was Ihr gesehen habt", hub er nach einer Pause an, „darf ich Euch die wunderbare Geschichte nicht vorenthalten. — Was für ein Künstler unser Bruder Anastasius war — denn diesen Namen führt er bei uns, sein anderer soll nach seinem Willen nicht mehr genannt werden, und ist auch durch eine seltsame Verkettung der Umstände, wohl nach Gottes Ratschluß, in der Welt vergessen — was für ein Künstler er war, werdet Ihr, die Ihr, wie mir Bruder Marcus sagte, selbst ein Maler seid, aus den Bildern, die Ihr gesehen, selbst ermessen. Schon winkte ihm unsterblicher Ruhm, da gewann er die Liebe eines holdseligen Mädchens. Ihr habt sie im Bilde gesehen, die Madonnen, jene dort in der Kirche und die in seiner Zelle tragen ihre Züge. Sie ward die Seine; aber vielleicht weil er sie zu abgöttisch liebte, starb sie, nachdem sie ihm einen Knaben geboren. Sinnlos vor Schmerz, in rasender Verzweiflung, verfluchte er sich, den Himmel, seine Kunst. Aber das Kind wuchs ihm heran in erfreuender Schönheit; er suchte und fand in ihm die Züge der Mutter; die Zeit milderte seinen Schmerz; und er gewann auch seine Kunst wieder lieb.

Da griff er eines Tages zu dem Stift; aber wie er ihn an die Leinwand ansetzte, um seine Linien zu ziehen, da fühlte er sich plötzlich am Handgelenke wie von einer Faust gepackt und festgehalten. Er glaubte erst, es sei eine zufällige Empfindung; alles konnte er sonst mit dieser Hand vornehmen, aber jedesmal, so oft er sich zu seiner Arbeit anschickte, fühlte er die furchtbare Fessel.

Nun verfiel er in eine tiefe Schwermut. Er suchte Hilfe, aber nicht da, wo er sie hätte suchen sollen. Sein Unstern führte ihn zu einem Mönche, einem Bruder unseres Ordens, unseres Klosters. Ich erinnere mich seiner nur ganz dunkel; ich war eben erst, fast noch ein Knabe, ins Kloster eingetreten.

Er hatte früher ein wüstes, unstätes Leben geführt und sich weit in der Welt umhergetrieben. Was ihm auf der Seele lastete, hat er nie bekannt. Scheinbar von Reue gepeinigt, war er zu uns gekommen, und, da er alle Anforderungen auf das Strengste und Genaueste erfüllte, nach der üblichen Probezeit in den Orden aufgenommen worden. Aber wie ängstlich und peinlich er auch fernerhin den übernommenen Verpflichtungen nachkam, wie zerknirscht er sich bei den Bußübungen zeigte, wie unterwürfig er die Befehle der Oberen ausrichtete: düster

und scheu ging er immer umher, jedem, wenn es nicht der Dienst anders erforderte, ausweichend, und doch wieder auf alles lauernd, alles beobachtend. Oft will man ihn des Nachts gesehen haben, wie er leise durch die Gänge wanderte und es blieb ungewiß, ob er dann etwas ausspüren wollte oder von einer inneren Unruhe umhergetrieben wurde. Er liebte Keinen und wurde von Keinem geliebt. Nur erst später schloß er sich an einige Wenige an. Leider war damals von manchen unserer Brüder der Geist der Frömmigkeit und des Gehorsams gewichen; und es ging die Rede, daß er bei solchen dann und wann ein höhnendes Wort über jene Verpflichtungen und Gelübde fallen ließ, die er selbst so sorgsam und peinlich erfüllte und deren geringste Versäumnis er an andern mit hochmütiger Strenge verdammte.

Ihr wißt, daß unser Gelübde uns auflegt, den Lebensunterhalt von der Mildtätigkeit der Menschen zu erbitten. Es liegt darum jedem Bruder die Verpflichtung ob, von Zeit zu Zeit die Mauern des Klosters zu jenem Zwecke zu verlassen. Wo und in welcher Weise er nun auf einer solchen Wanderung mit dem Maler zuerst zusammentraf, wie er ihn in seine Netze zog, ist mir unbekannt geblieben; jener hat es einem meiner Vorgänger gebeichtet. Genug, der Unglückliche ließ sich betören, da ihm der Mönch unter solcher Bedingung Hilfe zusagte, daß er gelobte, das nächste Bild, das er malen werde, jenen furchtbaren, den Menschen feindseligen Mächten zu weihen.

Jetzt versuchte er sich wieder in seiner Kunst. Und in der Tat, die hemmende Fessel war verschwunden; die Kreide, die er zur Hand genommen, lief rasch an der Leinwand hin, so daß er selbst nicht zu unterscheiden vermochte, ob eine Kraft in ihm oder außer ihm es sei, die ihm die Hand regiere. So enstanden die Umrisse jenes Bildes, das ihr dort unten gesehen habt. — Aber die Linien, die er auf die Tafel gezogen, gruben sich ihm auch in das Herz ein. Eine verzehrende Glut ergriff ihn. Unablässig lag er dem Versucher an, ihm das Urbild, das dieser kennen müsse, zu zeigen. Zuletzt vertraute ihm der Mönch, was er gezeichnet, sei seine eigene Tochter. Nun drang er mit noch heftigerem Ungestüm in ihn: „Was hilft mir," rief er aus, da jener noch immer sich arglistig weigerte, „deine Hilfe? Ich verwünsche sie, wenn sie nur gedient hat, mich noch elender zu machen! Führe mich zu ihr, und ich verspreche, dir in allem zu Willen zu sein, was du begehren kannst." — Endlich ward dem Betörten sein Wunsch erfüllt: Er sah das

Weib, und seine Leidenschaft schlug in wilde Flammen aus. Er warb um ihre Liebe, er trug ihr seine Hand an; er wollte zu ihren Füßen sich den Tod geben. — Da ließ ihn der Vater einen schrecklichen Eid schwören, daß er niemals, mit keinem Worte, aus dem, was er gesehen und erfahren, und wie sie die Seine geworden, ihr einen Vorwurf machen wolle. Sie ward ihm angetraut, und der Unselige führte sein Verderben in sein Haus ein — doch nein — es gereichte ihm vielleicht zum Heile! Damals, im Entzücken ihres Besitzes, malte er das Bild aus und gab seinen Knaben der neuen Mutter in den Arm.

Aber wie schnell entschwindet der Taumel der Leidenschaft, wo nicht die wahre und reine Liebe waltet! Höhnisch, kalt, herzlos begegnete sie seinen wärmsten Empfindungen; er mußte die holde, erste Geliebte verlästern hören und es schweigend dulden, wie ein grimmiger Haß sich gegen deren Kind kehrte. — Er beobachtete sie genauer; schändlich erschien sie ihm in Worten und Taten; er ahnte selbst in den Besuchen des Vaters das Entsetzlichste!

So, nach vielen Tagen unerträglicher Qualen, in denen er die ihm angeborene Heftigkeit gewaltsam niederhielt, brach er einmal, da sie wieder, die vielleicht wußte, daß ihr die Hoffnung auf ein eigenes Kind für immer versagt war, ihrem giftigen Hasse gegen den Knaben den Lauf ließ, in die Worte aus: „Hinweg! verruchte Höllenbrut!" Sie schlug eine wilde Lache auf. Er stürmte hinaus aus dem Gemache, dem Hause. Den Tag über trieb er sich im Felde und zwischen den Felsen des nahen Gebirges herum. Es fing schon an zu dämmern, da überkam ihn mit einem Male eine entsetzliche Angst. Er eilte nach Hause: Das Weib war verschwunden; er suchte nach dem Kinde; er stürzte in das Gemach, wo er zu malen gewohnt war, und wo es manchmal um ihn gespielt hatte — da lag es erwürgt am Boden. In dem ungeheuersten Schmerz faßte er es in den Arm, dann ergriff er ein Messer und stieß es in wilder Wut gegen das Bild der Mörderin! Aber sogleich auch stieß er einen Schrei aus und sank ohnmächtig nieder. Er hatte den Arm des Kindes getroffen und dieses das Gesicht in schmerzvollem Weinen verzogen. Nur spät erst kam er wieder zu sich; er war dem Wahnsinn nahe. Lange lag er in schwerer Krankheit. Dann, als er wieder genesen, begehrte er bei uns Einlaß. Er ward ihm nicht verweigert. Jener Schändliche war an dem gleichen Tage wie seine Tochter entflohen.

Demütig unterzog sich unser Bruder allen Beschwerden, Entbehrungen, Erniedrigungen unseres Standes. Seine Sanftmut und Güte gewannen ihm alle Herzen. Oft munterten ihn die Brüder auf, er möge sich wieder einmal seiner schönen Kunst erfreuen: er schien ihr für immer entsagt zu haben. Jahre waren vergangen, da verlangte er eines Tages sein Malgeräte; das wir seither im Kloster aufbewahrt hatten. Die Heilige war ihm des Nachts in Gestalt des geliebten Weibes erschienen und hatte ihn aufgefordert, sie noch einmal, wie er sie schaue mit dem Kinde zu malen. — Ihr wißt, wo ihr das Bild gefunden habt. —

Von dem heutigen Tage aber hat er verkündet, daß an ihm sein Geschick eine Wendung erfahren werde. Darum haben wir auch beschlossen, alles was auf ihn Bezug habe, heute geschehen zu lassen; und darum auch Euch den Zutritt zu ihm und seinen Bildern gestattet. — Aber — kommt, — steht auf — laßt uns gehen, eine seltsame Ahnung befällt mich — eilen wir nach seiner Zelle!" —

Wir traten ein. Er lag niedergesunken an dem Fuße des Bildes. Eilig trat der Abt hin zu dem Entseelten; ich aber hob den Blick aufwärts zu dem Bilde: Das Gesicht der Heiligen schien sanfter noch und teilnehmender wie zuvor, freundlicher das Lächeln des Kindes, ausdrucksvoller die Bewegung der Hand, die es zum Segen erhob.

Meinem Sohne.

Wohin eilst Du, Geliebter?
Eben noch hielt sie gefaßt
Fest Dich, die sichere Hand;
Welchen Fernen entschwebst Du?

Sonst, wenn erwartungsvoll
Dir entgegen es schlug,
Und den Tritt ich vernahm,
Hörte der Stimme Laut,
Wie da klopfte das Herz mir,
Wie dem Liebenden es
Bei dem Nah'n der Geliebten schlägt.

War es umſonſt nur, und gilt
Nichts mehr die Liebe dir?
Sorge der Schweſter nicht, die,
Mut einflößend und Troſt,
Feindliche Bilder des Wahns
Mutvoll bekämpfte, und der
Nicht mehr der hoffende Blick
Ueber dem Bette des Kranken ſich ſchloß?

Fülle der reichen Natur,
Eiſige Bergeshöh'n,
Lockend den wagenden Fuß.
Zaubergebilde der Kunſt,
Himmliſcher Töne Gewalt,
Denen die Seele ſich ganz
Heiß und innig ergab,
Hoher Geſtalten und du,
Raſtloſer Phantaſie
Tauſendjährig Gedräng:
Gilt es Dir alles nichts mehr,
Herrlichen Wiſſens ſo ſtolze Kraft?

Freunde, die willig und gern
Deinem Geiſt ſich gebeugt,
Ihr aufmunterndes Wort;
Daß ſchon des Leidenden Blick,
Schnell von Vertrauen erfaßt,
Hilfe begehrend auf dir geruht?

Aber wie mächtigen Flugs
Vorwärts bringend Dein Geiſt,
Achtend Entſchwindendes nicht,
Unaufhaltſam entfliegt,
Auch die Liebe entfaltet
Ihre Schwingen und folgt
Dir auf unendlicher Bahn:
Schon erreichet ſie Dich,
Wie Du enteileſt, Du ſpürſt
Hemmende Feſſeln der Liebe doch

Ach, daß einmal der Blick
Noch Dich dürfte erſchau'n,
Den hier jedes Gebüſch,
Jegliche Wolke beſchränkt,
Ach das ſo treue, das liebe Geſicht.

Herrliche Glaubenskraft,
Nimmer ermattende, die
Den aufblühenden Knaben,
Den erſtarkenden, einſt
Freudig und ſicher geführt,
O entweiche du nicht,
Gieße Vertrauen und Mut
Du in die Seele dem wankenden Greis!

Aphorismen.

Die Weisheit iſt eine vornehme Göttin; erſt wenn alle anderen Götter den Abſchied genommen, dann kehrt ſie ein.

*

Den Meiſten kann nur etwas paſſieren; erleben können ſie nichts.

*

Das meiſte Philoſophieren iſt nur ein Stolpern über die Wahrheit.

*

Was Flügel hat, das fliegt, und wäre es in einer Maulwurfshöhle zur Welt gekommen.

*

Unbewußtes Schaffen des Genies — Ein Wort, für das ſich der Unverſtand bei dem Erfinder bedanken mag.

*

Im Denken verläßt ſich gern Einer auf den Andern.

*

Völker sind wie Kinder, man darf sie nicht nach ihren Unarten beurteilen.

*

Wie zwei Liebende eilen bei dem echten Dichter Gedanke und Ausdruck einander entgegen: wer will sagen, welches das andere zuerst ergriffen hat, wer wagen, beide zu trennen?

*

Worüber die Menschen am sorgfältigsten wachen, und was sie am eifersüchtigsten hüten, das sind ihre Narrheiten.

*

Frauen lernen nur von denen, die sie lieben.

*

Nicht Jeder, der in seinem Vaterlande nichts gilt, ist darum ein Prophet.

*

Anders will die Natur, anders wollen Menschen uns glücklich machen.

*

Gedanken müssen wir in der Welt sammeln; aber erst die Einsamkeit gibt uns den Maßstab für ihren Gehalt und ihre Größe.

*

Vier Dinge sind es, die eine Art von Verklärung verleihen: Die Liebe, die Kunst, der Ruhm und der Tod.

Ludwig Ferdinand Neubürger

(† 1895.)

Drei Szenen aus dem Trauerspiel „Laroche".

Dreizehnter Auftritt.

(Sophie von Sternau, Laroche.)

Sophie. Nie warst du mir willkommener, mein Geliebter! Ich hätte die Wonne dieses Augenblickes allein nicht tragen können. Doch Theodor hat Recht. Hat denn bei dir die Freude keine Worte?

Laroche. Sie kommt so unerwartet! Meine Sinne sind befangen!

Sophie. Uns Mädchen liegt das Herz gleich auf der Lippe, — ich weiß, daß deine Freude d'rum nicht minder groß.

Laroche. Du sprachst mit deinem Vater, — er willigt ein, — ach warum tatest du's!

Sophie. Ich hätte es gewiß nicht ohne deinen Wunsch getan, — lies diesen Brief! (Sie geht zu ihrem Schreibtisch, sucht einen Brief, findet einen, den sie liebevoll betrachtet, rasch durchfliegt, bis sie den gesuchten findet).

Laroche (während ihres Suchens für sich). Er willigt ein; — (bitter) ich hätte es denken sollen! — Vor ihrer rührenden Bitte schwindet der starre Trotz des stolzen Adels, die unübersteigbare Schranke fällt, die mich vom Ziele meiner höchsten Wünsche trennt, sie fällt, — und grinsend steht mein böser Dämon, der alte treue Begleiter, mir zur Seite!

Sophie. Lies diesen Brief, er hätte heute noch dich innig bitten sollen, meinem Vater unser Geschick anheimzustellen. — Er kam mir zuvor. — (Zögernd) Rheineck, glaube ich, dem der Austausch unserer Briefe nicht entgangen, sprach mit ihm, (bewegt) und mein Vater stellte mich zur Rede.

Laroche (innig) Du hast um mich gelitten!

Sophie. Er kennt nun meine Liebe — und meine Wünsche, — er meint es gut mit mir, — und ich? Will ich denn Böses? Er zeige mir den Ersten dieses Landes, geschmückt mit allen Vorzügen des Mannes, umstrahlt von dem Glanze stolzer Ahnen, der würdiger wäre, sich uns zu verbinden, als du, Geliebter!

Laroche. So spricht meine stolze Sophie?

Sophie. So darf, so *muß* sie sprechen. Die starke Schwinge deines Geistes trug mich oft hinüber in dein Reich, das Reich der

Ideale, — doch mein Freund, wir dürfen nicht nur nach des Herzens Stimme wählen. Die Stellung, die die Vorsehung uns zuerteilt, legt uns Verpflichtungen auf, ich könnte sie nie vergessen!

Laroche. Und wenn, nachdem dein Herz den Freund mit aller Glut umfaßte, du dennoch fändest, daß er der stolzen Reihe deiner Ahnen nicht würdig sei?

Sophie. Warum so häßliche Träume denken! Laß uns allein in unserm Glücke leben! Du bist des höchsten Adels wert, — in deinem Wappen glänzt die Träne der Menschenliebe.

Laroche. Es können ungeahnte Wolken, — Stürme kommen, die unsern heitern Himmel trüben wollen!

Sophie. Was bist du heute so trüb gestimmt! — Laß sie nur kommen, — der Sieg giebt Mut und Kraft zu neuem Siege.

Laroche. Rufe sie nicht herbei! — Leben will ich nur in diesem einzigen, seligen Augenblick, die Freuden der Ewigkeit in ihm hinwegnehmen!

Sophie. Was auch kommen mag, es findet uns vereinigt!

Laroche. Sophie, wirst du mich ewig lieben?

Sophie. Ewig, bis in den Tod! — Aber du bist nicht so wie sonst, Geliebter, — teilst du nicht, was ich fühle?

Laroche. Sophie! (sie überläßt ihm ihre Hand, die er, nachdem er ihr lange in das Auge gesehen, gedankenvoll schwermütig küßt). Sophie! Du bist mein Alles, du bist der Frieden mir und die Versöhnung! Mir ist, als ob der tausendjährige Haß geschwunden, und in diese trübe, finstere Welt die Liebe einziehe.

Sophie. Das klingt so fremd, — es fällt auf meine Freude ein Schatten — (sinnend) ich blicke um mich, — sehe nicht, woher er kommt!

Laroche. Es gibt wesenlose Schatten, die über das Paradies der Liebe hinziehen — und es zerstören.

Sophie. Ach! Ich versteh' dich nicht! Ist's meine Freude, die den Sinn verwirrt, — bist du verändert? Ich weiß nur, daß ich dich liebe, dich lieben muß — in Ewigkeit!

Laroche. Das fühl' ich — auch wenn wir uns entsagen müßten.

Sophie. Entsagen! (ihm fest in's Auge sehend) Ferdinand, du birgst etwas vor mir, — sag' mir, was dich bewegt, — es wird dir leichter werden. Dein treues Mädchen muß auch deinen Kummer teilen.

Laroche (kämpfend). Nichts — laß mich — ich kann nicht.

Sophie. Du mußt — ich will es — ich habe ein Recht auf dich.

Laroche. Ich hatte einen Freund, sein trauriges Geschick ist's, was mich so tief bewegt.

Sophie. Heute? Heute sollteſt du nur Frohes denken. Du Guter! Laß mich deine Trauer um ihn teilen!

Laroche. Mit ahnungsvoller Erinnerung drängt ſich ſein Geſchick in meine Freude.

Sophie. Was traf ihn?

Laroche. Er trat, ein Deutſcher, in die Heere der jungen franzöſiſchen Republik, über deren Fahnen die Morgenröte der Freiheit zu erglänzen ſchien. Er wurde der Freund und Waffengefährte Moreaus. Als Napoleon, zum Kaiſer gekrönt, den Eid der Treue verlangte, ſtand er an der Spitze von Jünglingen, die ihn verweigerten. Zur Wut gereizt, forderte der Kaiſer die Namen der Republikaner, um ſie aus der Liſte ſeiner Armee zu ſtreichen. Als er den Namen meines Freundes erblickte, rief er heftig: „Wenn es ein Anderer wäre, ſo ſollte er die Schwere meines Zornes empfinden.“ Doch ſeines edlen Urſprungs eingedenk, verzieh der abtrünnige Sohn der Freiheit meinem Freunde, und ſo diente dieſer auch unter dem Kaiſer dem Wohle der Menſchheit. Aber traurig war ſein Herz, denn ſeine Ideale, von der kalten Hand des Cäſars niedergehalten, ſie würden, das fühlte er, wohl dereinſt wieder aufblühen, aber erſt auf ſeinem Grabe.

Vierzehnter Auftritt.

(Die Vorigen. Graf von Sternau, Marie von Rheineck, Theodor von Sternau.)

Sophie (ſteht auf und geht ihrem Vater entgegen).

Marie. So — ich bin fix und fertig — und du — du lächelſt? Das iſt gut! (Laroche begrüßend zu Theodor) Weißt du, ich glaube, wenn man Herrn Laroche auch eingeladen hätte, Sophie wäre noch viel lieber mitgegangen.

Sternau (zu Laroche verbindlich.) Wir ſtören Sie in der Unterhaltung?

Sophie. O nein, mein Vater. Herr Laroche erzählte eben die Geſchichte eines Freundes, der begeiſtert erſt der Freiheit, dann widerwillig dem Eroberer diente.

Sternau. Wenn ſie geſtatten, höre ich gerne zu. — Ich möchte Sie alsdann um eine Unterredung bitten. (Tritt zu Theodor).

Sophie (freudig zu Laroche). Siehſt du, wie gut er iſt! — Sagte ich dir's nicht? Er wird uns erhören! (Zum Grafen.) Mein guter Vater!

Laroche (für ſich). Was tun? Soll ich die ihr beſtimmte Wahrheit vor den Anderen offenbaren? Soll ich mit ihm jetzt reden, ehe ich ihrer Standhaftigkeit verſichert bin? O Schickſal, in welche Lage drängſt du mich, — gieb mir ein Zeichen!

Sophie (zu Laroche) Nun? Ich höre gern von Großgesinnten, in welchen Liebe Aehnlichkeiten findet.

Laroche (für sich) Das Schicksal spricht durch der Geliebten Stimme; — ich gehorche.

Hiernau. Wir hören, Herr Laroche. (Man setzt sich.)

Laroche. Mein Freud verachtete die Menschen und diente der Menschheit. In den Kolonien sollten die Träume des Obersten zur Wirklichkeit werden. (Bewegung Sophiens.) Da sah er ein Mädchen, schön, großgesinnt und voller Liebe — das fromme Bild einer Heiligen. Daß er ihr einen Dienst leisten konnte, der ihr edles Herz vor schwerstem Leid bewahrte, gewann ihm ihre Liebe. Ihre Seelen flogen zum Himmel auf, um sich dann segnend der Menschheit zuzuwenden. Eines fehlte ihrem Glück, die Einwilligung des geliebten Vaters — allein auch dieser verweigerte nicht länger der Liebe seinen Segen, und froh versammelte Gäste feierten das schöne Fest. — Es war ein milder Herbstabend, das fallende Laub bedeckte den Boden, aber den Liebenden blühte die Natur in wonnevollem ewigem Frühling. Fernab in tiefen Gedanken saßen sie, geschieden von der lauten, fröhlich lärmenden Gesellschaft — da unterbrachen lachende Stimmen ihre Einsamkeit, wie weltliche Freude die Wonnen des Himmels. Von dem Schwarm der Gäste geleitet, schwankt dem Obersten ein altes Mütterchen entgegen, reich aber wunderlich gekleidet und geschmückt, die Haare unter einem schwarzen Stirnbande verborgen, vorgebeugt, auf einen Stab gestützt. Der Oberst fliegt in ihre Arme.

Sophie (macht eine Bewegung, wie um ihn vom Weitererzählen zurückzuhalten).

Laroche. Es klingt wie ein Roman, und doch ist die Geschichte wahr und häßlich wie das Leben. Die alte Jüdin lag in dem Arm des Obersten. Da trafen Worte an sein Ohr, wenige, leicht hingeworfene Worte, aber sie enthielten den Haß, die Verachtung von Jahrtausenden.

Sophie (steht auf, wendet in atemloser Spannung den flehenden Blick auf Laroche).

Laroche. Der Oberst schaute auf, er sah die höhnischen Blicke auf sich gerichtet, sah in die lächelnde Miene des Spötters, sah in in das angstvolle Auge des alten Mütterchens, das sich furchtsam an seine Brust schmiegte. Sein Auge flammte, drohend rief er dem Spötter zu: (aufstehend) Wer wagt es, meine Mutter zu verhöhnen!

Sophie (ist etwas zurückgetreten, um sich der Aufmerksamkeit der Anderen zu entziehen, nur Laroche behält sie im Auge).

Marie. Ach — wie traurig — der Liebhaber ein Jude, — das arme Mädchen!

Laroche (den Blick auf Sophie gerichtet, zu Marie). Sie würden in diesem Falle Ihren Geliebten verstoßen?

Marie. Aber was denn? — Ich könnte ihn ja doch nicht heiraten, der sich gewiß nicht bei mir um meiner selbst willen eingeschmeichelt hätte. — Nicht wahr, Sophie? (zu ihr eilend.) Himmel, was hast du — hilf Theodor — sie sinkt!

Theodor (tritt zur Sophie).

Sophie. Es ist Nichts! — Mein Bruder (ihn angstvoll ansehend) nicht wahr — es ist nicht so — sprich — ich vergehe. — —

Theodor (zu Laroche, der hinzugetreten). Sie töten sie — sprechen Sie das erlösende Wort! —

Laroche. Ich kann es nicht, — Sophie muß es sprechen. (Sophie an ihr Herz greifend, stößt einen Schrei aus und sinkt, von Marie und Theodor gestützt.)

Sternau (dem erst, nachdem er seinen Blick bald auf den stolz aufgerichteten Laroche, bald auf seine halb gesunkene Tochter gerichtet, die Sachlage furchtbar klar wird, mit wildem Lachen). Ich hätte es mir denken können. Unter der Maske eines Freundes wagt es der Feigling, uns mit der Geschichte seiner Ahnen vertraut zu machen. (Auf Laroche zugehend). Jude!

Sophie (rafft sich auf und tritt zwischen Beide, flehend) Mein Vater — — (Laroche sieht sie fragend an).

Sternau. Theodor, begleite deine Schwester! Vor Schmerz konnte ich mein Kind nicht bewahren, aber seine Ehre werde ich schützen. (Da Sophie zögert zu gehen.) Verlaß uns, meine Tochter! (Sophie geht mit Marie ab, Theodor geleitet sie bis zur Türe und bleibt dann, die drohende Haltung seines Vaters bemerkend, stehen).

Fünfzehnter Auftritt.

(Laroche, Sternau, Theodor.)

Sternau. So hätten Sie mich mit des Kindes Herzblut zahlen lassen, was Sie für mich getan! Sie haben mein Vertrauen mißbraucht, das Herz meiner Tochter vergiftet, Sie haben, dem Geiste Ihres Stammes treu, mit Wucherzinsen das eingesetzte Kapital verdoppeln wollen. — Aber gehen Sie! Sie sind vor meiner Rache sicher.

Laroche. Womit könnten Sie mich noch schwerer treffen, als indem Sie mit meinem Herzen zugleich das eines Wesens brechen, wie es herrlicher der Himmel nie geschaffen!

Sternau. Ich übe das heilige Recht des Vaters, der sein Kind vor Schmach und Verderben schützt.

Laroche. Mein Recht ist heilig wie das Ihre. Es beginnt, wo das des Vaters endet, — wenn das Herz des Kindes, das bis dahin schlummernd seiner Leitung bedurfte, von Gott geweckt wird, selbst zu fühlen, selbst zu entscheiden. Aus Ihrer Hand möchte ich die Geliebte empfangen, aber Niemand auf dieser Erde darf uns trennen. Wir gehören einander durch eine höhere Gewalt als durch die Satzung und den Willen der Menschen.

Sternau. Sie haben sich verrechnet, wenn Sie schwiegen, bis Sie mich völlig in Ihrer Gewalt glaubten! Und wenn Sie mein Glück und das meines Kindes vernichteten, — die Ehre des Edelmanns zerreißt das Netz Ihrer Schlauheit.

Laroche. Sollen ihr Menschenopfer fallen, wie den blutigen Götzen des Altertums? Ihr blinder Haß, Ihr Vorurteil wird Sie elend machen — sie — mich —, und wenn die mörderischen Leidenschaften, die sie jetzt bewegen, verstummen, und wenn des Blutes Stimme, die Sie übertäuben, nicht ich, dann in ihrer ganzen Stärke spricht, dann werden Sie selbst weinend an der Bahre des Glückes stehen, das Sie geopfert.

Sternau. Sie irren. Meine Tochter wird niemals vergessen, daß Schmach und Entehrung Sie bedrohten. Sie wird den Menschen hassen — nein, verachten, der feige unter einer fremden Maske das Teuerste ihr rauben wollte, den Glauben und das eigne Volk.

Laroche. Wehe dem Kurzsichtigen, der das Morgenrot erschaute und an eine ewige Nacht glaubt! — Mit Ihnen ist die Macht, die Ihre Ahnen mit blutiger Hand erbeuteten, mit Ihnen ist das Gold, das Ihren Vätern der Bauern Sklavenarbeit trug. Mit mir ist Nichts als der Fluch tausendjähriger Unterdrückung, Nichts als die Gerechtigkeit des Weltgerichts. — Von den Qualen irdischen Todes durchzuckt, verkündete der Erlöser den Frieden. Nur wer des Hasses Größe ganz empfunden, der kennt ein Größeres, die Sühne, die Vergebung, die Liebe. Ich befreite Ihre Tochter von jenen Ketten, die wir hienieden brechen oder, ein erdrückendes Gewicht, hinüber schleppen zu dem Throne des Ewigen. Die Liebe gab ich ihr, — nicht jene Liebe, die vergänglich an Sterbliches sich klammert, die Liebe, die unendlich ist, weil sie die Grenzen niederwirft, die ewig ist, weil ihr allein das Ewige gehört.

Sternau. Gehen Sie, mein Herr! Das Schwert der Kreuzfahrer wird sich niemals mit der Elle der Krämer verbinden — nie, und wenn sie tausendmal von Golde wäre. (Geht ab.)

Erinnerungen an Schopenhauer.

Schopenhauers letzte Wohnung habe ich leider nicht gesehen. Seiner alten erinnere ich mich sehr deutlich. Wenn man eintrat, bemerkte man auf der gegenüberstehenden Wand eine Reihe von Kupferstichen, welche Hunde darstellten. Es mögen im Ganzen wohl dreißig Portraits von Newfoundländern, Windspielen und Doggen gewesen sein. Ueber dem Kanape, welches an eben jener Hinterwand aufgestellt war, hing ein Bild Goethe's in blauem Frack, welches er Schopenhauer geschenkt hatte. Ueber diesem Bilde war ein sonderbarer Kopf befestigt. Was er darstellen sollte, weiß ich nicht. Er hatte graue stehende Eulenaugen, eine spitze, wie der Schnabel eines Raubvogels gekrümmte Nase, hervorstehende Ohren und grinste einen eigentümlich hämisch an. An dem Eckfenster, welches auf den Main ging, stand das Schreibtischchen, an welchem ich das Epigramm Bürger's auf Goethe kopiert habe. In der andern Zimmerecke stand eine kleine vergoldete Figur, welche die Beine wie ein Schneider kreuzte; es war das Götzenbild Buddha's, welches Schopenhauer aus Tibet kommen ließ, wovon er für seine Wiedergeburt viel erwartete. Diesem kleinen, häßlichen, komisch ernsten Götzen gegenüber stand auf einem weißen Porzellanofen die wundervolle Statue der Venus von Melos und schien doppelt lieblich und schön. Links über der Türe war an der Wand der Gypsabdruck eines großen Hundes mit langen herabhängenden Ohren; er stellte den toten Pudel Schopenhauers dar. Der tote Pudel machte einen recht traurigen Eindruck, wenn man dabei bedachte, daß ein so ausgezeichneter Mensch ein langes, weites Leben hindurch keinen anderen treuen Freund als eben jenen toten Hund gefunden habe. Die Schuld lag sicherlich an Schopenhauer's Individualität, an seinem Stolz und seiner Menschenverachtung; nichts destoweniger macht sein Leben einen äußerst trüben Eindruck. In seinen Werken findet man viele Stellen, die auf ein weiches, tieffühlendes Herz deuten, aber sein Mitleid ist meistenteils auf die Tiere gerichtet. So in seinem Hauptwerke Seite 517, wo er von der Mutterliebe der Tiere spricht, so besonders Seite 355 in der Charakteristik des Willens zum Leben. Ich erinnere mich einer Stelle: „Man betrachte z. B. den Maulwurf, diesen unermüdlichen Arbeiter. Mit seinen übermäßigen Schaufelpfoten angestrengt zu graben ist die Beschäftigung seines ganzen Lebens; bleibende Nacht umgiebt ihn; seine embryonischen Augen hat er bloß, um das Licht zu fliehen. Er allein

ist ein wahres animal nocturnum; nicht Katzen, Eulen und Fledermäuse, die bei Nacht sehen. Was aber nun erlangt er durch diesen mühevollen und freudeleeren Lebenslauf? Futter und Begattung: also nur die Mittel, dieselbe traurige Bahn fortzusetzen und wieder anzufangen im neuen Individuum. Dem Leben der sehenden Tiere gibt das Bewußtsein der anschaulichen Welt doch einen Schein von objektivem Wert des Daseins. Aber der blinde Maulwurf, mit seiner so vollkommenen Organisation und seiner ratlosen Tätigkeit auf den Wechsel von Insektenlarven und Hungern beschränkt, macht die Unangemessenheit der Mittel zum Zweck augenscheinlich." Sollte man nicht glauben, daß ein Mensch, der so empfindet, für das Leiden und Weh jedes Unglücklichen das tiefste Mitleid fühlen werde, daß ihm jede heiße Träne, jeder tiefe Seufzer an das Herz greifen werde? Aber im Gegenteil; so oft er von den Leiden der Menschheit spricht, tut er es mit einem gewissen Hohne, der oft unangenehm wirkt. Es ist dies ein seltsamer Widerspruch in dieser an Widersprüchen so reichen Natur. Er war gewiß ein unendlich tiefer Geist, dabei finden wir aber überall Extravaganzen, die uns oft töricht und unbedeutend erscheinen. Genial und närrisch, hämisch und tief empfindend, Asket und Cyniker war er gewiß eine der eigentümlichsten Naturen, die je gelebt haben. Ich gedenke nächstens einige Gespräche mit dem eben Verstorbenen mitzuteilen und bin überzeugt, daß sie interessieren werden, da Schopenhauer eminent witzig und boshaft war. Freilich geht bei der Wiedererzählung viel verloren, indem seine wirklich Erstaunen erregende Lebendigkeit in Gestikulation und Sprache seinen Worten etwas ganz Eigentümliches verlieh. Sein Auge war ungemein lebendig, seine Stirne hoch und gewölbt, um seinen Mund schlängelten sich zwei böse Falten, sein weißes Haar stand steilrecht in die Höhe. Wie sein Zimmer, so war auch er höchst eigentümlich; sein Gang war schleichend, katzenartig. Ich lasse hier eine indische Sage folgen, die er mir erzählte. —

Der junge Königsohn lebte einsam und abgeschlossen bei seiner Mutter, die ihn nicht von sich ließ. Er sollte den Schmerz nicht kennen lernen, ihr Kind sollte niemals weinen. Das Leben lag geheimnisvoll vor ihm ausgebreitet, wie das unendliche Meer vor dem staunenden Landbewohner, den es mit Furcht und Sehnsucht erfüllt in die blaue, ewig bewegte Ferne zu gelangen. Wie die Welt, war die Sorge ihm noch unbekannt. Das Geklirr der Waffen scheucht sie nicht; das süße Flüstern

der Musik lullt sie nicht ein; du findest sie in der unbewegten Einsamkeit des Waldes, im tosenden Treiben der Städte, und gespenstisch heftet sie sich an deine Ferse, wohin du immer eilest, nur einen Ort betritt die Sorge nie. Wo die Mutter ihr Kind in den Armen hält und es anlächelt und es liebkost, da halten Engel Wache und lassen sie nicht zu. Lange birgt dich ihre treue Liebe vor den bösen Geistern, die Macht über dich gewinnen bei deiner Geburt; sie kann ihr Kind nicht immer wahren. Du verfällst ihnen, sobald du das erstemal geweint hast, und du weinst, sobald du die Tore dieser Welt betrittst. —

Die Mutter des jungen Prinzen widerstand seinen Bitten nicht länger, sie erlaubte ihm den Palast zu verlassen, um die noch unbekannte Welt und das geheimnisvolle Treiben der Menschen kennen zu lernen. Sein Erzieher begleitete ihn bei seinem ersten Ausgange. Sie betraten die volkreichen Straßen, und der Prinz freute sich an den bunten Trachten und dem geschäftigen Eifer der hin und wider eilenden Menschen. Er bewunderte die Tempel der Götter und die Paläste der Mächtigen und Reichen, der gewaltigen Götter dieser Welt. Während er die wunderbaren Säulengänge eines derselben betrachtete, trat eine in Lumpen gehüllte, bleiche, abgehärmte Bettlerin zu ihm und streckte flehend die Hände nach ihm aus.

„Was ist dies?" frug der Prinz seinen Erzieher, indem ein banges Gefühl des Mitleids seine Brust einschnürte.

„Die Armut," erwiederte sein Begleiter.

„Die Armut? Kann auch ich arm werden?" Der Erzieher zuckte mit den Schultern.

„Der Sterbliche steht in der Hand des Schicksals, es ist mächtig über die Könige und spielt mit ihren Kronen. Selten naht die Armut dem Herrscher, aber Könige haben umsonst ein Almosen erfleht von denen, die einst vor ihnen knieten."

Der Prinz seufzte. — „So bin ich König in dieser Welt, in der die Armut herrscht." Nachdenklich ging er weiter; das Jubeln des Volkes, das seinen einstigen Herrscher freudig begrüßte, scheuchte seine Träume nicht. Er zog seinen Begleiter in einsamere Straßen, in jene Stadtteile, die das Laster in geheimen Stunden aufsucht.

Eine jugendliche, reizendschöne Cymbalschlägerin stand vor der Tür eines Hauses und winkte lächelnd dem Prinzen.

„Eilt euch, Prinz! Wendet die Augen weg, eilt euch, Prinz!" rief der Erzieher.

Der Prinz sah sinnend auf die Buhlerin, und als sein

großes, schwermütiges Auge und sein Antlitz, auf dem die Unschuld und die Hoheit thronte, wie das eines Seraphs auf sie gerichtet war, so fühlte sie, daß sie auf ewig von der Reinheit und dem Glück geschieden sei, und barg ihr schönes Antlitz in ihre Hände und weinte.

„Was ist dies?" frug der Prinz seinen Erzieher.

„Es ist die Sünde."

„Hat die Sünde nur diese in ihrer Gewalt? Hat sie auch Gewalt über mich?"

Der Erzieher schwieg. Der Prinz frug nochmals.

„Viele Herrscher entgingen der Armut, aber noch keiner entging der Sünde. Das Netz der Spinne verstrickt nur das schwache Insekt, und der Starke zerreißt es, aber das Netz der Sünde verstrickt den Adler wie die Taube."

Der Königsohn schaute nochmals auf die weinende Bajadere.

„Wehe mir! ich bin König, und Armut und Sünde herrschen auf dieser Erde." Er seufzte und ging weiter.

Bald gelangten sie wieder in belebte Gegenden. Sie kamen zum Bazar, wo die Kaufleute die Erzeugnisse des Erdkreises ausstellten. Bunte Vögel, deren wunderbares Gefieder mit den prächtigen Farben des Regenbogens wetteiferte, strahlende Juwelen, glitzernde Geschmeide, Indiens Shawle, Arabiens Wohlgerüche, Kaukasiens Sklavinnen; — es war ein wunderbarer Anblick. Die Massen drängten sich kauflustig heran, der Reiche kaufte, der Arme betrachtete Alles mit bewundernder Sehnsucht. Auf einmal tönte ein furchtbar gellender Schrei aus der dichten Gruppe; das Volk stob ängstlich zur Seite, und der Prinz sah einen Menschen auf der Erde ausgestreckt, die Hände krampfhaft zusammengezogen, das Gesicht von wilden Schmerzen zerrissen. Er war bleich und verstörten Blickes, und seine Lippen waren blau. „Flieht! flieht!" tönte es von allen Seiten. „Flieht! flieht! die Pest ist ausgebrochen."

Der Erzieher riß den Prinzen mit sich, obschon dieser zu dem Kranken eilen wollte. In atemloser Hast zog er ihn fort, und erst auf einer fernen Straße hielt er ein.

„Was habe ich gesehen?" frug der Prinz den verstörten Erzieher.

„Die Krankheit, Prinz!"

„Kann die Krankheit auch mich treffen?"

„Euch und uns alle. Wehe uns! die Pest!"

„Sünde und Armut und Krankheit herrscht in dieser Welt, und ich bin König."

„Laßt uns eilen," rief der Erzieher. „Gehen wir zum Palaste, dort sind wir am sichersten."

Aber schon am nächsten Tore stießen sie auf eine Bahre, der Todesengel schlug seine rauschenden Fittige um die Stadt, und die Menschen starben.

„Was ist dies? was ist dies?" frug der Prinz, indem er auf die bleiche, regungslose Gestalt sah, die an ihm vorüber getragen wurde. „Weshalb schreien diese Frauen? weshalb stöhnen sie und raufen ihr Haar aus und weinen?"

„Das ist der Tod, Prinz."

„Wird der Tod auch mich greifen?"

„Der Tod ist der König der Könige. Alles ist ihm untertan; der Purpur des Herrschers und die Lumpen des Bettlers werden auf gleiche Weise mit dem Leichentuche vertauscht. Flieht, Prinz! zum Palaste! zum Palaste!"

„Tod und Krankheit und Armut und Sünde herrschen über diese Welt, und ich will König sein? Wehe mir und meiner Krone! Was ist der Herrscherschmuck, als das bunte Kleid, in das man einen Bettler hüllte um ihn zu verspotten? Bewahrt er mich vor der lockenden Sünde und dem furchtbaren Tode?"

Der Prinz kehrte zu seinem Palaste und verschloß sich in das einsamste Zimmer. Tief und lange dachte er dort und ließ niemanden zu sich. Als es aber Nacht geworden, trat er an das Schlafzimmer seiner Mutter und lauschte, ob ihr Atmen ruhig sei, und ob sie sanft schlafe. Darauf rief er seinen treuesten Diener und ließ sein Pferd satteln. Er bestieg es und jagte zur Einöde; seine Kleidung tauschte er gegen die eines Bettlers, dem er auf seinem Ritt begegnete. Als er zur Wüste gekommen war, entließ er sein Pferd und gab ihm die Freiheit. Er selbst aber, ein Königssohn in Bettlertracht, lebte in der Wüste und betete für die Erlösung der Menschheit.

Paul Quilling

(† 1904.)

Wie mer zu Ebbes komme kann.

Da ſchdand emal an eme ſcheene Morjend e Werth in der Fahrgaß an ſeiner Hausdhier, um e Biſſi di friſch Luft zu genieße. Da kimmt e Kolbordeer voriwwer un ſeegt zu em:

„Gude Morje, Herr Gaſthalder, winſche Ihne wohl geruht ze hawwe. Sehn ſe emal, da hätt ich ebbes Scheenes fir Ihne. Guckeſe emal, was e ſchee Almanach fir Dame. Es koſt't nor e Mark, deß is ja allans der ſcheene Eiband werth."

Odder der Herr Gaſthalder warn noch nicht lang aus de Feddern geſchlubbt un hawwe ärjerlich geſagt:

„A loſſe ſe mer ma Ruh mit ihrm Zeug, deß leit mer uff, ich hab heut Morgend noch ka Mark eigenomme."

Da hot odder der Kolbordeer geſagt: „Herr Gaſthalder, Sie wern's bereue, es gibt e wunderſchee Chriſtkindche for Ihne ihr Frau Gemahlin."

„Noch emal, ich kaaf nix!" hot der Herr Gaſthalder gekriſche un hot ſei allerwerdeſte Buckel dem Kolbordeer zugedreht, un hot gedha, als wär der gar net uff der Welt.

„Waart nor, du Grobian!" hat der Kolbordeer gebrummelt, un is ins Haus enei, nach der Werthſchdubb zu gange, um dort ſei Glick zu browiern.

Um odder in die Werthsſtub zu gelange, mußt er an der Kich vorbei, un ſieht er da die Werthin drin beſchäftigt. „Du willſt emal bei dere afange", denkt er un ſeegt:

„Gude Morje, Frau Gaſthaldern, hier haww ich was Scheenes fir Ihne; den neuſte Almanach fir Dame. Dem Herrn Gemahl hats auch ſehr gefalle un hat er geſagt, wenns Ihne gefalle dhet, ſellde ſe's kaafe."

Die Fraa Gaſthaldern, die e ſehr beleſe Fraa is, hot des Bichelche mit großem Intereſſe betracht't un es hotter aach gefalle; ſchont wege dem Tiddel:

„Almanach für die gebildete Hausfrau."

Des mißt ſich ſehr ſchee in der gude Schdubb uffem Diſch ausnemme, un hot ſe gefrogt, was es koſte ſellt.

„Nor e Mark, Frau Gasthaldern, des is ja allans der Eibänd werth."

Die Fraa Gasthaldern hot erscht hannelle wolle, odder der Kolbordeer hot gesagt: „Des is der Preis, Frau Gasthaldern, hier schdehts ja gedruckt."

„No da legese mersch da owe uffs Deller-Bänkel, deß nix dra kimmt; da hawwese e Mark."

„Ich danke Ihne schee", hot der Kolbordeer gesagt und is enaus un in die Werthschdubb gange.

Während dere Zeit, wo er mit der Werthin in der Kich gehannelt hat, war odder aach der Werth mit eme Schdammgast in die Werthschdubb gange, un weil er mit dem Gast gebabbelt hot, hotter, wie er an der Kich vorbei is, von dem Hannel nix gemerkt.

Wie der Kolbordeer in die Werthsschdubb komme is, warn nor wenig Gäst da, un hot er aach gleich gesehn, deß mit dene kaa Geschäft ze mache war. Er ging dessentwege noch emal zu dem Werth ans Biffee un hot gesagt:

„Herr Gasthalder, Ihne ihrer Frau Gemahlin hat des Bichelche sehr gefalle."

Un do hot der Schdammgast, der vorhint mit dem Werth erei komme is un jetzt newer dem Bissee gesotze hot, gesagt:

„Ei kaaf doch deim Fraache deß Bichelche, es is odder aach werklich gar so schee."

Der Herr Gasthalder, der mit dem Schdammgast, der e guder Freund vonem war, grad ausgemacht hatt, daß se den Middag e klää Bummelche, des häßt e Schbaziergängelche mache wollde, un dessentwege sei Fraa gern bei guder Laune erhalte hätt, hat endlich nachgewwe.

„No da geb aans her!" hotter gesagt un hot dem Kolbordeer sei Mark gewwe. Der hot sich schee bedankt un hot sich aus de Labbe gemacht.

Kaum warer draus, da kimmt aach schont die Werthin erei un bringt ihr Bichelche.

„Guck emal Männche, was ich mer kaaft hawwe!"

„Deß Dunnerwedder, ich hab ja aach ans kaaft!" kreischt der Werth, „den Kerl soll ja der Deiwel hole! Ruf emal schnell den Fritz erei!"

Der Fritz, deß war der Zabbjung, hot grad die Gläser draus geschwenkt, is schnell erei komme un hot sei nasse Händ an den Scherz gebutzt.

„Laaf emal ſchnell uff die Gaß un guck, ob de den Kolbordeer noch ſiehſt, er hat en graue Hut uff un en Pack Bicher unnerm Arm. Sag em, er ſellt emal en Aageblick herkomme, es wär noch e Geſchäftche firen ze mache.“

Der Fritz is enaus geloffe un hot aach richtig den Kolbordeer ganz unne an der Schnurgaß eigeholt un hot ſei Kommiſſion ausgericht. Der Kolbordeer hot odder geſagt:

„Ja ich hab ewe gar kei Zeit mehr, ich weiß odder, was dei Herr will, er will ſo e ſcheene Almanach fir Dame. Da, nemm ſem mit, du kannſt's ja auslege, es koſt't nor e Mark.“

Der Fritz hot die Sach ganz in Ordnung gefunne, hot dem Kolbordeer e Mark gewwe und hot dem Herr Gaſthalter des ſcheene Almanachche heimgebracht.

Was war des End vom Lied?

Der Fritz is en Olwel geſcholle wor'n und hot e forchtbor Ohrfeig krieht. Der Herr Gaſthalder hot geflucht, die drei Bichelcher hatter odder gehatt und zum Schadde aach noch den Schbott von de Gäſt derzu. Der Kolbordeer odder hot geſagt: „Des haſte für dei Grobheit!“

Wie Einer ſei Fraa uze wollt.

E jedem brave Berjerſchmann,
Dem iſſes doch zu genne, wann
Er nach des Dages Mieh und Laſt
Noch erjendwo ſein Schoppe faßt.
Un jed vernimſdig Berjerſchfrau,
Die iß von ſelwer ſchont ſo ſchlau
Un läßt dodrei ihr'n Mann gewähre,
Sie waaß, er dhut ja doch net her'n.
Nor aans, deß leidt ſe net bardu:
Em Berjerſchmann gehert ſei Ruh,
Nach Middernacht, des baßt ſich net,
Deß mer ſo ſchbeth erſcht gieht ins Bett.
Un ſ'war e Mann und dem ſei Frau,
Die merkt des immer ganz genau,
Wanner wie des ſo manchmol geht
Sich hat am Schdammdiſch was verſchbät'.

Dann gung der Euch die Predigt los
Un dauert oft zwaa Schdunne blos,
Es war waaß Gott e Schannbarkeit
Un hat em 's Lewe faſt verleit't:
„Gunawend Männche! Awwer nei!
's is ja ſchont widder halwer zwei!
Ich will ja gar nix ſage, wann
Ich aach net ehnder ſchlafe kann,
Als bis de da biſt, odder ſich,
Du rungenirſt dich ſicherlich.
Wann deß ſo fortgeht noch e Zeit,
Biſte dem Unnergang geweiht.
Dann ſitz ich da un ſehn nachher,
Wie ich mei Kinnercher ernähr!
Ach Gott, ich arm geſchlage Frau!"
So ging deß fort, deſſem oft blau
Un ſchwarz un ſchwinnelich dhat wer'n.
Bis ſe nur endlich uff dhat hern.

Emol kam er widder ſchbeth nach Haus.
Da zieht er erſcht ſei Schdiwwel aus,
Un ſchleicht ſich leis die Trepp enuff,
Mächt vorſichdig die Schlafſchdubb uff,
Schleicht an ſei Bett un wollt gelenk
Enei ſchont ſchlubbe — krieh die Krenk!
Da wacht ſe uff, doch wie der Wind,
Schnell ſchbringt er an die Wieg vom Kind
Un ſchaukelt die als hii un her,
Als ob er aus dem Bett erſcht wär.
„Ei," ſeegt ſei Fraa, „woß mächſte dann?"
„Ach," ſeegt er, „unſer Mäuſi kann
Net ſchlafe, ſ'hot ſo arg geſchriehe,
Da dhun ichs grad e biſſi wiehe."
„Waß!" ſchreit die Fraa da ganz entriſt't.
„Infamer Lichenner, der de biſt!
Leg Dich! Hör uff un ſchaukel net,
Des Kind leit hie bei mir im Bett!"

E Wett.

Da hawwe letzthi zwaa Herrn, nenne merr se der Herr Mackes un de Herr Dorscht, in der Werthschaft „Zum blaue Aff" gesotze un hawwe sich sehr lebhaft unnerhalde.

Der Werth war neuschierig was die zwaa mitenanner hawwe, hat sich an den Disch bei se gesetzt un gefragt: „No meine Herrn, was is dann los, wann merr frage derf?"

„Ach," sägt der Herr Mackes, „ich hab mit meim Freund Jean hi gewett un wer die Wett verliert, der soll e Flasch Schambanjer bezahle. Die wolle merr awer gleich trinke, merr wern nor net aanig, wer des Geld derfor vorlege soll."

„No, wann's weider nix is," sägt der Werth, „wann's weider nix is, die Herrn sin merr gut for e Flasch Schambanjer, for zehe, wann se wolle. Trinke Se nor ruhig un lasse Se sich's schmecke, wer die Wett verliert, der zahlt die Flasch Schambanjer."

„Ach na, deß kenne merr doch net verlange," hat der Herr Dorscht gesagt.

„Ach waß, mache Se merr die Sache net," hat der Werth gesagt un hat dem Zabberich zugerufe: „Bring emal e Flasch Schambanjer for die Herrn un zwaa Gläser!"

„Naa, drei Gläser!" hat der Herr Mackes gerufe, „der Herr Gasthalder trinkt e Gläsi mit."

Die Flasch Schambanjer is komme, die drei Herrn hawwe zesamme gesesse un Schnooke gemacht un schließlich hawwe die Zwaa uff dem Werth sei Zuredde die Wett verschärft un hawwe noch e zwett Flasch bestellt.

Wie die aach getrunke war, sin der Herr Mackes un der Herr Dorscht uffgebroche, dann es war Zeit zum haamgeh.

„No gu Nacht, Liewer!" hat der Herr Dorscht zum Werth gesagt.

„Aagenehme Ruh!" hat der Herr Mackes gesagt.

„Gu Nacht, meine Herrn! — Jaso, wege was hawwe Se dann eigentlich gewett?"

„Ach so, deß wisse Se noch net?" hat der Herr Dorscht erstaunt gefragt. „Ei, der Mackes hat behaapt, wann der Parrthorn umfalle dhet, dhet er in die Borngass falle, un ich behaapt, er fällt in die Schlachthausgass, un da hawwe merr dann gewett, wer verliert bezählt. Gu Nacht, Liewer!"

Offenbacher Musik.

Sellmols, wie die Ober „Orpheus in der Unnerwelt" uffkomme iß, kimmt die Bambelschnud bein Ebbelwei un kramt wie gewehnlich sei Weisheit aus:

„Met unserm Theoter scheints odder bies auszusehe, jetzt hawwe se schont kaa aage Musik mehr un misse aa von auswerts komme lasse."

„Gieh fort, dou Olwel," segt deß Kieh-Aag, „wer hot dich dann deß weißgemocht?"

„Weiß gemocht?" segt die Bambelschnud un rieft dem Werth zu: „Christion, geb emol die Noochricht her! Da, les selwer, hii schdiehts: Frankforter Schdadttheater, Orfe-us in der Underwelt, Musik von Offebach!"

E dumm Schinnoos.

Bin ich do an eme scheene Maidog im Sachsehäuser Beerg schbaziern gange un hob mich an dere Blieth von de Obstbääm gefreut.

Uff amol komm ich an en halbwichsige Aebbelbaam, der hot in der Blieth geschdanne wie e scheener Brautstrauß un hot alle annern Bääm ausgeschdoche.

Ich bin in schdiller Verwunnerung schdehe gebliwwe un konnt mich net trenne von dere Scheenheit.

„Gell do gucke Se?" sägt do uff amol Jemand newer mer. „Gell deß iß e Schdoot, su e Bäämche?"

„Werklich unvergleichlich schee!" haw ich geantwort. Der Froger war e Sachsehäuser Gärtner.

„Ja un wann Se erscht wißte, woß an dem Bäämche vor e paar Doog bassiert iß, do dete Se erscht gucke!"

„No, woß iß dann draa bassiert?"

„A do hot sich die vorig Woch Aaner draa uffgehängt."

„Ach deß iß odder traurig! Wer warsch dann?"

„A e Gärtner, e Sachsehäuser Kind!"

„Hm—hm!"

„Ja un denke Se emol oo, su e dumm Schinnoos, hängt sich uff un hot noch zwaa Schdick Aebbelwei dehaam im Keller leie!"

Heimweh nach den Sachſenhäuſer Alpen.

Hoch vom Mühlberg aa, wo der Abbel blieht,
Bis hinab ins Dhal durchſtrömt vom Maa,
Wo der Gärtner ſtolz Kraut un Riewe zieht,
Wo mer drinkt den goldne Aebbelwei.
:,: Dieſes ſcheene Land, iß mei Heimathland,
Iß mei Sachſehauſe weltbekannt! :,:

Wo der Schubkern knarrt, wo die Gießkann klingt,
Wo die ſehnig Fauſt die Schipp' umkrallt,
Wo die „Lorelei" froh des Mädel ſingt,
Peift der Bub im Baam den „Grunewald".
:,: Dieſes ſcheene Land, iß mei Heimathland,
Iß mei Sachſehauſe weltbekannt! :,:

Wo die Höflichkeit holde Bliethe treibt,
„Krieh die Kränk, du Oos!" noch lieblich klingt,
Wo der Badder Owends nie behaame bleibt
Un der Jäger kihn des Jagdrohr ſchwingt.
:,: Dieſes ſcheene Land, iß mei Heimathland,
Iß mei Sachſehauſe weltbekannt! :,:

Johann Jakob Siebert

(† 1902.)

Es gibt wohl einen rätſelhaften Stein,
Der ſaugt das Licht der Sonne ein;
Beſcheint ſie ihn auch noch ſo lang und warm,
Es bleibt bei Tag ſein Anblick glanzlos arm.

Doch wenn die Sonne ging zur Abendraſt
Und tiefe Dunkelheit die Welt umfaßt,
Dann ſtrahlt der Stein, von lichtem Glanz erhellt,
Gleichwie das Wunder einer Märchenwelt.

Denn er empfing nur, er verzehrt es nicht,
Was ihm ins Innere drang: der Sonne Licht;
Und wenn er auch vorher wie träumend lag,
Nun, da es Nacht, macht er die Nacht zum Tag.

So leuchtet auch aufs neu in meiner Bruſt
Erinn'rung längſt vergangner, reiner Luſt;
Ein Sonnenſtrahl des Glücks aus alter Zeit
Glüht auf als Lied in meiner Einſamkeit!

Die ſchönſte Hoffnung ſtieß ich von mir fort;
Das Leben iſt ein Kampf mir ohne Schlichtung,
Der Tod die Stunde ewiger Vernichtung,
Unſterblichkeit ein unverſtandnes Wort.

Doch iſt in meinem Innern noch ein Ort,
In dunkler Wildnis eine helle Lichtung,
Und wär's ein Traum nur, eine ſchöne Dichtung,
Iſt dies Gefühl doch noch mein einz'ger Hort.

Darf ich der Seele höchſten Adel ſchauen,
Dann wogt's in mir wie eine ernſte Mahnung,
Als dürf' auch ich der Ewigkeit vertrauen.

So weckſt auch du in mir die gläub'ge Ahnung,
Dich müſſe einſt, das Bild des ewig Schönen,
Das Diadem des ew'gen Lebens krönen.

Johann Jakob Siebert

Die du den Brand ins Herz mir warfſt,
Vernimm nun mein Begehr:
Lieb' mich, wie du mich lieben darfſt, —
Und noch ein bischen mehr!

Und wie's mein ſehnend Herz gebeut,
Streck' Waffen ich und Wehr!
Wie geſtern, lieb' ich dich auch heut',
Und noch ein bischen mehr!

O Flammenkuß! O Zauberland!
O goldne Wundermär!
Ja, ernſte Freundſchaft iſt dies Band, —
Und noch ein bischen mehr!

Es iſt nicht nötig, daß ich glücklich bin;
So viele ſind's auf Erden nie geweſen.
Ich weiß es, denn ich hab' mit ernſtem Sinn
Im Buch des Lebens manches Blatt geleſen.

Doch nötig iſt es, daß ich tapfer ſei,
Zur Richtſtatt geh' mit unverzagten Schritten.
Erſticken will ich drum den Schmerzensſchrei,
Ich leide nur, was Andre ſchon gelitten.

Mein Daſein iſt im großen Ozean
Nichts weiter als die aufgeſcheuchte Welle. —
Und ſie verrauſcht! — Was liegt denn auch daran,
Ob einen Augenblick der Kampf ſie ſchwelle!

Wer großen Sinnes auf die Meerflut ſchaut,
Wie ſie vom Sturm durchwühlt wird und erſchüttert,
Dem ſchwindet vor dem mächt'gen Donnerlaut
Der Einzelklang, mit dem der Tropfen zittert.

Friedrich Stoltze

(† 1891.)

Der Stoppezieher.

Was ääch dem Lersner sei Chronik von alle dene große Hääpt- un Ritterschieße vermelde dhut, die schont in de graue Zeite vom Mittelalter in der weltberihmte Wahl- un Krönungsstadt Frankfort mit em e große Uffwand von Pracht un Herrlichkeit, Uffzieg un Festgelag stattgefunne hawwe; so kann sich doch kääns von all dene damalige Hääpt- un Ritterschieße mit derjenige Festlichkeit vergleiche, die anno 1849 von seite der Frankforter Urschitze-Gesellschaft zu Ehrn vom Deutsche Reichsverweser uff dem Frankforter Owerforschthaus is veraastalt warn. Deß heeßt in Aabetracht von dene viele regierende Häupter, die des Fest uff dem Owerforschthaus dorch ihre allerhöchste un hoche Gegewart verherrlicht hawwe. Net weniger als drei relierende Häupter warn zegege; nicht alläans regierende, sonnern sogar wohlregierende. Dann außer Seiner Kaiserliche Hoheit, dem Erzherzog Reichsverweser, hawwe ääch noch die bääde Wohlregierende Borjemääster der Freie Stadt Frankfort dem Fest aagewohnt. —

E eige Depetatzjon von de aageschenste Urschitze hatte sowohl den Reichsverweser extra zu dere Festlichkeit eigelade, als ääch ewejo die zwää owerschte Staatsgewalte von Frankfort. Un als Seine Kaiserliche Hoheit in de huldvollste Ausdrick die Eiladung aazenemme geruhte, da war die Fräad unner de Urschitze allgemää. —

Hinnerm Forschthaus, nach Nidderad zu, warn zwää von de beste Frankforter Stadtkanone uffgeblanzt; zwää Hauwitze, die sich schont an wie manchem achtzehte Oktower driwwe vor'm Schaumäädhor dorch besonnerscht laute Knall ausgezeichnet hatte, un die jetz dorch ihrn medallene Mund die Aakunft von Seiner Kaiserliche Hoheit vermelde sollte. — Unner Gottes freiem Himmel awwer, deß heeßt im Schatte kihler Linde un Danne, war uffem Owerforschthaus e mächdig groß un lang Dafel gedeckt, reich geschmickt mit prächdige Uffsätz. Da hat merr de deutsche Reichsadler geseh, ganz frisch vom Conditter un so groß als wie e Gans; err war von pure Schokelad un hat de Leut sei groß, roth Zung von lauter Mannelskriste aus seim weit

offene Schnawel erausgeſtreckt. Dem Reichsaddler ſei Fieß mitſammt de Kralle warn ganz vergoldt, un in der rechte Krall hat err en große Zuckerſtengel als Zepter getrage un in der linke Krall de Reichsappel, ganz von Zitternad. — Un der Frankforter Addler war ääch da; aus lauter weiße Zucker un mit ere Mauerkron von eigemachte Frichte! Un die Urſchitze hatte all grine Fräck un weiße Halsbinne aa, un aller Aeäge hawwe uff den Herrn Reichsverweſer gewaart. Alles hat der Mörfeller Landſtraß enunnergeguckt, nach dem Riedhof zu, ob der Erzherzog-Reichsverweſer noch immer nicht komme dhet. Un uff äämal awwer hat ſich e Stääbwolk erhowe, die ganz roſa war, wie e Lämmerwölkche am Awendhimmel. Awwer es is derr leider nicht vom Reichsverweſer herkomme, ſonnern war e milder Abglanz von de Vorjemääſterſch-Kutſcher un Bedienter, die uff de Böck von de zwää Vorjemääſterſchkutſche geſotze hawwe, die eraagerappelt komme ſin. Awwer kää Reichsverweſer vorne un kää Reichsverweſer hinne. — Un es is zwää Uhr warn, un is drei Uhr warn un wer net kam, war der Herr Reichsverweſer. — Un alle Urſchitze hatte Hunger, wie die Löwe, un Dorſcht, wie die Fiſch, un hawwe die Köpp zeſamme geſteckt un hawwe ſehr verlege uff die zwää eigeladene Wohlregierende Vorjemääſter geguckt, die newer enanner uff un abgange ſin un ääch kää Geſichter gemacht hawwe, als hätte ſe ſich de Mage iwwerlade. Un wie's dann zeletzt ſtark uff Vier gange is, da hat merr, aus Rickſichte gege die zwää halbverhungerte ſtädtiſche Owerhäupter, das Eſſe aarichte laſſe miſſe. Des ehrſcht Gericht war, ſinnigerweis, e deutſch Krebsſupp. Awwer kaum hatt' der Aeltere Herr Urſchitzemääſter en Leffel voll von dere Krebsſupp drunne, ſo hat err zu dem Jingere Herr Urſchitzemääſter geſacht, der newerm geſotze hat: „Wann nor mit dene zwää Kanone hinner dem Forſchthaus kää Unglick nicht baſſiert, un daß kää Kind draa komme dhut!" Un da hat der Jingere Herr Urſchitzemääſter geſacht: „Da hawen Sie ganz recht, Herr Kolleg; ich will gleich emal nachgucke." Un da is err von der Dafel uffgeſtiche un is hinner des Forſchthaus zu dene zwää Kanone gange. Die hawwe awwer ganz ruhig dageſtanne, dann ſe wußte ja, ſe warn gelade, un es konnt en Niemand ebbes dhu. Un eweſo hat ääch der Kanonier gedacht, der die Uffſicht iwwer ſe hatt un war deſſentwege e Biſſi in's Forſchthaus eneigange, um en Schoppe ze trinke. — Der Jingere Herr Urſchitzemääſter awwer hat gedacht: „Gut is gut, un beſſer is beſſer," — un hat die zwää Kanone abgefeuert. —

„Err kimmt! Err kimmt!" — hat die ganze Tischgesellschaft gerufe un is von der Dafel uffgesprunge. Un die silwerne Leffel noch in de Händ un die Salvete noch vorgebunne, is alles nach dem Eigang vom Park zugesterzt, der Aeltere Herr Urschitzmääster, der die Aaredd halte sollt, mit em große, golderne Urschitzepokal voraa. Err war awwer korz zevor von em e heftige Huste befalle warn, dann es war em e Krebsschwanz in die unrecht Kehl komme. Zum Glick warn die zwää Wohlregierende Herrn Borjemääster ganz dicht hinner dem Aeltere Herr Urschitzemääster, wie err so im volle Huste fortgesterzt is un haww' em abwechselnd uff de Buckel gekloppt, daß err widder Luft krieht hat.

Es war e groß un bunt Gewühl, was sich nach dem Eigang gedrängt hat, un mitte drei staak, von enanner getrennt, bald hie, bald da, e Mann von der Musik, die schont vorher de Ufftrag hatt, wann der Reichsverweser komme dhet, die östreicher Nationalhymne ze spiele. In dem Gedrick war deß awwer nor dem Posaunist meglich, der sei Posaun aus der Menschemeng enaus gestreckt hat un aus Leiweskräfte stoßweis blies: „Gott erhalte Franz den Kaiser!"

Awwer von em e Reichsverweser war nix ze seh un ze hörn. Un wie merr sich dann iwwerzeigt hatt, daß es e blinder Lärm war, is Alles widder zerick an die Dafel geloffe un hat sich mit em e wahre Hääßhunger an die kalt Krebssupp gemacht. — Kaum awwer hatte se die Leffel an de Mund gebracht, so kam e Staffett in kaiserlicher Liweree in de Hof vom Forschthaus gesprengt un hat die Meldung gemacht, Seine kaiserliche Hoheit, der Herr Reichsverweser käme gleich nach. —

Un da is dann Alles widder von der Dafel uffgesprunge, awwer nicht mehr in so em e Dorchenanner als wie vorhint, sonnern es hat sich e großer Zug gebildt, die Musik voraa, un dann der Aeltere Herr Urschitzmääster mit seim große, golderne Pokal un dann die zwää Wohlregierende Herrn Borjemääster Kaum awwer hatt sich der Zug in Bewegung gesetzt, so war ääch schont der Herr Reichsverweser da. Un da is dann der Aeltere Herr Urschitzemääster mit seim große, golderne Pokal hoch in der Hand vor de Herr Reichsverweser higetrete, hat dreimal e dief Verbeigung gemacht un hat dann werklich e sehr rihrend Aared gehalte, was die deutsch Centralgewalt so prächdig wär, un der Herr Reichsverweser so mächdig wär. — Un dann hat err dem Herr Reichsverweser den große, golderne Pokal zum Willkommtrunk kredenzt. —

Un wie der Herr Reichsverweser den Deckel von dem Pokal abgehowe hatt un bracht den Pokal an allerheechst Ihre Lippe un hat en Zug gedhaa, so hat err de Pokal widder abgesetzt un hat en Blick in de Pokal geworfe un hat geseh, daß nix drin war. — Un der Herr Reichsverweser hat den Aeltere Herr Urschitzemääster ebbes verwunnert aageseh un hat daderrbei ebbes schmal gelächelt un hat de Aeltere Herr Urschitzemääster in de leere Pokal gucke lasse. — Un wie der Aeltere Herr Urschitzemääster in den leere Pokal geguckt hat, da hat err ganz perplex dagestanne un hat dann gesacht: „Gott verdamm mich, wollt ich sage, bitt Ihne viel dausend mal um Entschuldigung, Kaiserlich Hoheit, awwer die zwää oosige Bodelle, wollt ich sage, die 46er Hochemer Ausles aus de Weinbeerg von der Freie Stadt Frankfort is noch im Chaisekaste." „Lääf doch ääner geschwind emal hi un hol die zwää Bodelle!"

Un da is die halb Urschitzegesellschaft wie ää Mann nach dem Hof im Forschthaus geloffe, wo die Kutsch mit dene Bodelle Wein gestanne hat. — Un bald druff sin zwää Mann von de Urschitze widder zerickkomme und jeder hat e versichelt Bodell in der Hand gehat. — Un der Aeltere Herr Urschitzemääster hat zu dene zwää Mann gesacht, wie s'em die Bodelle eihändige wollte: „Waart emal e Bissi!" — Un daderrbei is err mit der linke Hand in sein linke Westesack gefahrn un hat da ebbes gesucht. Un wie err desjenige, was err da gesucht hat, nicht finne dhat, so is err mit seiner rechte Hand in sein rechte Westesack gefahrn. Un wie err desjenige, was err suche dhat, ääch da nicht finne konnt, da sinn em die dicke Schwääßtroppe uf die Stern getrete, un err hat en ganz jammervolle Blick dem Herr Reichsverweser zugeworfe un hat gesacht: „Gleich! Kaiserlich Hoheit, gleich!" — Un dann is err mit seiner linke Hand in sei recht Brustdasch gefahrn, un dann widder mit seiner rechte Hand in sei link Brustdasch. — „Ach Gott, Kaiserlich Hoheit, gleich! Ganz gewiß: Gleich!" — Un dann hat err sein linke Hosesack erumgedreht und dann sein rechte. In dem rechte Hosesack war sei Sackduch. Mit dem hat err sich de Schwääß uff seiner Stern abgetrockent, un dann hat err hinne in sei zwää Rockschoßdasche gegriffe. Ääch nix drin! — Un da hat err sich nach dem Aeltere Wohlregierende Herr Borjemääster gewendt un hat em zugeflistert: „Hochzuverehrender Herr Borjemääster, hawwe Sie velleicht en Stoppezieher bei sich?"

„Bedaure recht sehr."

Un dann hat err sich an de Jingere Wohlregierende Herr Vorjemääster gewendt: „Hochzuverehrender Herr Vorjemääster, hawwe Sie velleicht en Stoppezieher bei sich?"

„Bedaure recht sehr."

„Nor en äänzige! — Ääch net? Ach, Gottche! Ach, Gottche!"

Un bald is dorch die ganz Urschitzegesellschaft e Gefliester gange un Äaner hat immer de annern gefragt: „Hawwe Sie velleicht en Stoppezieher bei sich?" — Sogar kääner von de Musikante hat en Stoppezieher bei sich gehat. Un es hat sich e groß un allgemää häämlich Wehklage nach em e Stoppezieher erhowe.

Un der Herr Reichsverweser hawwe allerhechst dagestanne mit dem leere Pokal in ihrer allergnedigste Rechte.

Der Aeltere Herr Urschitzemääster awwer wußt sich in seiner Seeleangst net mehr ze helfe un ze rathe. Err nahm die zwää Bodelle Hochemer 46er Ausles in sei Hand un is dann zu dem Herr Reichsverweser higetrete un hat gesacht:

„Sie wern giedigst entschuldige, Kaiserlich Hoheit, hawwe Sie velleicht en Stoppezieher bei sich?"

„Ich hab halt auch keinen."

Da hat der Aeltere Herr Urschitzemääster en männliche Entschluß gefaßt un hat an em Bäämstamm de Hals von der ääne Bodell abgeschlage. Leider awwer is daberrbei ääch der Bauch von der Bodell in Mitleidschaft gerathe; se hat sich gespalte von owe bis enunner un der ganze edele Rewesaft hat sich iwwer dem Aeltere Herr Urschitzemääster sei recht Hand un sein rechte Ermeluffschlag enab uff de schnebe Erdboddem ergosse. — Awwer der Aeltere Herr Urschitzemääster war e resolvirter Mann un hat gleich ääch der annere Bodell an demselwige Bäämstamm un mit dem nemliche glickliche Erfolg de Hals abgeschlage.

Der Herr Reichsverweser aber hat zu dem große Unglick sehr gnädig gelächelt un hat gesacht: „Bemühen Sie sich nicht weiter, meine Herren, ich nehme es als empfangen an. Mögen so, wie diese beiden Flaschen, die Feinde Deutschlands zersplittern."

Un da hat alles gerufe: „Vivat hoch! Noch emal hoch! Un awermals hoch! Der Herr Reichsverweser soll lewe!"

Friedrich Stoltze

Zu Schiller's hundertjährigem Geburtstag.

(1859.)

Du haſt derr dribb, in de drei Rinner,*)
Wohl in de achtz'ger Jahrn logirt,
Doch von der Sprach der Landeskinner,
Da haſt de gar nix profedirt;
Dann's is in alle deine Werke,
So ſchee ſe ſin, ſo hoch un hehr,
Dorchaus aach gar nix ze bemerke,
Was erjend Sachſehäuſ'riſch wär.

No, 's war die Zeit ze korz geweſe,
Un ſo was will verſtanne ſei
Un iſ ze ſchreiwe un ze leſe
So ſchwer wie Griechiſch un Labei!
Doch Stoffche**) dhatſt de ſicher roppe!
Wie hat's geſchmeckt? gelle, aagenehm?
Ja, 's iſ e wahrer Göttertroppe
So Reweblut von Aeppelbääm!

Es war derr aach der Wei zu dheier,
Dei ganz Vermöge war dei Lieb;
Doch häſt de for dei goldern Leier
Im Pandhaus noch kaan Batze krieht;
Dann inwerfliſſige Monete,
Die haſt de grad net mitgebracht;
Die Kinnerkrankheit der Poete
Hat aach der Schiller dorchgemacht.

Un als de derr haſt miſſe flichte
Von Stugart bis in unſer Stadt,
Da haſt de ſicher mehr Gedichte
Im Koffer als baar Geld gehat.
Haſt gar von Darmſtadt lääſe miſſe
Per pedes dorch die Sonneglut.
Ach, deht ich nor des Plätzi wiſſe,
Wo de in unſerm Wald geruht!

*) Rinder.
**) Aepfelwein.

Doch über eine kleine Weile
Wird eine Wandlung sein im Raum,
Die Schatten werden flieh'n in Eile
Und in das Leben tritt der Traum.
Es wird da sein ein groß' Erstehen,
Ein Beten und ein Jauchzen drauf;
Die Sterne werden untergehen
Und Millionen Augen auf.
Der Erde ragende Altäre,
Die Berge werden rauchen all',
Und von dem Lande und vom Meere
Wird schallen ein Posaunenschall.
Der ganze Himmel wird erglühen,
Die ganze Wölbung ob der Welt,
Und unten wird die Erde blühen,
Ein Frühling unter'm Purpurzelt.

Horch! Horch!
Schon hebt es an im Wald umher
Gelinde zu sausen;
Ein leichter Windstoß bringt vom Meer
Ein dumpfes Brausen;
Es zieht Gewölk dem Ost entlang
Mit hellen Säumen;
Die Stirne flirren bleich und bang
In ihren Räumen.
Der Morgen graut. Die Nacht entflieht.
Der Osten glimmt! Der Osten glüht!
Und strahlend steigt die Sonne!
Sie nahet! Sie nahet in strahlender Glühe!
Die Sonne, die Sonne, die Himmlische naht!
Die lächelnden Horen der gülbenen Frühe
Bestreu'n der Erhab'nen mit Rosen den Pfad.
Ihr dampfen die Berge den Weihrauch und düften,
Und Wälder und Meere aufrauschen von fern;
Die Lerche begrüßt sie und steigt nach den Lüften,
Vom Frührot vergüldet ein singender Stern.
Ihr jauchzen die Völker der Erde Lobpreisung

Und hoffen vom Lichte das kommende Glück!
O Sonne! Erfülle den Tag der Verheißung
Und bringe den Menſchen den Frieden zurück!
Dann werden dir danken die ſpäteſten Väter
So lang' die Geſchlechter noch kommen und geh'n;
Dann ſollſt du noch lichter als droben im Aether,
Im Herzen der Menſchheit das Heiligſte ſteh'n.

Weihnachtslied

(1886).

Und zögſt du tauſend Meilen weit
In alle Welt hinaus,
Und kommt die liebe Weihnachtszeit,
Du wollt'ſt, du wärſt zu Haus!
Die Nachtigall, ſo ſüß ſie ſingt,
Weckt Sehnſucht nicht ſo ſehr,
Als wenn das Weihnachtsglöckchen klingt
Von deiner Heimat her.

Da fällt dir mit dem Tannenbaum
Und mit dem Lichterſchein
Der ganze ſchöne, goldne Traum
Von deiner Kindheit ein.
Es wird dir ſo erinnerungsmild,
Die Tränen kommen ſchier,
Und manches liebe Menſchenbild
Tritt vor die Seele dir.

Und Mancher, der dir teuer war
Und Gutes dir erzeigt,
Der ſchläft nun auch ſchon manches Jahr,
Die Erde ſei ihm leicht!
Und wem du in der Heimat biſt
In Liebe zugetan,
Dem ſteckteſt du zum heil'gen Chriſt
Gern auch ein Lämpchen an.

Und biſt geſchieden du in Groll,
Heut' tut dir's doppelt leid,
Und denkſt nach Haus wohl wehmutsvoll,
Das macht die Weihnachtszeit!
Denn bitt'rer iſt die Fremde nicht
Als in der Weihnachtsluſt,
Wo du, ein unbekannt Geſicht,
Bei Seite treten mußt.

Drum, zögſt du tauſend Meilen weit
In alle Welt hinaus,
Und kommt die liebe Weihnachtszeit,
Du wollt'ſt, du wärſt zu Haus!
Die Nachtigall, ſo ſüß ſie ſingt,
Weckt Sehnſucht nicht ſo ſehr,
Als wenn das Weihnachtsglöckchen klingt
Von deiner Heimat her.

Frankfurt.

Es is kää Stadt uff der weite Welt,
Die ſo merr wie mei Frankfort gefällt,
Un es will merr net in mein Kopp enei:
Wie kann nor e Menſch net von Frankfort ſei!

Un wär'ſch e Engel un Sonnekalb,
E Fremder is immer von außerhalb!
Der beſte Menſch is e Aerjerniß,
Wann err net ääch von Frankfort is.

Was is des Offebach for e Stadt!
Die hawwe's ganz in der Näh gehat
Un hawwe's verbaßt von Aabeginn,
Daß ſe net ääch von Frankfort ſin.

Die Bockemer hawwe weiter geblickt,
Die hawwe mit uns zuſammegerickt;
Die Bernemer awwer warn ääch net dumm,
Die gawe ſogar e Milljon dadrum!

Friedrich Stoltze

E Mädche von Hie, deß en Fremde nimmt,
Deß hat en vor was Höher'ſch beſtimmt;
Es mecht en von Hie un err wääß net wie;
E Eigeplackter iſt immer von hie.

E Mädche von draus, wann noch ſo fei,
Dhut immer doch net von Frankfort ſei!
Doch nimmt ſe en hieſige Berjerſchſoh,
So hat ſe ääch noch die Ehr derrvo.

Das Berjerrecht in de letzte Jahrn
Is freilich ebbes billiger warn;
Der Wohlſtand awwer erhält ſich doch,
Dann alles anner is dheuer noch.

So ſteuern merr frehlich uff's Tornerfeſt!
Bald komme ſe aa von Oſt un Weſt,
Von Nord un Sid un iwwer die Meern,
Gut Heil! Als ob ſe von Frankfort wärn.

Un wann ſe bei uns ſich ameſirn,
Dann werrd ſe der Abſchied doppelt rihrn
Un gewe merr recht un ſtimme mit ei:
Wie kann nor e Menſch net von Frankfort ſei!

Heinrich Weismann

(† 1890.)

Liebesfriede.

Ein heil'ger Liebesfriede
Grüßt ſegnend die verſtummte Flur.
Alle des Tages heiße Pulſe
In ſel'ger Ruh'!
Nur vom fernen Thal
Abendglockenſchall
Tönt heilig, wie vom Himmel Geiſterlaut,
Und ſtill der Mond der Liebe Feier ſchaut.
Mir iſt's im Herzen heilig-ſtille,
Nur Liebe betet fromm, kein Menſch entweiht die Ruh'!
Dein Auge, o Geliebte,
Strahlt mir der Liebe Frieden zu.

Himmel und Erde.

Ich kenne einen ſtillen Ort,
Da läßt ſich's lieblich wohnen,
Dort kann die Freude fort und fort
Bei lieben Menſchen thronen.

Es ſteht eine Linde dicht vorm Haus;
Seit manchen hundert Jahren
Streckt ſie die Arme liebend aus
Nach frohen Menſchenſcharen.

In ihre Zweige ſteigen ſie
Und tanzen auf und nieder,
Und über ihnen ruhen nie
Der Vöglein helle Lieder.

Doch gegenüber ragt hervor
Vom Laubdach friſch bekränzet
Das Gotteshaus, draus ſteigt empor
Geſang, wenn Frührot glänzet.

Nicht ſtört der Linde Luſtgezelt
Des Tempels Feierklänge,
Es iſt, als ob die grüne Welt
Sich mit zur Feier dränge.

Sie rauſcht mit Macht beim Orgelbraus,
Sie ſäuſelt, wenn ſie beten,
Und läd't ſie, aus dem Gotteshaus
In ihren Duft zu treten.

Kennſt du auch nicht den ſtillen Ort,
Den dieſes Lied gemeinet —
Verſtehſt du nur das hohe Wort,
Das Erd' und Himmel einet:

Dann biſt du ſchon am ſichern Port,
Wo froh das Leben ſchwindet;
Die Freude blühet hier und dort,
Wenn ſie nur Herzen findet.

Das Ewig-Eine.

Die Erde iſt ein reicher Blütengarten,
Doch welken mit und vor dir viele Blüten;
Die Sonne ſelber, die ſo Licht wie Farben
Und friſche Kraft geſpendet, lebt ſie gleich
Nach dir und reifet andern andre Blüten,
Doch ſtirbt auch ſie und all ihr Glanz erblaßt.
Was aber durch ſie Licht und Leben gab
Den Blüten und dir ſelbſt und deinen Brüdern,
Das dauert fort! Das iſt das Ewig-Eine!
Und du, du ſelbſt, was in dir jauchzt und ſtürmt
Und ſich emporſehnt aus den eignen Schranken,
Das iſt auch ewig, iſt ein Teil vom Einen.
Drum freue dich in innigem Genuſſe
Der Blüten all des ſchönen Erdenlebens,
Doch traure nicht unwürdig, wenn ſie welken.
Die Kraft, die ſie erſchuf, wird andre treiben,
Und welkſt du ſelbſt, du ſchöne Erdenblüte,
Dann wartet dein in immer höhern Stufen
Vereinigung mit dem Unendlich-Einen.

Hans Amorbach

Juniwandern.

Blumige Wieſen, Erlen ſo ſchlank,
Quellengerieſel, Sonne ſo blank.

Dann durch Felder, ährenſtolz,
Schauendes Raſten am einſamen Holz.

Kornblumen blicken, Raben voll Ruh,
Mohne flammen feurig mir zu.

Falter fliegen ſelig im Glanz,
Pfauenauge, Schwalbenſchwanz.

Weiter! Ein Flattern: trr-rietſch, trr-rietſch!
Hahn und Henne — welch Gequietſch!

Endlich der Reben duftendes Blühn,
Sinnendes Träumen beim Abendglühn.

Einſamkeit.

Fernab vom Menſchengelichter,
Haßlos träume der Dichter!

Burg Königstein.

Um verwitterndes Geſtein
Wehn Holunderdüfte,
Wandrers Schritte hallen dumpf
Durch die Mauergrüfte.

Rings ein grüner Mattenkranz
Um zerriſſne Trümmer,
Silbern, wie der Sage Schein,
Glitzerndes Geflimmer.

Schweigend ragt der alte Turm,
Träumt von grauen Zeiten;
Neben mir mein blondes Lieb
Blickt in blaue Weiten.

Was der Wein ſingt.

Lied an die leſende Winzerin

Grüß Gott, du ſchlanke Winzerin
Im roten Herbſtgewand!
Schau' gern dir tief ins Aug' hinein,
Drück' gern die liebe Hand.

In Gluten ſchäumt der grüne Wein,
Summt ſeinen erſten Sang;
Er ſingt von ſeinem Sonnenſchatz,
Der liebend ihn umſchlang.

Vernimmſt auch du ſein Minnelied?
Komm nur ganz nah zu mir!
Und wenn du's nicht verſtehen kannſt,
So will ich's deuten dir:

„O Sonne, liebſte Buhle,
Muß ſcheiden heut von dir;
Schon öffnet mir der Winzer
Die grüne Grabestür.

Wie haſt du mich umſpielet
Mit deinem Himmelshauch,
Mir Kuß um Kuß gegeben,
Vollſelige Minne auch.

Da haſt du mich durchgoſſen
Mit deines Feuers Glut,
Wir haben uns ſüß genoſſen
Und lange beiſammen geruht.

O Sonne, goldne Buhle,
Daß ich dich laſſen muß!
Noch einen letzten, letzten,
Den ſüßeſten Sonnenkuß! —

Nun will ich von dir träumen
Im kühlen Kellergrund,
Will meine Liebe ſingen
Mit leiſem, ſeligem Mund.

Und naht meine letzte Stunde,
Da werd' ich nicht vergehn,
Dann will ich in jungen Herzen
Als Liebesfeuer erſtehn!"

Was blickſt du, ſchöne Winzerin,
So zweifelnd, ſo verwirrt?
Du denkſt doch nicht, daß ſich der Burſch
Im Prophezeien geirrt?!

Wer von der Sonne kommt und ſingt,
Dem muß ſein Heil geſchehn;
Reich' mir das Glas, wir feiern gleich
Des Weines Auferſtehn!

Vierhändig.

Die Händchen her, die weichen!
Die mag ſo gern ich ſtreichen,
Da freu' ich mich unbändig,
Ich ſpiel' ſo gern — vierhändig!

Jahrhundertwende.

Jahrhundertwende!
Sanfter Abendſchein
Senkt linde ſich auf meine müde Stirn.
So mild verklärt ſchaut altes Weh mich an
Und ſinkt in Dämmerung und Nacht. —

Es naht der Tag,
Der Tag, da meine Berge ſteigen
Empor aus Nebelſchleier blau und ſtolz.
Jahrhundertwende!
Morgenpurpurſtrahl
Gießt Siegesrauſch in mein erſchauernd' Herz.

Aphorismen.

Silber, Kupfer und Gold ſind bekanntlich die beſten Wärmeleiter. Daher auch die vielen Geldheiraten!

*

Ich liebe nicht die Gegenwart von Damen, die mich in ihre Zukunft flechten möchten, in deren Augen aber zuviel Vergangenheit liegt.

*

Treue iſt oft nur Phlegma, Untreue oft Temperament.

*

Programm mancher Ehen: Flitterwochen, Bitterwochen, Zitterwochen.

*

Ideales Fauſtrecht: das Recht auf ein Gretchen!

*

Als Menſch bin ich alles, als Philoſoph Skeptiker, als Poet gläubig im Sinne Theodor Storms: „Ein rechtes Herz iſt gar nicht umzubringen.“

Friedrich Wilhelm Battenberg

Frankfort hoch!

Mei Frankfort ſoll lewe, mei Frankfort am Mai,
Da geht in der Welt doch nix driwer.
Des iſt ſo gemiedlich, ſo nowel un fei,
Un hat e gewaltig Gediwwer.
„Es will mer halt net in mein Kopp enei,
Wie kann nor e Menſch net von Frankfort ſei!"

In Frankfort, do redt mer ſo deutlich un kloar,
So kräftig un echt un verſtendlich,
Des klingt ſo nadierlich un lebenswoahr
Un mächt aam ennanner ſo kenntlich.
Wer der Sproach ihrn Zauwer recht nachfihle kann,
Des allans is e woahrer un richtiger Mann.

Zwar wohne aach Hergeloffene drin,
Aus Preuße un Schwawe un Sachſe,
Doch hawe die net den urwichſige Sinn
Un mache Geſchmus gern un Faxe.
Mir Frankforter bulde ſe tolerant,
Was kann dann e Menſch vor ſei Vatterland?

Un geht mer nach Siede bis iwer de Mai,
Da kimmt mer nach Sachſehauſe,
Da trinke die Vorjer ihrn Eppelwei
Un duhn derzu Haspelcher ſchmauſe.
Da driwwe da herrſcht gar e noweler Ton,
Der vererbt ſich halt immer vom Vatter zum Sohn.

Die Frankfurter Weiber- un Jungfernſchaft
Is im Allgemeine ſehr lieblich,
Dazu meiſt fleißig un tugendhaft,
Wie's beim Vorjerſtand is ſo ieblich.
So nach Däubcher-, nach Biencher-, nach Schäfchersart
Sin die Frankforter Mädcher ſo hold un ſo zart.

Un erſchd die Buwe, — no ſchwei' mer ſtill! —
Was woarn des vor grimmige Krieger!
Sie machte ſich nix aus dem preußiſche Drill,
Doch ſie kämpfte wie Lewe un Tiger.
Net ſo glorreich geſiegt hätt des deutſche Heer,
Wenn die Frankforter Mannſchaft net dabeigeweſe wär.

Drum ſteht mit mer uf un ſtoßt mit mer aa
Un ruft mit mer: „Frankfort ſoll lewe!
Un all die Hefter drum un draa,
Un erſt recht Sachſehauſe danewe!"
„Es will mer halt net in mein Kopp enei,
Wie kann nor e Menſch net von Frankfort ſei!"

Der Weihnachtsbaum.

Sei mir gegrüßt, du trautes Zeichen,
Des Chriſtfeſts ſinniges Symbol!
Wie flüſtert es aus deinen Zweigen
So wonne-, ſo geheimnisvoll!
Du offenbarſt, was uns beweget,
Was, wie ein ſehnſuchtsvoller Traum,
Sich uns im tiefſten Herzen reget,
Du lieber, lichter Weihnachtsbaum.

Du warſt bei Gott! In leiſem Lauſchen
Vernahmeſt du in Waldesnacht
Ihn aus der hohen Wipfel Rauſchen,
Sahſt ſeiner Sterne ſtille Pracht:
Du ſpürteſt ſeines Odems Wehen,
Bis dich bedeckt des Schnees Flaum,
Das Wachſen, Welken und Vergehen,
Du junger, grüner Weihnachtsbaum.

Nun predigſt du den Menſchenkindern
Im Lichterglanz von Gottes Gnad,
Die große Freud den armen Sündern,
Den Engelsgruß von Bethlems Statt.
Und Kinderaugen ſchauen fröhlich
Zu dir empor; den ärmſten Raum
Weih'ſt du zur Kirche. O wie ſelig
Machſt du uns, frommer Weihnachtsbaum!

In deinem milden, hellen Scheine,
Da wird das Herze wieder jung,
Es flieht das Niedre und Gemeine.
Im Zauber der Erinnerung
Fühl' ich ein Kind mich wieder werden,
Der Sorgen Laſt, ich ſpür' ſie kaum!
Du kündeſt Frieden uns auf Erden,
Du hehrer, heil'ger Weihnachtsbaum.

Ich hört' in ferner Kathedrale
Die welſche Chriſtfeſtlitanei,
Und auch dem reichen Weihnachtsmahle
Der Fremde wohnt' ich fröhlich bei.
Ich ſah die Palmen, die Cypreſſen
Des Südens, an der Wüſte Saum, —
Doch deiner konnt' ich nie vergeſſen,
Mein treuer, deutſcher Weihnachtsbaum.

So lange wir in Schwachheit wallen
Hienieden in der Welt des Scheins,
So können wir nur kindlich lallen
Vom Sinn, vom Weſen höh'ren Seins.
Nun wohl: Wenn hier ich muß vergehen,
So gönnet mir den ſüßen Traum
Von einem ſel'gen Wiederſehen
Dort unterm Himmelsweihnachtsbaum.

Max Bayrhammer

Die Greisin im Frühlingsgarten.

Ein brauner Bursch mit rüstigem Gehaben
Hat fleißig sich sein Gärtlein umgegraben.
Die Schaufel klirret. Würzekraft der Erde
Verkündet ihm den Frühlingsgruß: Es werde! —

Da tut die Tür sich auf der niedern Hütte,
Und eine Greisin kommt mit müdem Schritte
Und tastet an der Krücke nach den Wegen ....
Ein lindes Lüftchen schüttet einen Regen
Von weißen Blüten auf die Silberhaare
Der alten Frau im Schmucke ihrer Jahre.
Es staunt der Bursch' und kann es fast nicht glauben:
Im Garten sie, die ihm der Tod wollt' rauben!
Und als sie glücklich hinter sich die Schwelle,
Die Schaufel wirft er weg und jubelt helle:
„Ei, Mütterchen hat sich vom Bett erhoben?
Den großen Gott im Himmel will ich loben!"
Und sorglich stützt er sie, die halb erblindet,
Doch doppelt selig jeden Klang empfindet
Und allen Duft der neuerblüten Auen,
Die ihre alten Augen nimmer schauen.
Auf eine Gartenbank setzt er sie nieder,
Und küßt sie, scherzt und lacht und plaudert wieder:
„Der Flieder, Mutter, spendet seine Düfte!
Und Himmelslieder singen dir die Lüfte!
Horch! Hörst du droben nicht die Lerchen schwirren?" —
„„Wohl! ... Doch die Schaufel hör' ich nimmer klirren.""

Mit mildem Tadel schier beklagt's die Alte.
„So lang ich dich in meinen Armen halte,
Nicht graben kann ich!", lacht er. „Mußt vergeben!" —
„„Die Schollen künden Todes-Mär, nicht Leben. . ."""

Die Alte murmelt. „Mutter, nichts soll stören
Die Freude, daß dir Blüt' und Lenz gehören!"
Sie wehrt ihm ab und schüttelt ihre Strähnen:
„„Das ist ein eitel, selbstbelügend Wähnen!
Was soll mir Flieder, Lerch' und Lenz behagen?
Die Schaufel dorten hat mir mehr zu sagen!
Nein, Junge, nein! Sei's morgen, sei's in Jahren:
Das Letzte will ich noch als Glück erfahren.
Kein ander Freuen ist für mich auf Erden
Als an den Scheide-Klang gewöhnt zu werden!
Mich lockt nicht Blüte, frohes Frühlings-Wallen,
Nein — wie die Schollen auf einander fallen!""
Er geht, und wiederum erklirrt der Spaten,
Ihm schnürt's das Herz. Es will ihm nicht geraten.
. . . „„Komm, schaufle, Junge, komm! Und laß mich sinnen!
Ich will mein Grab doch endlich lieb gewinnen . . ."

Schulkameraden.

Wir saßen drei auf einer Bank
Zu München im Pennale.*)
Des einen Weg empor sich rang,
Der andern ab zu Tale.

Der junge Reichsgraf rechts von mir,
Der hatt' im Schlaf gewonnen!
Was schadet ihm die Note Vier
Jetzt in des Hofes Sonnen?

Ob auch sein Herz verrostet ist,
Das Formen ihm ersetzen,
Im Winter Hof, im Sommer Mist
Genügt ihm zum Ergötzen.

Und mitten ich, der Komödiant,
Hab' Note Zwei errungen,
So leidlich be- und unbekannt
Mir ist es halb gelungen.

*) Burschikoser Ausdruck für Schule.

Denn bin ich auch zur Not geſcheit — —
Wär' nicht ſo oft geſcheitert,
Hätt' ſich mir in der Knabenzeit
Das Portemonnaie erweitert!

Und links, der armen Witwe Sohn,
Mit ſeiner ſcharfen Brille,
Trug ſiegend ſtets die Eins davon;
Denn eiſern war ſein Wille.

Doch ſeine Bruſt war eingedrückt
Und hager ſeine Glieder,
Und als ihm die Natur' geglückt,
Fuhr er zur Grube nieder.

Was nützt uns nun Eins, Vier und Zwei
Bei der Geburts-Miſere?
Mit allen dreien iſt's vorbei
Trotz der humanen Lehre!

Wir ſaßen drei auf einer Bank
Zu München im Pennale.
Des e i n e n Weg empor ſich rang,
Der andern ab zu Tale . . . .

Der Variété-Mimiker.*)

Es leert ſich der Saal. Der Vorhang fiel.
Doch nah den bemalten Fetzen,
Da hörte man lange in dumpfem Gewühl
Weinheiſeres Kichern und Schwätzen. . . .
Dazwiſchen ein gellendes Lachen, ein Witz,
Ein brüſtendes Prahlen und Wetten. . . .
Dort hat die Verkommenheit ihren Sitz
Am Tiſche der Chanſonetten! —

*) Recitationsberechtigung iſt vom Verfaſſer perſönlich einzuholen.

Nur einſam im Winkel ſaß ein Mann
Mit bleichen, verdüſterten Mienen,
Den ſchäbigen Sammtrock hatte er an,
In dem er als „Künſtler" erſchienen. —
Sobald die letzte Dirne verſchwand,
Den gekürten Galan an der Seite,
Da lehnte er müde ſich an die Wand
Und ſtarrte träumend in's Weite.
Dann ſchien er zu lächeln und heimlich auch
Eine Träne ſich zu verwinden,
Doch ließ der Qualm und Zigarrenrauch
Nicht Luft noch Ruhe ihn finden.
Ich trat heran und frug: wie es geh?
(Ich wollte Luſtigkeit lügen
Vor ihm, dem ein unendlich' Weh
Sich ſtahl aus vergrämten Zügen.)

„Ich danke," ſprach er, „mir geht es gut.
Bin nächſte Saiſon wohl geborgen!
Denn wenn man in kühler Erde ruht,
Dann hat man nichts mehr zu ſorgen . . ."

Doch ſcherzend mahnt' ich zur Fröhlichkeit,
Sich nicht den Tag zu verbittern,
Es blühe noch manche herrliche Zeit
Nach Stürmen und Schickſalsgewittern.

„Für mich kommt ſie nimmer," ſeufzte er ſchwer.
„. . . Es hat wohl eine gegeben! . . .
Und, wenn's Euch nicht langweilt, ſetzt Euch her!
Erzähl' Euch ein Stücklein Leben. — —

Die Neigung hat mich zur Bühne beſtimmt.
Ich ſtrebte in freudigem Schaffen:
Ich habe Romeo, Hamlet gemimt,
Als — Carla und ich uns trafen.
Ihre blauen Augen, ihr goldenes Haar,
Der Lippen blühendes Prangen . . .!
Ihr Leib von ſo wonnigem Wuchſe war! —

Dem Mädel iſt nicht es entgangen,
Daß jedes Ziel und alles Streben
In mir verzehrte die Glut,
Und eines Tages — O Jubelleben! —
Sie ſagte, ſie ſei mir gut.
Nun floß eine köſtliche Zeit dahin
Voll Küſſen und Lachen und Scherzen!
Ihre Unſchuld bannte, ihr kindlicher Sinn
Den wilden Wunſch mir im Herzen.
„„Ich werde dein Weib ja, zweifelnder Held,““
So ſprach ſie mit drolligem Schwur,
„„Du biſt mir das Liebſte auf der Welt,
Das Liebſte, du Guter! Nur
Die — Kunſt, die magſt du etwa beneiden:
Eh' ihr du entriſſen mich haſt,
Da ließ ich mich von dir ſcheiden!““
Und lachend die holdeſte Laſt
Auf dem Schoße mir ſaß und hielt mir den Mund
Mit heißen Küſſen verſchloſſen. —

Drei Monde ſpäter kam die Stund',
Die mich aus dem Leben geſtoßen! . . .
Am Schluß der Saiſon — man weiß, wie es geht! —
Wenn nichts mehr den Leuten will frommen,
Da läßt der Direktor, der es verſteht,
Als „Gaſt" einen „Star" ſich kommen.
Der kam bei uns auch und ſpielte, gefiel,
Und Carla war ſeine Geliebte,
Den Abend natürlich, den Abend im Spiel,
Dieweil es dem Zufall beliebte.
Der Fremde brüllte, daß Gott erbarm',
Und mimte die „ſchönen Männer."
Da lag im Staube vor ihm der Schwarm,
Die Backfiſche waren die Kenner!

Und nach dem „Erfolg" mit Gewogenheit
Lud Alles der „Gaſt" in's Hotel
Zum Weihe-Opfer der Eitelkeit. . . . .
Und Carla — war auch zur Stell'.

Ich ſaß dem Mädchen vis-à-vis,
Das vor Lebensluſt überſchäumte,
Indeß voll Bangen wie noch nie
Mein Innerſtes ſich bäumte. —

Der „Gaſt" erhob ſich. Sie ſtieß mit ihm an.
Er ſprach: „Auf frohes Gelingen!"
Er wolle ſie leiten zur Ruhmesbahn,
An große Bühnen ſie bringen.
Ich hoffte noch immer, ſie traue ihm nicht. . . .
Dann ward getanzt und geſungen,
Und plötzlich — verlor ich ſie aus dem Geſicht,
Als hätt' ſie der Boden verſchlungen.
— — — — — — — — —
Ich ſah ſie nie wieder. . . Doch was geſchah,
Das könnt Ihr ſelber wohl denken:
Sie tat ſich dem „Gönner", dann dort und da,
Der — Kunſt zu liebe verſchenken!

Das machte aus mir den verlornen Gauch,
Drum bin ich in's Elend gefahren.
Hier ſuch' ich den Tod und find ihn auch
Und ſterb' ihn ſeit qualvollen Jahren."

Robert Bodmer

Der Maëſtro.

Luſtſpiel in vier Akten.

Szenen aus dem zweiten Akt.

Perſonen:

Geheimrat Schröder.
Frau Geheimrat Schröder.
Oberſt a. D. Lucke.
Frau Aſſeſſor Troblowitz.
Dr. Hauff, Rechtsanwalt.
Liddy, Tochter des Geheimrats.
Frenzko Ferénecz, Kammervirtuoſe.
Damen und Herren als Gäſte des Geheimrats. Diener.

Salon bei Schröder.

(Im Hintergrund eine breite offene Flügeltüre, welche ſich nach einem zweiten Salon öffnet. Rechts hinten in der abgeſtutzten Ecke Türe nach dem Spielzimmer; rechts vorne die Türe nach den übrigen Wohnräumen. Rechts vorne ein Tiſch mit Seſſel und Fauteuil's, in der Mitte ein großer Flügel, geöffnet.

Es iſt Abend, die Lichter am Lüſter brennen. Ein Diener in Halblivree reicht Erfriſchungen herum.

Am Flügel ſitzt Liddy und präludiert einige Akkorde. Das Ehepaar Schröder unterhält ſich mit den Gäſten. Ab und zu ſieht einer der Gäſte nach der Eingangstüre.)

Der Geheimrat (zu ſeiner Frau) Ob er uns wieder ſitzen läßt?

Frau Geheimrat (lächelnd) Nein, das tut Frenzko nicht.

Der Geheimrat. Geh, ſolche Maëſtro, ſolche . . . Alles was ſie tun, betrachten ſie als Kapitalanlage.

Frau Geheimrat. Na, haben die da Unrecht? Machen es die Andern anders? (ſieht ihm über die Schulter) Machen wir es etwa anders, he?

Der Geheimrat. Wir . . . Du willſt ſagen ich . . .

Frau Geheimrat. Ja, du.

Der Geheimrat. Das ſind Unterſchiede, ſiehſt Du. Aber ein Künſtler . . . Der Künſtler ſoll Idealiſt ſein.

Frau Geheimrat (ärgerlich) Soll das Geld verachten.

Der Geheimrat. Rege dich nur nicht auf, um Gotteswillen.

Frau Assessor (steht hinter Frau Schröder) Was giebt's denn? Ihr zankt Euch doch nicht? Wovon ist denn die Rede? Frenzko natürlich? Was?

Der Geheimrat (sarkastisch) Ja, Frau Assessor. Ganz recht geraten. Wer anders natürlich. Er . . . der Pol in der Erscheinungen Flucht. Liddy hör doch auf . . . das macht einem nervös. Wenn Frenzko ausbleibt, giebts eben keine Musik. Entweder Frenzko mit Schumann oder gar nichts.

Dr. Hauff (hört lächelnd zu) Draußen ist er schon . . . (Man hört Frenzkos Stimme draußen, gleich darauf erscheint er durch die Mitteltüre).

Die Damen (eilen auf ihn zu) Endlich, daß Sie da sind.

Die Herren (ebenso) Daß Sie nur kamen!

Frenzko (verbindlich und verwöhnt) Meine Damen . . . und Herren.

Die Frau Assessor. Glauben Sie, daß man Angst hatte, teurer Meister?

Frenzko. Angst — wovon denn?

Frau Geheimrat. Wovon denn!

Liddy. Das fragen Sie noch!

Die Frau Assessor. Wie kann man da fragen! Daß Sie ausbleiben würden, natürlich. D a s war die Angst. Aber nun sind Sie da und loskommen werden Sie sobald nicht wieder. Nicht wahr, wir werden Schumann hören?

Frenzko. Aber meine Damen, ich bitte . . . mäßigen Sie Ihre Freude . . .

Alle (bestürzt) Nun?

Frenzko. Es tut mir leid . . . es tut mir unendlich leid — aber . . .

Frau Geheimrat Nun, so sprechen Sie doch, werter Meister. Aber schonend, schonend bitte . . .

Frenzko. Es tut mir wirklich unendlich leid . . . aber . . . ich kann Ihre Erwartungen leider nicht erfüllen.

Alle (enttäuscht) Wie . . .!

Frenzko. Ja, leider . . . muß Sie enttäuschen . . . kam vorgestern nämlich, wie Sie wissen, von meiner Konzertreise von London zurück . . . und in Köln wie es der Zufall haben will . . . ich wünschte am Bahnhof eine kleine Erfrischung . . . öffne die Kupeetüre . . . will dem Kellner rufen . . . da schlägt der Schaffner die Türe zu . . . mein Daumen kommt dazwischen . . .

Alle. O! Ein Unglück . . .?

Frenzko. Fast, sage ich . . . glücklicherweise, nicht ganz . . . aber immerhin . . . für die nächsten vier Wochen bin ich meinem Beruf entzogen . . . Ja.

Liddy. O Sie Grausamer! Das fehlte noch. Diese Enttäuschung!

Frenzko. Verzeihen Sie, aber . . .

Frau Geheimrat. Nun wie wär's, wenn Sie trotzdem ein Stündlein bei uns blieben, ja? . . .

Frenzko. Zur Unterhaltung?

Der Geheimrat (flüsternd) Wir werden ein bischen pokern . . . wissen Sie . . . (er nimmt ihn beiseite und spricht auf ihn ein).

Frenzko (sieht ihn an) Pokern? sagen Sie?

Der Geheimrat (leise) Pst! Jawohl, ganz entre nous.

Frenzko. Also man pokert bei Ihnen?

Der Geheimrat (nickt lächelnd) Ja doch sage ich . . .

Frenzko. Man darf in Ihrem Hause pokern?

Der Geheimrat (nickt wieder, nimmt Frenzko am Arm und zieht ihn nach rechts) Im Spielzimmer ist schon alles parat.

Frenzko (folgt ihm halb freudig, halb scheinbares Widerstreben heuchelnd). Meine Damen und Herren . . .

Der Geheimrat. Ja, ja, es ist schon gut, kommen Sie nur.

Frenzko (schon halb unter der Tür rechts) Meine Damen und Herren . . . ich werde mich schon — revanchiren (ab mit dem Geheimrat. Die Uebrigen bleiben gelangweilt zurück.)

Die Frau Assessor. Das Vergnügen wäre wieder einmal verpfuscht.

Frau Geheimrat. Uns so zu enttäuschen! Das ist . . . das ist . . .

Liddy (schwärmend) Ein verlorener Abend . . . Wieder ein verlorener Abend! O meine Illusionen. Meine Illusionen!

Dr. Hauff. Mut, Fräulein, Mut! Das ganze Leben — das ganze Leben wollt ich sagen, ist ja nur eine Kette von Illusionen — eine einzige große Illusion . . . ja.

Liddy. Und das sagen Sie?

Dr. Hauff. Ja, ich sage das. Warum nicht?

Liddy. Ein erfolgreicher Mann, ein Jurist von Rang und Einfluß! Wissen Sie was, für einen Juristen giebt es einfach keine Illusionen.

Die Damen (einstimmig) Sehr gut. Sehr gut. Und wahr . . . und wahr!

Der Oberſt (brummend für ſich) Ach was . . . ſchwätzt was ihr wollt. Ich wünſchte, ich wäre zu Hauſe geblieben. Schumann wollte ich hören, und ſtatt deſſen hört man das Geſchnatter der Hüterinnen des Kapitols. O dieſe Geſellſchaften! Als Schmeichler tritt man ein, als Gelangweilter bleibt man, und als Spötter verläßt man ſie. Ja, es iſt eine wunderliche Sache. Und doch liebt man die Geſelligkeit, um ſich für ein paar Stunden ſeines eigenen Selbſt's zu entledigen.

Dr. Hauff. Was beliebt, Herr Oberſt?

Der Oberſt. Nichts, nichts.

Dr. Hauff. Ich hörte das Wort Langeweile?

Der Oberſt. Ich habe nur laut gedacht. Wiſſen ſie, ſeit ich in Penſion bin, bin ich ein rechter Faulenzer geworden. Da kommt man zu allerlei ſtillen Betrachtungen. Das iſt meine ganze Beſchäftigung.

Dr. Hauff (gähnt) Ja, die Langeweile, die Langeweile.

Der Oberſt. Glauben Sie mir, ein Gelangweilter müht ſich an einem Tage mehr ab, als der Tätige in einem ganzen Jahr.

Dr. Hauff. Das kann wahr ſein.

Der Oberſt. Und dieſe Langeweile kann zum Verzweifeln ſein. Und das ſchlimmſte iſt — wenn man in dieſer Verzweiflung um ſich ſieht, ſieht man nichts als Verzweifelte. Das iſt das Verzweifelte.

Dr. Hauff. Ich bin ſehr erſtaunt, Herr Oberſt.

Der Oberſt. Worüber?

Dr. Hauff. Ich hatte ſie für einen Optimiſten gehalten.

Der Oberſt. Ja, bin ich etwa ein Peſſimiſt?

Dr. Hauff. Nun, ich denke . . .

Der Oberſt. Gehen Sie fort, das Wort Peſſimiſt hat für meine Empfindung etwas Beleidigendes. Ich bin nahe an ſiebzig, und wenn ich mein Leben überblicke, ſo muß ich ſagen, es iſt Mühe und Arbeit geweſen, aber es iſt dennoch köſtlich geweſen — ich habe gerne gelebt! Für den Peſſimiſten aber — ſagen Sie ſelbſt, giebt es doch nichts Wertloſeres, als das Leben —

Dr. Hauff (einfallend) Ausgenommen ſein eigenes.

Der Oberſt (ſteht auf) Ausgenommen ſein eigenes! Sehr gut, ſehr gut — und wie wahr, wie wahr!

Der Geheimrat (eintretend) Na, da hört ſich aber alles auf . . . bei der erſten Ronde . . .

Alle. Was denn?

Der Geheimrat. Ja, was denn. Die Weltgeſchichte hört ſich auf, ſage ich. Dieſer Frenzko . . . der Tauſendſaſſa . . .

Alle. Nun?

Der Geheimrat. Sie haben doch gehört . . . er könnte nicht's vertragen . . .

Die Frau Assessor. Ja ja, seine kranke Hand . . .

Der Geheimrat. Nun, seine kranke Hand hat ihn nicht gehindert, uns alle beim Pokern so „abzukochen", daß wir sämtliche Kartengenossen Haare lassen mußten. (Er sieht Frenzko eben zur Türe hereinkommen, eilt auf ihn zu, legt beide Hände auf seine Schultern). Maëstro . . . verehrtester Maëstro, tun Sie mir nur einen Gefallen!

Frenzka (naiv) Nun? Aber ja, sehr gerne . . . sehr gerne . . .

Der Geheimrat. Bringen Sie Ihren Daumen nicht wieder zwischen die Kupeetüre! . . . Sie werden mir glauben, daß es mir lieber sein muß, wenn Sie Schumann spielen, als wenn Sie pokern und uns alle ausplündern!

Frenzka (heiter, lachend) Aber mir nicht!

Der Geheimrat (ärgerlich) Was?

Frenzka (unbändig lachend) Aber mir nicht . . . aber mir nicht! (er hält die Linke tief in seiner Tasche vergraben und klimpert mit Geldstücken.

Alle lachen, Dr. Hauff setzt sich an den Flügel und spielt leicht und flüchtig einige Takte der Stefanie-Gavotte.)

Marie Böhler

Im Vorfrühling.

Skizze.

Es ist in den ersten Tagen des März. Linde, laue Luft, der Himmel in leuchtendem Blau voll goldenen Sonnenscheins, so recht ein Tag des Frühlingsahnens, des wunschlosen Genießens.

„Frühling, Sonne, Lebenslust und Kraft!“ . . . .

Jubelnd erfüllt der Akkord meine Seele.

Mein Blick schweift über den alten Sachsenhäuser Friedhof vor unserem Hause. Noch sind kaum Knospen an seinen Bäumen und Sträuchen zu erkennen; aber die treibenden Kräfte fühlt man, die der Vollendung entgegendrängen: aus Nacht zum Licht!

Man hat diesen alten Friedhof, auf dem seit Jahren nicht mehr begraben wird, vor einiger Zeit in Gartenanlagen umgewandelt. Viele winzige Menschenblüten lockte die warme Frühlingssonne hervor aus den Schatten der grauen Häuser ringsum. Diese Kleinsten und Kleinen denken gewiß nicht daran, daß an dem Orte, wo sie sich jetzt vergnügen, Gräberreihen gewesen sind und daß die Wege, auf denen ihre flinken Füßchen dahineilen, die irdischen Reste so manchen müden Wanderers umschließen. Nein, sie schwelgen da unten in Jugendlust und Uebermut, heiter wie die strahlende Frühlingssonne. Leben atmen sie, Leben!

Doch ich reiße mich los, fast gewaltsam, von dem Anblick der fröhlichen Schar und setze mich am Fenster zum Schreiben nieder. Ich schreibe ein Gedicht ab, ein Gebet, das beginnt:

„Gieb mir Kraft, mich loszulösen
Von der Erde Sorg' und Qual.“

Es paßt eigentlich gar nicht in die Frühlingsstimmung, aber ich schreibe weiter. . . .

Da, ein Schuß! Ich schrecke zusammen. Törichte Ideen. Weshalb gleich so Schlimmes denken? Unnütze Buben werden es sein.

Ich schreibe weiter:

„Gieb mir Frieden und Genügen,
Lehre stille sein mein Herz.
Gieb mir Frieden! — Amen."

Aber es stört etwas meine Ruhe, ein Zwang lastet auf mir. Ich muß aufstehen und hinausblicken. Aber, was heißt das? Eine Menschenmenge hat sich am Gitter versammelt, in großer Erregung. Neugierige, Männer, Frauen und Kinder laufen durcheinander, Fuhrwerke halten an; der Verkehr stockt. Helme von Schutzleuten tauchen auf. Was ist geschehen?

Dort, die Menge setzt sich in Bewegung, man sieht, jemand wird getragen; eine Gasse öffnet sich zum Friedhofstor. Vor einem kleinen Holzschuppen legen sie eine unbewegliche Gestalt auf die Erde nieder. Man verhüllt sie mit einem groben Sack. Ein Toter am Wege.

Schellen und schneller Trab klingt von der Straße herauf und löst die schaurige Stille, die mich in ihrem Banne hält.

Der Rettungswagen nähert sich der Unglücksstelle. Durch die harrenden Menschen drängt sich ein Arzt mit zwei Gehülfen. Der rauhe Sack wird weggenommen und ein bartloses Gesicht wird erkennbar. Der Arzt kniet an dem stillen Mann nieder und fühlt den Puls. Man sieht einen der Gehülfen nach dem Wagen zurückgehen, mit einem Tuche wiederkehrend, mit dem er dem Regungslosen die Schläfe abwischt. Es wird rot von Blut. Aber er bewegt sich nicht. Der Arzt steht auf und wendet sich zum Gehen; die Anderen folgen. Der Rettungswagen fährt mit seiner Mannschaft unverrichteter Dinge ab.

Die Schutzleute versuchen, das Publikum zu zerstreuen. Viele gehen, neue kommen hinzu. Sie deuten nach der Stelle am Gitter, wo der Schuß gefallen ist, zucken die Achseln und flüstern.

Ich blicke auf den Spielplatz. Als wenn eine gewaltige Hand darüber hingestrichen wäre: alles leer, verödet. Die Macht des Todes hat diese Frühlingsblüten hinweggerafft. Kein Kinderlachen, kein Tollen und Springen mehr. Es ist wieder der ernste Totenacker geworden. Die vereinzelten, noch erhaltenen Gräber sagen es und der tote Mann auf dem Wege bestätigt es durch seine letzte Tat. In das scheue Atmen des werdenden Lebens ringsum hat sich der letzte Seufzer dieses Menschen gemischt. Zum strahlenblauen Frühlingshimmel starrt ein Totenantlitz.

Neue Bewegung kommt in die Reihe der Wartenden. Ein Totenwagen mit zwei Rappen bespannt ist vorgefahren. Zwei Männer springen vom Kutscherſitz und tragen aus dem Wagen einen einfachen schwarzen Sarg zu dem Einsamen in den Garten hinein. Schutzleute folgen. Sie leeren ihm die Taschen aus. Einer der Schutzleute sammelt alles und steckt es ein. Dann heben sie die starre Gestalt empor und legen sie in den bereitgestellten Sarg. Der Deckel wird darauf geschraubt, der Sarg fortgetragen und in den schwarzen Wagen geschoben. Die Träger setzen sich wieder auf den Kutscherſitz, die Pferde ziehen an und das Gefährt rollt davon. —

Langsam zerstreuen sich die Zuschauer, noch in einzelne Gruppen zusammentretend, Vermutungen über das Geschehene austauschend.

Die Kinder mit dem aufgeregten, neugierigen Blick laufen nach Hause, es ihren Eltern zu erzählen, das von dem toten Mann.

Die Männer wollen es ihren Frauen berichten. Die schwatzenden Weiber bauschen das Geschehene in Gedanken auf und freuen sich, der Nachbarin diese Schauermär bringen zu können.

Die Frühlingssonne schleicht müde und traurig an den Häusern hin. Sie hat den Glanz und die Wärme verloren.

Am nächsten Tage lese ich die kurze Notiz in der Zeitung, die mir sagt, wie der fünfundzwanzigjährige Mann hieß, daß er Schreiner war und wo er wohnte, aber nur „ein Selbstmord aus unbekannten Gründen" feststellte. —

Den andern Nachmittag gehe ich durch die Altstadt und werde mir bewußt, in der Nähe jener Gasse zu sein, in der dieser junge Selbstmörder daheim war. Es drängt mich, vorbeizugehen, einen Blick auf das Haus zu werfen. Als ich in der Hälfte der Gasse angelangt bin, tönen aus dem geöffneten Fenster einer Parterrewohnung verworrene Laute, von Schluchzen unterbrochen, an mein Ohr. Ich bleibe stehen, beuge mich etwas vor und sehe drinnen eine tiefgebeugte Frau auf dem zerschlissenen Sofa sitzen und vor ihr auf den Knieen liegt ein junges Weib von etwa zwanzig Jahren mit wirren Haaren und Verzweiflung im Gesicht.

„O, seid nicht so hart! — Verzeiht mir, Mutter," flehen ihre Lippen, ihre rotgeweinten Augen. „Ich bin so unglücklich und verlassen! Sagt nur ein Wort, daß ihr barmherig seid und stoßt mich nicht von euch!" ruft sie in großer Erregung.

„Steh auf, Dirne, Du! — Mein Sohn, mein Einziger! Er war viel zu gut für Dich, Du haſt ihn gemordet! Geh' mir aus den Augen, ſonſt . . ."

Die alte Frau ſteht vor ihr mit flammenden Augen und weiſt drohend nach der Türe.

Da richtet ſich das geängſtigte Geſchöpf auf, läßt die gefalteten Hände ſinken vor dem vernichtenden Blick der Verachtung, des Haſſes, und ein Zittern geht durch ihre Geſtalt. Langſam wendet ſie ſich, verläßt das Zimmer, geht wie geiſtesabweſend mit geſenktem Kopf an mir vorüber und verſchwindet im Nachbarhauſe. Dann iſt alles ſtill.

Die beiden alten Häuſer mit den vorgebauten Stockwerken ſcheinen ſich zuzuneigen, ſich aneinander lehnen zu wollen, Stütze ſuchend.

Nur ein kleines Stückchen blauer Frühlingshimmel iſt zwiſchen den Giebeln ſichtbar. Wenig Himmel, und keine Sonne . . . . .

Margot Brack

Zigeunerblut.

Da jauchzt es dahin im wehenden Rock,
Entlang die blühende Haide,
Goldringe im Ohr, im wirren Gelock,
Flatternde Bänder von Seide.

Die glühende Wange vom Sturme gebräunt,
Von Sonne verbrannt die Brüſte,
Und im trotzigen Herzen den wilden Freund,
Der heute zur Nacht ſie küßte! —

Dem Frühling entgegen.

Der Frühling iſt da, der Lenz erwacht,
Seit du mir am Herzen gelegen;
Die Erde ſchmückt ſich, die Sonne lacht,
O komm', dem Frühling entgegen!

Der Lenz klopft leis' an dein Fenſterlein
Und es ruft und lockt vor der Tür:
Komm' mit hinaus zum Ringelreihn,
Du Braune, du, — tanze mit mir!

Im ſeligen Taumel jauchzen wir hin,
Trunken vom Küſſen und Koſen, —
Komm', laß uns dem Frühling entgegenziehn,
Bekränzt mit glühenden Roſen! —

Emil Claar

Aprilfroſt.

Als lieblich wehte aus den Himmeln
Ein Lenzeshauch, da blühten auf
In meinem Garten ſchon die Primeln;
Nun fiel ein Todesreif darauf!

Ich denk' in Weh an Weltgeſchicke,
Ich denk' an Kindheit, die geſproßt
Mit heit'rem, ahnungsloſem Blicke,
Und dann verkam in Not und Froſt.

Freiheit.

Die Freiheit hab' ich erſt verſtanden,
Als ſie mich floh mit ſcheuem Kuß,
Doch nicht allein, weil ich in Banden,
Nein, weil ich Andre binden muß.

Das wird ein Auferſteh'n der Seele,
Ein Feſt, von Morgenlicht umſpielt,
Sobald ich Keinem mehr befehle
Und Keiner lebt, der mir befiehlt!

Trau' keinem Auge.

Trau' keinem Auge, auch wenn es klar,
Vielleicht über's Jahr ſchon wird es dich trügen:
Trau' keinem Munde, auch wenn er wahr,
Vielleicht ſchon morgen wird er dir lügen!

Traue dem Baume, der flüſternd neigt
Die Krone, ohne ein Wort zu ſagen,
Er wird dir, obwohl er beharrlich ſchweigt,
Auch nächſten Herbſt ſeine Früchte tragen.

Dem Erdgrund traute, der treulich liebt,
Wenn deine Hand ihm Sorge erweiſet,
Aus ſchwellenden Tiefen verſchwenderiſch giebt,
Und, ewig ein Rätſel, die Menſchheit ſpeiſet.

An Jung-Elſe.

Laß die Locken fliegend wallen
Um dein Haupt im Morgenwind,
Der Natur zum Wohlgefallen,
Freies, frohes Erdenkind!

Schwelgen laſſ' die Lerchenkehle
In der Lieder munt'rem Quell,
Glücklich jubeln laſſ' die Seele,
Die ſo friſch, ſo wahr, ſo hell!

Glücklich nur, wenn du geflügelt
Ausſprichſt was du Rechtes denkſt,
Und befeuert, ungezügelt
Mauern mit dem Köpfchen ſprengſt!

Laß die alten Tanten ächzen,
Eingewebt in frommen Lug,
Und genieße deine Sechzehn,
Fräulein wirſt du früh genug!

Trage mutig alle Namen,
Die dir naſerümpfend leih'n
Deiner Sippſchaft ſtolze Damen
Ihren Abſcheu dir zu weih'n!

Ausbund, Jagdhund, Nixe, Hexe,
Sind die Zarteſten dabei,
And're fallen ſo wie Klecke
Auf dein lichtes Konterfei!

Werden dir ſchon abgewöhnen,
Was da echt, und ſich bemüh'n
Baldigſt gründlich abzutönen
Deines Weſens trunknes Glüh'n.

Die du jeder luſtig frechen
Kindertollheit, lachend keck
Zuriefſt: „biegen oder brechen,“
Sie zu wagen auf dem Fleck,

Nicht mit Hexen, nicht mit Nixen
Wirſt du mehr verglichen ſein,
Wirſt bedacht und vornehm knixen,
Und ſo falſch ſein, wie du ſein!

Nicht gebrochen, nur gebogen,
Aber protzig auch und ſteif,
Und im Innerſten verlogen,
Ganz für die Geſellſchaft reif!

Mäuſe-Legende.

Sommer kam dem Herbſte näher,
Mäherinnen, ſo wie Mäher,
Alle Greteln ſamt den Hänſen
Dengelten getroſt die Senſen
Einzuheimſen bald die Ernte —
Als Gewitter, lang entfernte,
Jäh und ſchwarz heran ſich zogen,
Zu entladen wüſte Wogen.
In der Fruchtlaſt Wohlgerüche
Rauſchten nieder Wolkenbrüche,
Daß in ungezähmtem Guſſe
Schwoll der Bach zum wilden Fluſſe,
Und der Fluß zum See ſich reckte,
Der bis in die Gärten leckte.

Bitter ging's den armen Mäuſen,
Die in ihren Erdgehäuſen,
Tief im Grunde ſich verkrochen,
Als die Flut hereingebrochen,
Aber flüchten mußten gräßlich,
Als die Waſſer unermeßlich
Feld und Wieſen überſpülten

Und jedweden Bau zerwühlten.
Zitternd flohen die Entſetzten,
Von den Wellen Fortgehetzten;
Neben Flinken, Jungen, wälzten
Sich die Fetteſten und Aelt'ſten,
Ratlos, ſinnlos, immer weiter,
Hinter ihnen, breit und breiter,
Lüſtern wachſendes Verderben
Und das ſichre naſſe Sterben.

Plötzlich aber leuchtet ihnen,
Wie von höherm Glanz beſchienen,
Koſtbar ein ſmaragdner Hügel,
Und auf dem, wie Engelsflügel,
Ob dem Abgrund ſchwebt und blinkt es,
Grüßt und nickt und weiſt und winkt es.

Auf dem Hügel hatte nämlich
Jüngſt ein tück'ſcher Bauer, grämlich
Ob der Vögel Diebesbräuche,
Aufgerichtet eine Scheuche;
Zwiſchen hohen Birkenſtangen
Hat er dräuend aufgehangen
Eine durch und durch verſchliſſ'ne,
Vorn und rückwärts ganz zerriſſ'ne
Bunt geflickte, abgeſchabte,
Zum Verſcheuchen höchſt begabte
Alte Hoſe. — Fink und Meiſe
Wichen aus in weitem Kreiſe,
Wenn die langen hohlen Beine
Schimmerten im Mondenſcheine,
Sich geſpenſterhaft bewegend,
Und verpönt in ganzer Gegend
Ward bei allen Vogelhecken
Dieſer ſchnöde Flurenſchrecken.
„Dort hinauf, dort iſt es trocken!"
Schrie's mit jauchzendem Frohlocken
Durch die flieh'nden Mäuſeſcharen,
Und in tödlichen Gefahren

Nun begann ein heißes Ringen,
Und ein Schieben und ein Springen
Und ein Klimmen und ein Klettern,
Zu befrein ſich aus den Wettern,
Zu gelangen zu der Spitze,
Zu des Lebens teurem Sitze!
Manche von der Höhe ſanken
Rutſchend nieder und ertranken,
Während andre, gar die Keckern,
Sich mit Schlürfen und mit Schlecken
Aus der Flut, dem Sand, dem Schlamme,
Durchgeſchleift zum Hügelkamme.

Als ſich droben wimmelnd häuften
Jetzt die Rotten, die noch träuften,
Und die Sproſſen edler, echter,
Ururalter Mausgeſchlechter,
Wenig nur vom Tod gelichtet,
Dicht gedrängt und aufgeſchichtet,
Lagerten auf hohen Gipfeln,
Sah'n ſie auf zu heil'gen Wipfeln,
Und ſie riefen: „Höh'res Weſen,
Uns zum Heile auserleſen,
Das du ſchwebſt ob unſern Köpfen,
Laß uns gnädig Atem ſchöpfen,
Und nach Angſt und Todesſchauern
Dankbar dir zu Füßen kauern.
Deine heil'gen Grüße riefen
Uns empor aus Unheiltiefen,
Rett' uns, ſchütz' uns, laß uns leben,
Und wir wollen dir ergeben
Unſer ganzes Daſein weihen,
Jubelnd dich gebenedeien!"

Alſo war es. Keine Wellen
Konnten bis zur Höhe ſchwellen,
Wo erlöſet und gerettet,
Wie gebannet und gekettet,
Frohe Mausfamilien ruhten,

Und die ringsempörten Fluten
Konnten ſpritzend mit dem Schaume
Rühren nicht am letzten Saume
Der erhabnen Hoſe, welche,
Thronend ob dem Todeskelche,
Trotzte dem erhoſten Feinde,
Als ein Hort der Mausgemeinde. —

Als die Waſſer nun begannen
Abzuſickern und verrannen,
Und im angeſchwemmten Schilfe
Schwieg der bange Schrei um Hilfe
Sammelten auf ihrem Walle
Sich die Mäuſe alle, alle
Und verkündeten begeiſtert,
Was ihr Fühlen hat bemeiſtert,
Daß die fernſte Feldmaus höre
Ihres Glaubens laute Chöre:
„Die du droben göttlich waltest
Und der Mäuſe Los geſtalteſt,
Die den Tod von uns gewieſen,
Sei geheiligt, ſei geprieſen,
Wie in Not zu dir wir flehten,
Wollen wir zu dir nur beten
Auch in künft'gen Erdenzeiten,
Bis in alle Ewigkeiten,
So im Glück wie Sturmgetoſe
Unſre Gottheit ſei die Hoſe!"

* * *

Wann ſich dies hat zugetragen,
Möcht' ich nicht zu ſingen wagen,
Nur bekräftigen in Klarheit,
Daß in Wirklichkeit und Wahrheit
Schon ſeit Mausgedenken, eifernd
Alle Mäuſe, und auch geifernd,
Dieſem Bunde angehören,
Und zur heil'gen Hoſe ſchwören.

Emil Claar

Und ich warte dein!*)

Die Dämmerung draußen ſpinnt und ſpinnt
Und hüllet die Fluren in Schleier ein,
Die Stunde verrinnt und der Abend verrinnt,
Und ich warte dein!

Mein müdes Hirn, es ſinnt und ſinnt,
In einſamem Hauſe bin ich allein,
Der Abend verrinnt und die Nacht verrinnt,
Und ich warte dein!

O komm, bevor das Ende beginnt
Von aller Sehnſucht und aller Pein,
Die Stunde verrinnt — und das Leben verrinnt —
Und ich warte dein!

Rundfrage.

Von leid'gem Modedrang bewogen,
Verſendete ein Journaliſt
An alle Dichter Fragebogen:
Was wohl der Wert des Kuſſes iſt?
Und keiner zu des Kuſſes Preiſe
Die ernſte Auskunft ſchuldig blieb.
Doch der ſcheint mir der rechte Weiſe,
Der folgendes zur Antwort ſchrieb:
„Unmöglich iſt es halbwegs gründlich
Zu ſchreiben über einen Kuß,
Weil das Verfahren durchaus mündlich,
Und ewig mündlich bleiben muß."

---

*) Komponiert von Emil Sulzbach, op. 30 No. 4.

Sehnſucht nach Glück.

Erfüllung,
Vollbuſige Göttin
Mit dem Kranze
Aufbrechender Knoſpen ums Haupt,
O laß mich ſchauen dir
Ein einzigmal
Ins große, tiefleuchtende Auge,
Vor deſſen ſieghafter Süße
Endlich erſterben:
Wunſch und Sehnſucht
Und jede lechzende Marter!
O Göttin, walte, gönne
Nach dumpfem Entſagen,
Daß meine Seele,
Erlöſt von Sorgen,
Die Fittiche breite,
Zu freiem, gewaltigem Fluge,
Daß meine Lippe,
Erlöſt von Seufzern,
Verſtumme in Wonne
Klagevergeſſen!
O göttlichſte Göttin,
Laſſe mich endlich werden
Zum Adler,
Der ſehn darf
In die ſchleierloſe, goldne,
Segnende Sonne,
Ein Geſegneter!
Erfüllung,
Ich harre deiner
O Göttin!

Ein armes Weib.

Ein armes Weib, mit ihr ein Knabe,
Sprachen mich an um eine Gabe.
Da ſchrie ein Bettler: „Sie iſt ſo beſorgt
Um dieſes Kind — und das Kind iſt geborgt,
Geborgt zum Betteln um Mitleid zu wecken
Und abgerichtet, die Hand zu ſtrecken,
Sie iſt gar nicht Mutter, wenn ſie's auch ſcheint" — —
— Dann iſt ſie noch ärmer, als ich gemeint.

Paul Nikolaus Cossmann

Aphorismen.

Manche denken in Briefstil, andere in Dialogform, wieder andere in Volksreden. Bedeutende Gedanken sind Selbstgespräche.

*

Die vier Fakultäten.

Die Theologen erwählen ihren Beruf aus Gottesliebe, die Juristen aus Gerechtigkeitsliebe, die Mediziner aus Menschenliebe und die Philosophen aus Wahrheitsliebe.

*

Die schwerste Kunst nächst dem Dichten ist: nicht zu dichten!

*

Wer Bücher lesen will, die ihm ganz gefallen, der muß sie selber schreiben.

*

Ein Aphorismus ist ein kleines Haus mit weitem Fernblick.

*

Philosoph und Künstler.

Der Philosoph sucht einen Glauben, der wahr genug ist für das Erwachen; der Künstler einen Glauben, welcher schön genug ist für den Traum.

*

Manches Talent zerrinnt, weil es sich sein Leben lang nicht hineinzufinden vermag, daß es kein Genie ist.

*

Ins Konzert geht man des guten Tones und nicht der guten Töne wegen.

*

Liebe jeden; aber die Besten nur laß es merken.

*

Parabel.

Einst lebte ein Volk in einem Lande, welches wenig bekannt war; um es genauer kennen zu lernen, machten sich viele auf den Weg. Die Forscher blieben zusammen, bis sie eines Tages wieder da ankamen, von wo sie ausgegangen waren.

Nun sagten die einen: Es ist jetzt genug des Umherstreifens; auf diese Art läßt sich nicht mehr viel erreichen. Es ist besser, wir verwenden die Kenntnisse, welche wir gesammelt haben, dazu, einen möglichst hohen Turm zu bauen; dann werden wir einen Ueberblick über das Ganze bekommen.

Die andern aber sagten: Mit nichten! Von der Spitze eines Turmes aus sieht man ja alles in Verkürzung, also entstellt. Wir bleiben hier unten. Und sie liefen wieder drauf los, erforschten Flüsse und Gebirge, ja die einzelnen Pflanzen und Steine. Doch mochten sie forschen, so viel sie wollten: einen Begriff vom Ganzen erhielten sie nicht.

Da waren die mit dem Turme immerhin besser daran. Allerdings zeigte das Bild, welches sich vor ihren Blicken entfaltete, nicht alle Einzelheiten des Landes; aber wenigstens sahen sie dieses ganz. Und viele von den anderen kamen zu ihnen, und mit ihren neuerworbenen Kenntnissen vom Boden, von Steinen und sonstigen Dingen bauten sie neue, bessere Türme.

Viele jedoch blieben bei der Meinung, wenn sie immer neue Pflanzen entdeckten und jede einzelne zergliederten, wenn sie jeden Stein von allen Seiten betrachteten, dann würden sie das Land kennen lernen. Und solche Leute soll es auch jetzt noch geben.

Clem. Cramer

Troſt.

Auf meinen Bäumen ruht ein lichter Glanz;
Es hängen ihre grünen ſchweren Schwingen
Wie Lebensgrüße. —
Und in den Blättern webt ein heilig Singen,
Raunend, daß keine Mutter je geboren
Dich und uns alle, um zu ſchauen,
Wie wir in tiefen Schmerzen uns verloren. —
Nein, die Natur ſie lehrt dich weiter bauen
Und hängt in rätſelhaftem Kranz
Vergehn und Werden über deine Tage. —
Tauch' unter in den goldnen, dunklen Strom
Und laß am Ufer knieen deine Klage! —

Strom.

Wo die Stadt endet und der Wald beginnt,
Da rauſchen tiefe Waſſer,
Wenn der Tag beſchwingt in die Nacht verſinkt,
Dann werden erſt durch die Wogen
Seltſame Menſchen, einander fremd,
Unaufhaltſam hierher gezogen.

Eines iſt allen gemeinſam: der Schmerz. —
Jeder trägt etwas verborgen;
Es ruht auf allen unſichtbar und ſchwer
Eine drückende, dunkele Laſt,
Daß keiner Teil an dem anderen nimmt —
Nur von dem eigenen Schickſal erfaßt.

Da kommt es wohl hin und wieder vor,
Daß über einem Leben
Die Waſſer raunen ein Sterbelied.
Andere finden ſich wieder zurecht
Und ſuchen ſich zu vertragen
Mit dem Alltag;
Ob gut oder ſchlecht —
Wer kann danach fragen!

Ein Märchen.

Als die Götter noch im alten Glanze zur Erde wallten, um die Sterblichen aufzusuchen, war es immer die Güte, die sich mit dem seinen, blassen Kinde, dem Verstehen, scheu vor der Berührung mit den Menschen zurückzog. — Göttervaters heißester Wunsch war es doch, daß Beide auf Erden heimisch werden möchten, und so sprach er an einem frühlingshellen, sonnenerfüllten Morgen zu ihnen: „Ihr meine Lieblinge mit den seidnen Haaren und den sanften Händen, lasset Euch nicht schrecken, was Brüder und Schwester uns von der Tiefe erzählen, gehet selbst zu den Menschen, es werden Euch Eure Siege begleiten!“ — Eigens schlang er ihnen die Kleider, küßte ihre Augen und schmückte ihre Stirnen mit dem göttlichen Reife. — Es war ein schweres Trauern, als Beide sich abwärts wandten.

Fremd kam die Güte zur Erde und fremd das Verstehen. — Nun wollten Beide die Menschen zu sich zwingen und wußten nicht, wie schwer solch Beginnen. — Sie zogen durch Wälder, die einsam lagen und fanden Niemanden. — Wälder sind so schön und fremd für Menschen, daß sie sie fürchten und mit ihrem Dämmer nicht Eins werden können. — Sie haben sich große, kalte Städte gebaut, in die das Licht wie ein Armeleutkind fällt und ihre verschüchterte Seele nicht ängstigt durch seinen großen, befreienden Strahl. — Auf den Straßen sangen die Menschen und sammelten sich, um die Fremden zu schauen; aber überall trafen sie harte, lachende Augen, keiner beugte sich ihnen. Fremd gingen die Güte und das Verstehen. —

Auf einem Stein draußen saß die Ausgestoßene, und als die Güte sich ihr näherte, warf das Mädchen die Arme um sie, und all der gepreßte Jammer löste sich in Weinen. — Die Güte strich ihr über die Haare, stockend brach es da über die Lippen sich Bahn, das alte süße Lied vom Liebsten, dem sie so gut gewesen, so gut, daß ein Kind dem Leben erwachte. — Wie sie dem neuen Glück gleich im Traum entgegengegangen, nichts gesehen als ihn und die junge Hoffnung. — Das Erwachen kam so plötzlich, als die Menschen sie ausstießen aus dem Kreis ihrer gesetzlichen Vereinigung. Sie ginge aber nie zurück, denn sie hasse die Menschen. —

Da hob ihr das Verstehen den Kopf in die Höhe und wollte ihr tief in die Augen sehn; schroff wandte sich das Mädchen zurück. „Sie haben mir wehe getan und mich verwundet, Sie verstehen mich nicht, da habe auch ich meine Seele verhüllt.“

Stumm zogen die Lichten weiter. Sie schritten an rauschenden Wassern entlang, an Seeblumen und schlingenden Pflanzen. — Der Tag neigte sich in den Wellen, in wunderbarem Glanze, umringt von Einsamkeit. Denn auch an Wassern wohnen die Menschen nicht, weil das Raunen der Fluten die Träume hervorholt und die Gedanken mit sich zieht in Unermeßlichkeiten. — Aber die Menschen müssen arbeiten und sich zu immer neuem Kampfe ausrüsten, für sie gibt es kein Versenken, kein Verbluten der Seele. — Auf der Brücke stand der Verfehmte. Als er die Güte sah, riß es ihn ihr entgegen, schwere Tropfen aus des Mannes Augen hingen in ihrem Schoß. Ueberfließend brach es aus ihm heraus, die Verbitterung — — der Kummer langer Jahre. „Die Harten haben mich gequält, meine Art nicht verstanden, und mich von sich gewiesen mit meinem glühenden zuckenden Herzen. — Dann habe ich ein Weib genommen, das ich unendlich liebte; sie verließ mich mit einem anderen. Hier in die Stille habe ich mich geflüchtet, denn die Menschen sind grausam, — ich hasse sie." — Da nahm das Verstehen seine Hand, wild stieß er sie zurück. Voll von Erbarmen wanderten sie weiter und weiter. — Ihre Wege waren umstellt von Solchen, die die Güte nicht kannten und nicht das Verstehen. Taumelnder Hohn folgte ihnen und Lachen, das fremd und schwer klang. —

Sie trafen Hoffnungslose, die verbittert waren, und trafen Geprüfte, die dem Trotz nachhingen, frohe, die an der Oberfläche glitzerten, keinen, der ihre Gewalt jubelnd anerkannte. — Als der Fittich der Nacht die Erde streifte und das Dunkel versöhnend über den Landen hing, hörten sie mit tiefem Erschauern einer Stimme bebenden weichen Klang. Die Stimme sprach: „Ich bin durch Schrecknisse gezogen und habe unsagbare Qualen erduldet. Ich habe Kinder getragen und ihnen mein Herzblut gegeben. Ich habe ihnen mein Leben hingeworfen, meine unsterbliche Seele, und als ich nackt war, weil ich alles an sie verschwendet, da stießen sie mich hinaus in die Einsamkeit und flohen mich. Ich habe um meiner Kinder willen tausend Tode erlitten, und meine Kinder haben mich tausend Tode erleiden lassen. Ich segne sie dennoch, denn ich bin die allgütige, alles verstehende Mutterliebe." — — — Da warf sich die Güte und das Verstehen tief in den Staub. — — — Es ging ein Rauschen durch Welt und Ewigkeit, es neigte sich alles, was Leben hat, vor der — — — Mutter. — — —

Richard Dohse

Ernste Freude — reine Freude.

Eine nachdenkliche Frühlingsbetrachtung.

Wir Menschen nennen den Frühling immer mit einem Jubellaut auf den Lippen, und unser ganzes Herz frohlockt, wenn er aufs neue seinen Einzug hält. Der Lenz macht uns Menschen wieder jung und läßt auch uns gleichwie die Natur draußen erwachen zu einem neuen, tatfrohen Leben. Und ist's denn ein Wunder? Horch, wie die Wipfel der Bäume vor Wonne rauschen, sieh, wie das junge Grün im Werdedrang die Knospenhüllen gesprengt hat, wie das Auge ganz trunken wird bei all der Pracht!

Aber mischt sich in diese sorglose Lust nicht auch ein ernster Ton, dem wir unser Ohr nicht verschließen sollten? M i r drang er tief ins Herz hinein, als ich einst im Frühling still — gemächlich und meinen Gedanken nachhängend einen verschwiegenen Waldpfad entlang wandelte. All meine Sinne arbeiteten, schauten, hörten und fühlten die Natur in ihren geheimsten Regungen. Ueber mir erzählte der Sommerwind der Blätterjugend seine Märchen und Geschichten, und sie mußten gar lustig anzuhören sein, denn die Blättlein reckten sich an ihren Stengeln und zitterten vor Vergnügen und Wonne. Ein Eichhörnchen hastete den Stamm einer Buche hinauf und betrachtete mich mit neugierigem Interesse. Ein Specht hämmerte an einem morschen Baum herum, Schmetterlinge gaukelten um mich her, blaue, gelbe, und dazu umfaßte die Sonne alles mit ihren warmen, schimmernden Armen. Der Weg wurde enger und enger, und schließlich verlor er sich ganz; ich war gezwungen, mich mitten durch den Wald hindurchzuschlagen. Im Dickicht wurde es stiller; das Licht der Sonne fiel kaum noch hinein, und unwillkürlich richtete ich meinen Blick nicht mehr wie vorher ins Weite und in die Höhe, sondern meine Augen blieben häufiger am Waldboden haften.

Welch ein verändertes Bild! Alles bedeckt mit braunem, welkem Laub; kaum daß sich hier und da ein Grashälmchen hervorwagte. Unter meinen Füßen raschelte und rauschte es. Aber das war ein ganz anderes Rauschen als wie dort oben in der grünen Blätterkammer. Kein Kichern oder leises Lachen war zu hören; es sang und klang vielmehr vom Sterben und Vergehen. Welk und tot die einen, zum Sterben krank und matt die andern Blätter; und dazu taumelte von den Sträuchern noch hin und wieder aus all dem Grün, aus all dem sprießenden Leben heraus ein Blatt nach dem andern zur Erde, mit dem Tod im Herzen. Meine sorglose Frühlingsstimmung hatte sich jählings verändert. Das Lied der Freude und der Lebenslust tönte wohl noch von ferne und lockte mit leichtem Schall; aber ich konnte nicht anders: immer klang mir daneben aus dem raschelnden, welken Laub jener ernste Ton entgegen — das Lied des Todes. Seltsam, dachte ich. Wie glücklich müssen doch die Menschen sein, die solch traurig' Lied inmitten all der Lust garnicht hören! Oder bin ich am Ende doch der Glücklichere und sind es mit mir alle diejenigen, die ein gleiches Empfinden beseelt?

Die Antwort war nicht fern, denn als die Bläue des Himmels wieder herablachte, konnte ich trotz des scheinbaren Widerspruchs im Herzen froh und glücklich meinen Weg auf mehr betretenen Pfaden, unter vielen lachenden und schwatzenden Menschen fortsetzen. Ich hatte das Gefühl tief im Herzen: all die hüpfende, tänzelnde, lachende Lust der Menschen dort ist nicht die wahre und echte. Sie muß zuvor geläutert und vertieft werden: Erst wenn wir alles Leichtfertige, alles Gedanken- und Sorgenlose von unserer Freude abgestreift haben, lernen wir die ernste, die reine Freude kennen und empfinden.

Es will Abend werden.

Es will Abend werden und die Nacht bricht ein.
In den Zweigen flüstert's leis im Dämmerschein.
Vöglein sitzt im Neste, singt ein Schlummerlied,
Und das Reh im Walde still zur Tränke zieht.

Mählich, ganz allmählich blaßt der Sonne Licht.
Aus den letzten Strahlen sie ein Kränzlein flicht;
Wirft auf Busch und Bäume es im Scheiden hin,
Und in goldnem Schimmer Wald und Hain erglühn!

Wie das Mägdlein heimlich glüht beim Abendkuß,
Wie das Mägdlein trauert, wenn es scheiden muß,
Also stehn die Blümlein, Kraut und Strauch und Baum,
Rot- und Weißdornhecken still am Waldessaum!

Trauernd stehn sie alle und verlassen da!
Und wer so die Wälder in der Nacht einst sah,
Der versteht der Bäume heimlich stilles Rauschen,
Der kennt die Gedanken, die sie seufzend tauschen!

Wer dann früh am Morgen, wenn sie eingenickt,
In die duft'ge Kammer hat hineingeblickt,
Der versteht die Tropfen und die hellen Perlen,
Die der Tau gestreuet über Birk' und Erlen!

Und so lange fließen ihre Tränen all,
Und so lange währet still der Tropfen Fall,
Bis die Sonne wieder kehrt zum Wald zurück,
Bis aus ihren Augen strahlt ein Liebesblick.

Bis aus weiter Ferne sie den ersten Gruß
Sendet in die Räume und den Morgenkuß;
Bis nach langem Scheiden sie von neuem scheint:
Dann hat Blatt und Blume langsam ausgeweint!

Nach langer Tage heißem Sonnenbrande.

Nach langer Tage heißem Sonnenbrande
Träuft endlich milder Regen herab vom Himmel.
Aufatmet das Land, und wohlig ſchlürfet die Erde,
Brünſtigen Zugs, das köſtliche Naß!
Die Wipfel der Bäume ſchütteln vor Wonne ſich!
Die Tropfen ſickern langſam von Blatt zu Blatt
Und taſten mit köſtlich lindernden, feuchten Fingern
Sich durch die Zweige und Aeſte hindurch.
Weit auf die Fenſter, damit mir die Kühle hereindringt
Und balſamiſch die heiße Stirne umfächelt.
All die glühende Glut, die in den Adern mir lodert,
Rauſcht zurück wie die ebbende Flut!
Jubelnd zwitſchert ein Vöglein im blühenden Garten
All ſeine Wonne und Luſt in die Sommerlüfte!
Sinnend preſſ' ich die Stirn an die kühlenden Scheiben,
Schweigend und träumend ſtarr' ich hinaus!

Linde grüßt uns der Lenzwind.

Komm' mit mir zum blühenden Wald hinaus,
Du Kind mit den lockigen Haaren.
Schaut doch dein Antlitz ſo lieblich aus.
Komm', laß den Trübſinn fahren.
Linde grüßt uns der Lenzwind!

Wie's duftet ſo ſchwer, ſo voll und ſo rein,
In Büſchen, Bäumen und Hecken!
Komm', Liebchen, es lächelt der Sonnenſchein:
Zur Freude will er dich wecken.
Linde grüßt uns der Lenzwind!

Sieh, ſo iſt's recht! Schon ſteht ſie bereit
Im Hütchen mit Bändern und Schleifen,
Mit lachendem Mund und das Herz ſo weit,
Durch blühende Lande zu ſtreifen.
Linde grüßt uns der Lenzwind!

Hei! Wie die Augen blitzen und glühn!
Hei! Wie ſich röten die Wangen!
Nimmer ſoll ſie mir nun entfliehn,
Halte ſie feſt umfangen.
Linde grüßt uns der Lenzwind!

Drunten, wo murmelnd das Bächlein ſchäumt,
Unter den Haſelgeſtrüppen,
Hat ſie in meinem Arm geträumt
Mit zuckenden, bebenden Lippen!
Linde grüßt uns der Lenzwind!

Frühling an der Bergſtraße.

Wenn droben kalt und rauh im Norden
Der Wind noch durch die Felder fegt,
Dann iſt es hier ſchon Lenz geworden,
Ein milder Süd die Schwingen regt.

Das weite Land, es iſt ein Garten,
Rings ſind die Blümlein all' erwacht.
Der Knoſpenträume ſtill zu warten,
Iſt Mutter Sonne treu bedacht.

In buntem Schmuck die Wieſen glänzen:
Ein Teppich, reich und wunderbar.
Mit Himmelsſchlüſſelchen bekränzen
Die Mädchen ſich ihr lockig Haar.

Und träumend an dem Bergeshange
Ruht ſtill der Dörfer ſchmucke Zahl.
Im Frühlingsglückesüberſchwange
Leiſ' atmend liegt das grüne Tal.

Wenn dann die Abendſchatten düſtern
Und nieder ſinkt die Lenzesnacht,
Dann geht im Wald ein leiſes Flüſtern
Durch all die junge Blätterpracht!

Von ferne tönt des Taubers Locken,
Und in der weichen, linden Luft,
Da läuten leis die Maienglocken
Und füllen alles rings mit Duft.

Im Tale kaum ein leises Regen,
Und nur ein letzter Sonnenblick
Liegt ob den Fluren wie ein Segen,
Wie Frühlingsglanz und Frühlingsglück.

Die alte Buche.

Drauß' im Walde steht ein alter Baum,
Eine Buche mit gewölbtem Wipfel.
In die Wolken ragt sie hoch hinein,
Und in ihren grünen Zweigen schwatzen,
Plaudern, singen, pfeifen tags die Vögel.
Hier und da ist schon der Stamm bemoost
Und umsponnen von der Epheuranke
Liebendem und festem Blattgeschlinge.
Bis hinauf, soweit nur Menschenhand
Reichen kann, sind Namen über Namen,
Herzen, Pfeile in den Stamm geschrieben.
Viele stehn dort jung und morgenfrisch,
Andre fast vergangen und verwachsen.
Ein'ge kunstgerecht hineingeschnitten,
Fest und kräftig wie von Männerhand,
Andre schüchtern, wie in bangem Zagen,
Als ob leis' dabei die Hand gezittert. —
Ringsherum ist dunkles Waldesdickicht,
Just, als ließ' der alte Buchenriese
Keinen andern neben sich gedeihen. —

O wie wonnig träumt sich's dir zu Füßen,
Alter Baum, an deinem Stamm gelehnet!
Rauhen Winden wehrt dein dichter Wipfel.
Nur ein leises, sanftes Säuseln spielet
In den Sträuchen rings und in den Büschen. —
Und im Traume hör' ich's näher rollen:
Mann und Jüngling und mit zagen Tritten
Zarte Frauen, junges Volk dazwischen.

Einer nach dem andern kommt heran. —
Seltsam, — einige gesenkten Hauptes,
Grau das Haar, — gebückt von schwerem Alter,
Naß das Auge, — und begrab'ne Hoffnung,
Leid und Trauer spiegeln sich darinnen.
Andre wieder singend, jubilierend,
Jung und frisch, in ihres Lebens Blüte,
Heiße Lieb' und Lust in ihren Blicken. —

Und sie suchen in dem alten Stamme,
Alle doch das Gleiche nur zu finden.
Ihre Jugend, ihre glüh'nde Liebe,
Die sie einst dem Baume anvertrauten.

Manche Träne rann da still zur Erde:
Ach, der Name, der geliebte Name,
Er entschwand im schnellen Lauf der Jahre
Hin für immer, und gleichwie die Rinde
Weist das Herz nun eine tiefe Narbe. —
Manches Jauchzen scholl, denn zu dem Namen,
Den man suchte, hatte sich ein andrer,
Ach, so wohl bekannter, zugesellt! —

Und zu all dem Treiben rauscht der Wipfel,
Und mir war's, als kläng' es einmal fröhlich,
Wie von jubelnd hellen Brautchorälen,
Und dann wieder wie ein dumpfes Läuten,
Wie der Totenglocke ernste Töne. —

Jäh erwache ich — und all' die Bilder,
Die mich eben noch im Traum umgaukelt,
Sind entschwunden — nur die Namen stehen
Alle, jung und alt, als stumme Zeugen
Von entschwundnem Glück, von Tod und Leben
Schweigend da, als könnten nichts sie künden. —

Aber rauschen hör' ich's wie im Traume,
Und ich seh' und staune ob dem Wunder:
Schatten spielen um die alten Namen;
Auf den jungen aber lacht die Sonne!

E. Döring

Aus

Pelagia.

Schauſpiel in vier Aufzügen.

Erſter Aufzug.

Ein freier Platz in Antiochien.

(Rechts vorn der Fuß eines Felſens. Hinter demſelben das Portal einer Baſilika, neben dem eine Bank an der Kirchenmauer hinzieht. Hinter der Kirche ein Ziehbrunnen, von einem Maulbeerbaum überſchattet. Links ebenfalls Fels, dann die Façade eines ſchönen Hauſes mit einer Säulen- oder Karyatidengetragenen Vorhalle. — Im Hintergrund eine querhinziehende Säulenhalle, dahinter der Orontes. Auf der Hintergrundwand das jenſeitige Ufer des Fluſſes: eine weite, gartenartige Ebene, über die ſich die Höhenzüge des Amanus, von Eichenwaldung, Lorbeer, Myrthen und immergrünen Pflanzen und von Blumen bedeckt, erheben. Aus dieſen Höhen ragt der kahle, ſchwärzliche Fels des Melantius empor.)

5. Auftritt.

Volk am Brunnen. Pelagia (Tänzerin) von links in ihrer Sänfte, die vier Sklaven tragen, und von anderen Sklaven umgeben; hinter der Sänfte Droſe (Pelagias Amme) und Makrina (frühere Sklavin Pelagias, jetzt Chriſtin); zu gleicher Zeit Cajus Antonius (römiſcher Kriegstribun) Roſen tragend.

Antonius (eilt auf die Sänfte zu). Pelagia! — ſieh mich an! (Streckt ihr die Roſen entgegen, was ſie nicht zu bemerken ſcheint. — Das Volk am Brunnen erkennt Pelagia und bricht, auf ſie zueilend, in ſtürmiſche Hochrufe aus.)

Stimmen. Seht dort! — das Kind der Sonne! — Heil unſerer Pelagia!

Antonius (zu den Sklaven). Treibt die Schreier zurück! — Schlagt feſt drauf!

(Die Sklaven dringen auf das Volk ein und treiben es zurück.)

Pelagia (läßt die Sänfte halten und ſteigt aus. Zu Antonius) Was läſſeſt Du ſie ſchlagen? — (Zu dem Volke gewendet) Seid gegrüßt!

Die Menge. Heil Pelagia!

Pelagia. Geht! — Laßt mich mit dem Römer sprechen!

Einer aus der Menge. Es ist Antonius!

Alle. Der ehrenwerte Antonius! — (Treten zurück) Heil Antonius!

Antonius. Siehst Du! Je mehr Schläge, desto heißer die Liebe.

Pelagia (wendet sich mit unmutiger Bewegung Antonius zu). Warum verfolgst Du mich, Antonius? Warum kommst Du immer wieder?

Antonius. Ich möchte die Göttin Gewohnheit zu meiner Verbündeten machen.

Pelagia. Darum kommst Du jetzt, da ich mich für den großen Umzug im Aphrodisium rüsten muß? Haben wir nicht gestern Abschied genommen? Habe ich Dir nicht das höchste Glück des Kriegers: Ruhm und Sieg gewünscht? und eine kleine, eine ganz kleine Wunde, damit Du einst Deinen Enkeln in Deinem Senatoren-Palaste in Rom eine glorreiche Narbe zeigen kannst?

Antonius (hat während ihrer Worte schmerzlich aufgezuckt). Wohl! wir haben Abschied genommen — aber nicht genug! — (In heißer Leidenschaft) Pelagia, ich kann nicht abreisen! — — mein Herz kann nicht zur Ruhe kommen — Du mußt mir sagen, daß Du mich liebst — — daß Du mich lieben willst!

Pelagia. Nein! — Ich sagte Dir ja: ich will Dich nicht lieben! — nein, ich will nicht!

Antonius. Ich aber sage Dir: Du sollst mich lieben!

(Pelagia betrachtet ihn mit überlegenem Lächeln.)

Antonius. Ich biete Dir ein Leben voll der herrlichsten Freuden: Reichtum, Ehre, alles Glück lege ich Dir zu Füßen.

Pelagia. Habe ich nicht alles, was mein Herz begehrt, durch mich selbst? — Gleich jetzt lege ich mein Geschmeide an, das kostbarste, das zu haben ist.

Antonius. Ich gebe Dir Goldschmuck und Prachtgewänder — Du sollst Dich schmücken für mich nach Herzenslust.

Pelagia. Für Dich! — — — Ja Du — Du möchtest mich geschmückt sehen — aber dürfte ich auch Andern gefallen wollen?

Antonius. Ich würde meine Freunde einladen.

Pelagia. Deine Freunde! — sieh doch! — — Aber ich werde mich ja gleich der ganzen großen Menge der Stadt zeigen in meinem Schmucke! — Und wenn ich meine Arme ausbreite und meine Füße zum Tanze erhebe, dann glaube ich auf Wolken zu schweben, getragen von all den Blicken der Bewunderung und Liebe, die mir entgegenstrahlen — — ja, ich glaube, die Götter selbst

zu sehen, zu deren Lob und Preis ich dahinschwebe. — — — Wenn ich alsdann mein Bestes gethan habe, dann weckt mich ein Beifallssturm aus tausend Kehlen aus dem süßen Traume.

Antonius. Ei ja! Die Beifallsstimme der Menge ist ein angenehmes Geräusch.

Pelagia. Das ist Leben. Das macht mich zur Königin und zur Herrin über Tausende. — Es ist beseligend, von Vielen gelobt und geliebt zu sein, eine Kunst auszuüben, schöner als die Andern es können. — Ja, das Tanzen ist etwas Köstliches —: es macht so glücklich! — — Wozu bedürfte ich Deiner Gaben? — was ist mir Einer?

Antonius. Jetzt noch — — aber bedenke doch! —: Du kannst nicht immer tanzen bis an das Ende Deines Lebens. Wie schnell vergehen die Tage des Frühlings, der Blüte! — und sie kehren nimmer zurück. — Was zauderst Du, Pelagia? — Willst Du zögern, bis Du hinwelkst wie die Rosen in meiner Hand, die Du nicht nehmen willst?

Pelagia. Die Rosen? — ei ja! gieb her! — Schade, wenn sie welkten in Deiner hitzigen Nähe! — Sieh da! — meine Hand ist kühl und leicht und tut ihnen nicht wehe. Du aber wirst Alles verderben und zerstören mit Deinem Ungestüm — Deine eigne Liebe würdest Du zerstören! — Du — Du würdest mich auch nicht immer lieben.

Antonius. Aber doch! — Begreifst Du denn nicht, wie groß meine Liebe ist, wie eifersüchtig groß mein Wunsch, Dich zu besitzen — für mich allein — für immer?

Pelagia. Wie der Herr die Sklavin.

Antonius. Du Sklavin!? — Aber nein! — Siehst Du denn nicht, wie ich der Sklave bin? der Sklave meines Wunsches Dich zu gewinnen? Der Sklave Deiner Augen, Deines Blickes, Deines Wesens —

Pelagia. Das sagst Du jetzt — und Du glaubst es auch — aber Du belügst mich — Du belügst Dich selbst. — In Wahrheit liebst Du mich nur Deiner selbst willen: Du möchtest Dich meiner bemächtigen, mich zu Deinem Eigentum, Deiner Sache machen. Ich aber, hörst Du Antonius, ich will frei bleiben — keinem Manne angehören.

Antonius (faßt sie an der Hand). Ich sage Dir —: Du wirst mein Weib werden.

Pelagia. Ich — — — Dein Weib? — — — meinst Du das?

Antonius. Ja, Du! — — Ich werde Deinen Sinn bändigen, wie ich die Löwen bändigte, als ich mit Dir dahinfuhr.

Pelagia. So! — — — bändigen! Laß mich! meine Hand ſchmerzt mich! (Entzieht ihm ihre Hand.)

Antonius. Merke Dir: wenn ich die Gefahren des Krieges glücklich überſtehe — und beim Jupiter, ich werde ſie überſtehen! — dann hole ich Dich heim nach Rom und bringe Dich meiner Mutter.

Pelagia. Mich willſt Du in Dein Haus führen? — — — zu Deiner Mutter? — — — Was ſoll ich dort? — — — Ich bin nicht wie die Andern, Deine Standesgenoſſinnen, aufgewachſen im Frauengemache, behütet und zu ſcheuer Unterwürfigkeit erzogen — ich bin nicht ſorgſam dem Leben ferngehalten — und darum iſt meine Stirne noch ſtolzer als die Deiner Römerinnen — und ich ließe mich nicht demütigen.

Antonius. Pelagia, Du ſollſt geehrt ſein von den Meinigen, von allen meinen Standesgenoſſen — und das iſt anders als das Brüllen der Menge — ein ſtolzeres Glück.

Pelagia. Was frage ich nach einem Glück, das ich nicht kenne, zu dem ich mich in ein Gefängnis begeben müßte? während ich jetzt ſchon glücklich bin — o ſo glücklich! — Ich möchte die ganze Welt umfaſſen, auf meine Arme nehmen und emporhalten, um ſie den Menſchen zu zeigen in ihrer Herrlichkeit — denn ich ſage Dir: ſie iſt mein, die ganze Welt!: ſie lächelt mir zu, wohin ich meine Augen richte; ſie grünt und blüht für mich, und Niemand wehrt mir's, ſie grünen und blühen zu ſehen. Mein Auge trinkt des Morgens die ſilbernen Strahlen der Sonne, die für mich erſtrahlt — ich laufe ihr entgegen, ich ſtreife den Tau, in dem ſie ſich ſpiegelt, und mir winkt ſie den goldenen Abſchied zu am Abend. — Folgte ich Dir, ſag', könnte ich das noch ſo genießen?

Antonius. Ich werde mein Weib nicht von der ſchönen Welt abſperren.

Pelagia. Nicht abſperren — aber ein ganzer Troß Diener würde mich begleiten und mich mit Argusaugen beobachten, ob ich mich auch wie eine vornehme Dame benehme.

Antonius (deutet auf die mit Makrina im Hintergrund verweilende Droſe). Droſe folgt Dir ja auch jetzt.

Pelagia. Bah, ſie! ſie will nur, was ich will und folgt mir wie — ein leichter Schatten, den ich nie ſehe, niemals fühle. — Doch zu was mehr ſagen, als ich bereits geſagt? —: ich will frei bleiben!

Antonius. Pelagia, Du — ſo ſchön, ſo zum Entzücken und zum Beglücken geſchaffen — Du ſollteſt die Liebe nicht kennen?

Pelagia (senkt die Augen und tritt etwas zurück. In sich selbst versunken). Die Liebe — wer kennt sie! — (Wie in Verzückung). O ja, ich kann mir eine große Liebe denken — nicht so ein Alltagspflänzlein aus der Gewohnheit des Umganges entsprossen — nein! — wie ein reiner Funke, wie die Sonne, die dem Meer entsteigt als kleiner roter Punkt und groß und größer wächst im Nu, um dann als strahlende Allherrscherin im weiten Plane des Himmels zu ruhen. — So muß sie, die einzige, wahre Liebe sein — wer sie so empfindet, der wird ganz untertauchen in ihre Strahlen, ganz Hingebung, ganz Anbetung. — —

Antonius (hingerissen). Pelagia!

Pelagia. Wenn ich einen Mann so liebte, dann — würde ich das Gleiche von ihm verlangen, und dann — — wenn er mich dann betrogen hätte — dann würde ich — ja, dann würde ich ihn verachten — ihm fluchen.

Antonius. Grausame! — will ich denn nicht Alles für Dich tun?

Pelagia (wie aus einem Traume erwachend). Noch liebe ich nicht — was stürmst Du so, Antonius? — kann ich dafür? — — (Indem sie ihn voll anblickt) Du bist ja schön — doch traf Dein Auge mich nicht mit jenem Feuerblicke, der im Herzen zündet, und Deiner Stimme Klang hat mich nie berauscht — — Du wirbst zu stürmisch.

Antonius. Dein Starrsinn zwingt mich dazu, und —

Pelagia. Sag' doch, der Deinige!

Antonius. Die Eifersucht, Du könntest einen Andern lieben, wenn ich ferne bin.

Pelagia (lächelt wegwerfend.) Glaube das nicht. Ich bin zu klug dafür. — Wer wie ich ins Leben geworfen und auf sich selbst gestellt wurde, dem wird das Auge frühe geöffnet — ich lernte das Leben verstehen — und ich — ich weiß, daß Etwas — unsichtbar aber fühlbar — zwischen dem Manne und dem Weibe steht — etwas, das mich kein Glück finden ließe: Die Verachtung des Mannes für das Weib. — Ja, in dem tiefsten Grunde Deines Herzens schlummert die Verachtung, Antonius! Denn Du sagtest, Du wolleſt mich bändigen — und Du willst mich bestechen und verführen.

Antonius (stampft mit dem Fuße auf.) Tor, der ich war! — — Beim ewigen Jupiter, so meinte ich das nicht!

Pelagia. Du liebst ein *Weib* — *das* Weib — nicht mich. Ich aber will die Seele des Mannes fühlen, die sich mir zuneigt — — — einen Solchen, der mir seine Seele zeigt und der die meinige achtet — einen Solchen werde ich lieben.

Antonius (ſteht in heftigem Kampfe mit ſich.) Du ſollſt Dich nicht mehr beklagen — denn — denn ich — ich liebe Dich — — ja: mit meiner Seele, mit meinem Herzen und mit meiner Seele. — Aber Du — ſuche den, der Dich beſſer liebt als ich! — (In immer mächtiger werdender Leidenſchaft.) Ich komme wieder, und — ich hole Dich — denn ſo — ſo wie ich — ſo wird Dich Keiner lieben. (Indem er die ſich vergeblich Sträubende emporhebt.) So werde ich Dich faſſen, wenn ich zurückkehre, und emporhalten und forttragen in mein Haus — und Du — (indem er ſie niederſetzt) Du wirſt Deine Arme um meinen Hals legen und ſagen: Ja, Antonius, Du allein liebſt mich! (Reißt Pelagias Hände an ſich, ſie mit ſtürmiſchen Küſſen bedeckend und enteilt.)

Pelagia (ſich des Antonius erwehrend.) Nein, Du Barbar! — nein — ich will nicht! — O wie haſſe ich Dein Ungeſtüm! (Winkt Droſe heran.)

(Während des Schluſſes dieſes Auftrittes hat man Geſang von oben her näher kommend vernommen.)

Oskar Eberhardt

Gemietlich.

Em Richter werd vom Ortsgensdarm
En Stromer vorgefiehrt,
Den der beim Bettele gedappt
Un deshalb arretiert.
Der Richter guckt en an und ſegt:
„Es iſt doch ein Skandal!
Nun ſtehn Sie wegen Bettelns hier
Bereits zum zwölften Mal!“

Da hat e ganz verblifft Geſicht
Der junge Strolch gemacht
Un hat, halb zweifelnd, halb erſtaunt
Zum Richter druff geſagt:
„Zum zwelfte Mal ſchon ſteh ich hie?
No, des is awwer gut!
Da ſehn Se, was ſich ſo was doch
Zuſammeläppern dhut!“

Berichtigt.

Den Heinerich, der um die Wäll
So langſam haam is gange,
Den hat ſein ahler Schulfreund Fritz
Am Neudhor abgefange.

Der hat em ſchon von fern gewinkt,
Sobald er'n dhat erblicke.
Der Heinerich is uff en zu
Un dhat die Hand em dricke.

„Gu'n Dag aach", rief er, „alter Schwed'!
Ich gratelier Der herzlich:
Ich hab's geleſe, deß De Dich
Verheierat haſt kerzlich.

So biſt De alſo glicklich doch
Noch in de Ehehafe,
Uff den De noch vor korzem ſo
Geſchimpft haſt, eingelaafe?"

Da unnerbrach en kihl der Fritz:
„Biſt Du noch unbefange! —
Statt „eingelaafe", liewer Freund,
Sag beſſer „eingegange"!"

Doppelſinnig.

Der Rentier Kimmelmeier bringt
Mit kummervollem Blick
Sei' Schwiegermutter an die Bahn.
Sie will nach haam zerick.
Er ſeufzt, doch is em innerlich
So wohl wie nie ze Mut
Un kaaneswegs ſo trieb un ſchwer,
Als wie der Heuchler dhut.

Un wie er vor der Wagedhier
Gar Abſchied von er nimmt,
Da hätt' er vor Vergniege bald
En Dankpſalm angeſtimmt.
Doch ſo beherrſcht er ſich un ſegt:
„Adje! Uff Wiederſehn!
Un — laß Dein neue Regeſcherm
Net in der Bahn hie ſtehn!"

Schon reibt er ſich vergniegt die Händ
Un denkt: „Des ging famos.
Den ahle Drache wär'n mer ezt
E Zeitlang glicklich los.
Da dreht ſe ſich erum un winkt
En noch emal ebei
Un frägt en: „Is denn mei' Gepäck
Aach richtig in der Reih'?

No ja dann, liewer Schwiegerſohn,
Adje denn! Sei's, weil's muß!
Uff Widderſehn! Un geb mer aach
Zum Abſchied noch en Kuß!"
Da werd der Rentier kreideweiß
Un ſtöhnt bei dem Begehr:
„Ach, liewes Gottche, mach' mer doch
Den Abſchied net ſo ſchwer!"

Schlecht verteidigt.

Es dhat e Fraache uff ihrn Mann
Voll Angſt die Nacht dorch warte;
Der war am Awend ausgerickt,
Um mit em Freund zu karte.

Es war ſchon hell, als endlich er
Mit iwwernächt'ger Miene,
E biſſi angeſäuſelt, uff
Der Bildfläch' is erſchiene.

Un wie die Fraa ihrn Mann erblickt',
Da fing ſe an ze keife:
„Wie aaner ſo en Lump kann ſein,
Des kann ich net begreife.

Ja, Nixnutz, guck nur uff Dei' Uhr!
Es is ſchon bald halb ſiwwe!
Du Lump, wo haſt De Dich heint nacht
Denn nur erumgetriwwe?

Wahrhaftig, hätt' ich des geahnt,
Ich hätt' Dich net genomme! —
E ſo e Affeſchand! Erſcht jetzt
Vom Saufe haamzekomme!"

Da lallt' der Mann: „Dei' Krätſche kann
Mich weiter net verdrieße.
Du dhuſt mer Unrecht, wenn De glaabſt,
Ich käm' erſcht jetzt, Laviſe.

Du haſt wahrhaftig momentan
Kaan Grund, Dich uffzerege; —
Ich hab ja ſchon ſeit zwaa, drei Stunn
Drauß uff der Trepp gelege!"

Kann ſtimme!

En Kaafmann fährt ſein Commis an:
„Wo dhun Se denn nur bleiwe?
So bringe Se mer endlich doch
Die Brief' zum Unnerſchreiwe!

Wenn ich Sie ruf', dann könnte Se
Sich doch e biſſi eile,
Un net e halb Jahrhunnert noch
Sich unnerwegs verweile!

Statt beſſer, werd's mit Ihne ja
Wahrhaftig immer ärjer! —
Die junge Leut von heint zedag
Sinn lauter Drickeberjer. —

Ich bin doch aach als junger Menſch
In em Geſchäft geweſe;
Doch niemals hat mer unſer Chef
Emal den Text geleſe.

Es is noch kaum als aus ſeim Mund
Mein Name recht erklunge,
Da bin ich iwwern Ladediſch
Vor Eifer faſt geſprunge."

Der Commis mächt en Knix un ſegt:
„Herr Mayer, Sie erlaawe — —
Deß Sie eſo geſprunge ſinn,
Des will ich recht gern glaawe.

Doch könnne Se unmöglich heint
Des aach von mir verlange.
Bei meim Salair wär'n Ihne aach
Die große Spring vergange."

Liewenswerdig.

„Lawiſe," ſegt der Rentier Barth,
„Es dhut Dich doch nix nitze,
Un dhet'ſt De aach bis morje frieh
Noch vor dem Spiegel ſitze.

Du kannſt mit Puder Der un Schmink
E glatt Geſicht aach ſchaffe,
Es werd ſich doch kaan junger Mann
In Dich, mein Schatz, vergaffe.

Denn wenn Der aaner ordentlich
Nur ins Geſicht dhut blicke,
Dann ſieht er, deß De längſtens ſchon
Die Verzig uff dem Ricke."

Gereizt erwidert em ſei' Fraa:
„Des dhut ſich doch noch frage.
E ſo was Dummes kann doch nur
En Aff, wie Du biſt, ſage.

Es is mer widderholt baſſiert,
Deß in de letzte Woche
Mich Menſche, die mich net gekennt,
Mit „Fräulein" angeſproche.

Hermann Faber

Zwei Sonette.

I.

Warum ward mir ein beſſ'res Los gegeben?
Ich ſchäme mich des Vorzugs alle Tage
Und ſehe meiner Brüder Leid und Plage
Raubvögeln gleich um meine Freuden ſchweben.

Die Not muß ja mein Glück aus Tränen weben;
In jeden Jubel miſcht ſie ihre Klage,
Mir iſt, als ob die Armut keuchend trage
Auf Sklavenarm den Günſtling durch das Leben.

Und wär' als Lohn den Menſchen einſt beſchieden,
Daß ſie nach ihrem Tode auferſtehen,
So wäre dies mein letzter Wunſch hienieden:

Ich mag den Jammer nicht von oben ſehen,
Dazu gehört, o Herr, dein Gottesfrieden, —
Doch mich, den ſchwachen Sohn, laß ſchlafen gehen.

II.

Vernimm, o Seele, nicht den Schlummerſang,
Daß auf dem Antlitz unſrer armen Erde
Die Thrän', in Not geweint, nicht trocknen werde
Bis zu des letzten Menſchen Untergang!

Wie? Wär's ein Trugbild, das die Beſten zwang,
Sich loszureißen von dem Glück am Herde?
Der Wunſch, zu heben Mühſal und Beſchwerde,
Wär' nur ein Wahn? Ein eitler Tatendrang?

Dann mag mein Herz von wehen Wunden heilen,
Dann will ich keinen Tag mehr länger ſäumen,
Die Stunden zu genießen, eh' ſie eilen;

Dann ſoll vom Wein der Becher überſchäumen, —
Entflohen des Gewiſſens grimmen Pfeilen,
Will ich in lieben Frauenarmen träumen.

Ludwig Finckh

Die Silberschmiede.

Der Silberring mit der arabischen Zeichnung, den ich auf der Straße in Biskra erstanden, färbte grün, und der schmutzige Reif am Finger, den er hinterließ, stimmte mich tiefsinnig. Ich hatte damals noch nicht Tuggurit, den fliegenden Kabylenhändler, gekannt und seine Seelenkämpfe zwischen Gastfreundschaft und angeborenem Ueberlistungstrieb beobachtet, sonst hätte ich mir ohne weiteres meine Frage beantwortet: ist der Ring echt, ist er unecht? Ich ließ ihn unzähligemale auf eine Steinplatte fallen und prüfte den Silberklang gegen ein Frankenstück. Ein Kenner erklärte ihn für falsch; aber ich liebte ihn und wollte nicht daran glauben; so ging ich zum Juwelier. Er holte den Probierstein, ritzte mit dem Ring darauf, brachte Salpetersäure dran, und ich hatte nun Gewißheit: viel Kupfer und wenig Silber. Betrübt lief ich drei Tage umher und tröstete mich an den schönen silbernen Armreifen, die ich von dem Juden in Constantine erhandelt hatte. Es waren zwei schmale, schwere Schlangen, alter, arabischer Schmuck, der ihm offenbar vom Herzen wegging; er versuchte alles, um einen bedeutenderen Preis zu erzielen; schließlich brachte er eine Silberwage, legte auf die eine Schale die Spangen, auf die andere drei Fünffrankenstücke: sie spielte ein. Um neun Franken hatte ich sie von ihm gekauft; und der Kenner in Biskra erklärte sie für echt und gestohlen, sonst hätte ich sie nicht so billig bekommen.

Da erfuhr ich von den Silberschmieden in den Straßen der Ouled Naits, und ich wagte es. Ein dunkles Gemach zu ebener Erde, darin hockte der Meister mit zwei Gesellen im bräunlichweißen Haik. Brahim ben Hariati. Ein bescheidener, reinlicher Bettler mit einem erloschenen Auge und lichtblauem Kleid vermittelte. Gleich war eine Bank für mich geholt, zwei Tassen arabischer Kaffee von drüben drauf gestellt, und ich reichte Brahim ein Frankenstück. Vor meinen Augen zerschlug er's mit dem Hammer, warf das Silber in ein Tiegelchen und stellte es ins

Feuer auf der Erde, das ein Geselle mit einer Ziegenblase anfachte. Inzwischen füllte der andere eine Form mit Kohlenstaub, feuchtete ihn an, legte einen Modellring drein und hob ihn wieder heraus; ein kleiner Ringkanal war gebildet. Das geschmolzene Silber goß der Meister hinein, klappte die Form auf und der rohe Ring war fertig, blank und leuchtend. Ich staunte. Und als nun der Blaseburschе das Ringlein zwischen die Zehen nahm und mit dem groben Schlosserhammer draufschlug, es kunstvoll schmiedete und die Zeichnung einritzte, da war ich selig: das ist der Mann, der meinen Herzenswunsch erfüllen kann. Wovon ich in überschäumenden Nächten geträumt, wonach ich mich alle Tage gesehnt, da ich mein Lieb wie ein König schmücken wollte und meiner Armut bitter bewußt ward, — heute konnte ich's verwirklichen. Ich wollte heimkommen, beladen mit Schätzen, die ein dunkler Bursche in Afrika in heimlicher Werkstatt gearbeitet, nach meinem Entwurf, nach meinem Plan, und dann wollte ich sie schmücken, mit Reifen für die Arme, mit Ringen für alle Finger, mit Spangen für die Knöchel, mit Ketten für Hals und Hüfte, mit Gürtel, Broschen und Amulets, mit Reifen für die Stirn und Nadeln für die Haare. Silber, lauteres Silber!

Und ich saß in der Stube des Silberschmieds zwei Tage, und entwarf und zeichnete, rauchte und trank Kaffee. Der Meister und zwei Gesellen goßen und hämmerten und schmolzen und ritzten, und das Glück saß in der dunklen Stube. Draußen ging das helle, heitere Leben vorbei und lachte, lockte und lärmte, und drinnen wurde gearbeitet mit glühenden Backen für meine liebe Frau. —

Als ich dann heimkam, stürmisch und unerwartet, und meine Schätze auskramen wollte in der einen Stunde, auf die ich mich mein Leben lang gefreut hatte, war meine liebe Frau gestorben.

Liebe.

Ich hab es nicht gewußt, was Liebe iſt.
Es iſt ſo, daß man Tod und Welt vergißt
Und Glück und Leid und alles, was es giebt,
Und daß man liebt!

Und iſt ſo, daß die leichte Siegerkraft
Im Arm ſich reckt, die Königreiche ſchafft, —
Daß man im Kiſſen liegt die ganze Nacht,
Und weint und lacht.

Was iſt die Welt? Ein Stäubchen auf der Hand.
Der höchſte Berg ein kleines Körnchen Sand.
Kein Hauch. Kein Laut. Nur ein Gedanke da:
Du biſt mir nah.

Schenkung.

Dies iſt mein Teſtament. Was ich beſitze,
Liegt hinten rechts in einer goldnen Ritze
In meinem Schädel. Eigentümerin
War ſtets, und iſt, da ich noch lebend bin,
Die ſüße Fraue.
Silber, Gold und Perlen,
Die Gärten mit den Birken, Buch' und Erlen,
Die Ställe mit den Pferden und den Hunden
Gehören ihr, ſeit ich ſie einſt gefunden.
Auch rauſcht für ſie der Bach. Ihr iſt die Mühle,
Der wilde Roſenſtrauch am Eſchenbühle,
Die Vögel, aller Sang, die braunen Geigen,
Und Sonne, Mond und Abendſternereigen.
Ihr leuchten Himmel, Wolk' und Abendrot,
Ich dank' ihr Liebe, Herzſchlag, Glück und Tod.
Ich war ſo arm. Ich gab ihr nichts vorm Scheiden,
Doch durft' ich heiße Schmerzen um ſie leiden.
Dies iſt mein Teſtament. — Nur iſt's verfrüht.
Ich lebe noch, und aller Rotdorn blüht.

Einer Frau.

Das dank ich dir.
Ein Lächeln auf dem Munde,
Die Roſen da, und hier
Die leiſe Wunde.

Das dank ich dir,
Ein Glück im Todeshauche,
Daß ich mich nicht vor mir
Zu ſchämen brauche.

Roſenlied.

Die Veilchen und die Roſen,
Die kauf' ich gleich im Großen,
Muß doch mit viel Guirlanden
Ein liebes Bild umranden,
Muß doch in Roſenhecken
Ein jedes Wort verſtecken.

Bald kauf' ich einen Garten.
Drei Gärtner müſſen ihn warten.
Drei Gärtner müſſen ihn rechen.
Ich darf die Roſen brechen.
Aus jeder blitzt in Tauen
Ein Liedel für liebe Frauen.

Bettler.

Da ich ſtumm in Vollmondnächten
Durch die Dörfer fiedelnd ging,
Fand ich wohl ein Kind zur Rechten,
Das mir warm am Halſe hing.
Nur ein raſcher Kuß im Heue,
Der ſich vor der Welt vergrub. —
Denn ich bin ein Bettelbub,
Und brauch keine Treue.

Durch den Sommer, durch den Winter
Zog ein fremder Geiger mit,
Und er ſah bald heimlich hinter
Meinen Wimpern, was ich litt.
Was ich wund zu Tage hub,
Stahl er, Roſen, Lieder, ſcheue.
Denn ich bin ein Bettelbub,
Und brauch keine Treue.

Brach die Sonne durch die Grüfte,
Daß ich alle Schönheit pries,
Und ein Sturm ſang durch die Lüfte,
Der mir Wunderlaut verhieß:
Liebe — die ich ſtumm begrub,
Ohne Klagen, ohne Reue.
Denn ich bin ein Bettelbub,
Und brauch keine Treue.

Lolo Fiſcher

Weihnachten.

Es läuten froh die Weihnachtsglocken,
Ein ſel'ges Jauchzen, weit und breit,
Mit weichen, ſchmeichleriſchen Locken
Uns mahnend an die Kinderzeit.
Wie Wehmut naht ein ſanftes Hauchen
Aus jener Zeit, entfloh'n ſchon lang,
Wie ſtrahlten leuchtend da die Augen,
Wenn's Weihnachtsglöckchen hell erklang!

Und wenn die Tür, die lang verſchloſſen,
Dann leiſe auseinanderging,
Und an dem Baum, von Licht umfloſſen,
Der Blick gebannt, geblendet hing,
Wie klopften ſtürmiſch da die Herzen,
„Herein, herein, jetzt wird beſcheert!"
Im goldnen Strahl der bunten Kerzen
Lag alles, was das Herz begehrt.

Ich ſeh' ſie noch, die lieben Gaben,
Das Schaukelpferd, mit langem Schweif,
Das Feſtungswerk, mit Wall und Graben,
Die ſüßen Puppen, Ball und Reif.
Wie fern iſt jene Zeit entſchwunden,
Die uns im Lichtglanz froh beglückt,
Der Kindheit ſonnenheit're Stunden, —
In's Märchenland ſind ſie entrückt!

Doch wenn die Weihnachtsglocken ſchallen,
Wenn glitzernd ſtrahlt der Tannenzweig,
Wenn leis die weichen Flocken fallen,
Dann weht ein Duft aus dieſem Reich;
Er ſteigt herauf gleich holden Sagen,
Das Herz, es fühlt ſich wieder jung;
O, Wonne aus den Kindertagen,
Was blieb von dir? — Erinnerung!

Lichte Stunden.

Sonnenſchein und rauhe Stürme
Streifen unſres Lebens Pfad,
Ohne Raſt, bald ſchnell, bald zögernd,
Wechſelnd mit der Zeiten Rad.

Vieles zieht an uns vorüber
Spurlos, wie ein Windeshauch,
Der die Blätter leis bewegend
Hinfährt über Baum und Strauch.

Weit in Nebelfernen ſchwinden
Bilder, trüb und roſenrot,
Blitzgleich iſt ihr Sein beendet,
Und ſie bleiben ſtumm und tot.

Doch wohl gibt's ſo manche Stunde,
Die ſich tief in's Herz uns prägt,
Die nach langen, langen Jahren
Noch der Sehnſucht Schwingen regt.

Die, wenn auch des Winters Flocken
Uns auf's Haupt herabgeweht,
Wie in heitern Jugendtagen
Licht vor unſrer Seele ſteht.

Wo ſie wärmend und verklärend
Wie der Sonne Strahl das Feld
Selbſt die dunkelnächt'gen Schatten
Der Vergangenheit erhellt.

Helene Fontheim

Mondlicht, flimm're!

Mondlicht, flimm're,
Ueberſchimm're
Weiße Arme,
Weiche, warme,
Die im Dunkel leis ſich ſtrecken,
Die ſich voller Sehnſucht recken,
Den Geliebten zu empfangen,
Ihn in glühendem Verlangen
Ganz in heiße Lieb' zu betten!
Mondlicht, flimm're,
Ueberſchimm're
Dieſe weißen Märchenketten!
Bläulich' Dunkel,
Sterngefunkel
Webt ein breites Silberband
Um die weißen, weichen Arme,
Und mein Lippenpaar, das warme,
Das ſich deinem oft verband,
Küßt den breiten Silberſtreifen,
Den geheimnisvollen Reifen,
Den der Sterne Licht gewunden
Um die ſehnſuchtsvollen, ſchlanken
Weißen Arme, die ſich ranken,
Bis im Traum ſie dich gefunden.

Lieb Sonnenlicht!

Es funkeln und flimmern die Sonnenſtrahlen
Durch's üppige Laub, ſo ſpieleriſch müde,
Und drängen ſich dichter und immer dichter
Voll Sehnſucht um Baum, um Blatt, um Blüte.
Nun zittert ein lohender, goldiger Schleier
Mir keck in die träumenden Augen hinein,
Beleuchtet im Herzen die ſelige Feier,
Den glühenden, blühenden Sommerreih'n,
Beleuchtet die reife, die prangende Pracht,
Huſcht zitternd hinein und ſchenkt ſich voll Macht
Dem Herzen mit wonnigem Schimmer;
Lieb Sonnenlicht! leuchte mir immer!

Alfred Friedmann

Rätſel-Löſung.

Ueber Eb'nen zieht ein Staub von Heeren,
Goldne Wolken ziehn in blaue Fernen,
Weiße Schiffe ziehn auf Saphirmeeren,
Ueber Nächte zieht ein Heer von Sternen.

Weißt du, was ihr Ziel iſt, ihr Begehren?
Weißt du, wo ihr End' iſt, ihre Schranke?
Dann kannſt auch darob du mich belehren,
Was dein Ziel und End' iſt, mein Gedanke!

Tote Hoffnung.

Schöner Tag, du biſt vergangen,
Wie ein ſchönes Lied verklang!
Kann euch nimmer wieder fangen,
Dich und jenen fernen Sang!

Wie in's Meer ein Tropenregen,
Gingſt du hin auf Nimmerkehr;
Und je ferner deinen Wegen,
Sehn' ich heißer neu dich her!

Schöner Tag, o kehre wieder
Mit der Liebe Kuß und Duft,
Wie ſchon längſt verhallte Lieder
Träumeriſch ein Echo ruft!

Herbst.

Nun gibt's ein gelbes Blätterſchnei'n,
Der Nachtfroſt ruft den Herbſt herbei,
Nur ein verträumtes Vögelein
Zirpt noch die Frühlingsmelodei.

Es hat ſich noch einmal verliebt,
Weil ihm ein Reſt im Herzen blieb
Von Liebe, die ſich ſelber giebt —
Es war nur ein Johannistrieb.

Und auch ein weißer Falter fliegt
Allein um Stoppeln, rotbraun Laub,
Wie bald, o müde Seele, wiegt
Ein Traum dich ein vom Todesraub.

Und doch, der weiße Falter ſpricht,
So ſtumm er iſt, von Wiederſehn;
Er weiß, die Roſe ſtirbt ihm nicht,
Und glaubt ihr Wiederauferſtehn!

Auf Flügeln des Geſanges.

Novellette.

Es war eine ſehr ſchöne und elegante Dame, die ich bei dem Großinduſtriellen Z . . . zu Tiſch führen ſollte.

„Machen Sie Ihrem Rufe als Witzbold Ehre", ſagte er mir, als er mich vorgeſtellt hatte, „Sie führen die beſte Dame zu Tiſch, unterhalten Sie ſich gut, machen Sie ſie lachen. Sie ſehen dann die ſchönſten Zähne, hören die ſüßeſte Stimme der Welt. Das haben wenigſtens alle Zeitungen — der anderen Welt — von Neuyork bis San Francisco, dieſen Winter verkündet." —

Ich verbeugte mich, ſagte einſtweilen gar nichts, denn ich war von dem, was ich ſah, — geblendet.

Ich erzählte der Dame einige Dinge, die ſie längſt kennen mußte — den Ausbruch des ruſſiſch-japaniſchen Krieges, die Durchfälle der Theaterſaiſon, und bediente ſie zwiſchen einem Wiener und einem Pariſer Autor mit ſchottiſchen Lammsrücken und echt afrikaniſchen Spargeln. Dann, als ſchon die jetzt,

gegen Schluß solcher Henkersmahlzeiten üblichen Bachforellen auftauchten, machte ich ihr einige wohltemperierte Komplimente über ihre Stimme, die ich bis jetzt nur gedämpft, wenn auch so harmonisch vernommen, bekam auch wirklich das Blitzen der gepriesenen Zähne zu sehen, obzwar es mir vom etwas höhnischen Lächeln der süß geschwungenen Lippen wie halb verhüllt und abgeschwächt erschien, und wagte endlich die Frage: „Welches, gnädige Frau, war nur eigentlich der schönste Moment Ihrer Ueberseereise?"

Sie dachte einen Augenblick nach.

Um ihre Stirn huschte es von unsichtbaren Engeln und Teufeln.

Dann begann sie leise, lange zu sprechen, nicht wie zu mir, nein, wie zu jemand ganz, ganz fernem:

„Ich weiß noch, wie wir uns einschifften in Bremen. Blumen, Lorbeerkränze, ein Ständchen, von dem Orchester gebracht. Sie spielten aus „Samson und Dalila", aus Verdis „Falstaff", meine Lieblingssachen. „Riverenza, meine Ehrfurcht!" so klang es. Und dann: „Muß i denn, muß i denn zum Städtle hinaus, Städtle hinaus."

Jawohl, ich mußte. Und ich war gar nicht sentimental. Sollte ich doch Geld und Ehren die Menge einheimsen und mitbringen.

Ich sagte dem Steward, er solle mich bei der Mahlzeiten zwischen zwei Frauen setzen. Und so kam ich neben eine ältere Dame und eine ganz junge zu sitzen. Die Alte war bescheiden und schweigsam und gehörte zu der anderen. Diese war einfach eine Madonna; schön, blond, rosig, aber mit einem unbeschreiblichen Ausdruck eines unstillbaren Leidens. Alle Männer sahen sie an, viele sprachen mit ihr — ich glaube, alle liebten sie.

Bald wurde ich mit der kleinen Madonna vertraut. Sie teilte mir alles aus ihrem Leben mit. Es war nichts Außergewöhnliches. Nur hatte sie, wie es uns allen so geht, jung einen geliebt, der eine andere gefreit. Seitdem liebten sie alle Männer und sie liebte keinen. Doch habe sie ihre Hand einem jungen Amerikaner versprochen, der, wie alle, in sie vernarrt sei.

„Sie sehen ja, die paar jungen und alten Männer an der Tafel, sie stieren mich an, sie verzehren mich mit ihren Blicken; ich kann auf Deck keinen Augenblick allein träumen, lesen, es ist ein Verhängnis. Der junge Schotte Mac Donald — wir sind

jetzt kaum drei Tage auf See, sagte mir gestern abend, er stürze sich ins Meer, wenn ich nicht die Seine würde. — Doch all das ist gering. Ich bin aber leidend."

Sie hüstelte ein wenig und fuhr mit dem Taschentuch über die Lippen. Schaudernd sah ich das Tuch sich röten.

„Der Arzt hat mir Wunder von der Seefahrt versprochen. Eigentlich wollte er mich in Funchal, auf Madeira, wissen. Oftere Besuche bei meinem Bräutigam, der nicht von Amerika abkam, täten es auch, hoffte er. Der arme Junge, er liebt mich so sehr!"

Wir standen auf. Es war eine klare, warme Nacht, wir setzten uns aufs Hinterdeck auf lange Stühle, bogen uns zurück und sahen die Sterne der Heimat am Himmel, und unser Kiel zog eine goldene Furche durch die Nacht. Da begann ich leise, dann lauter, das Lied:

„Es ist kein größer Freud auf dieser Erden,
Als wenn zwei junge Leut vereinigt werden;
Da gibt es keine Not, kein Kreuz, kein Leiden,
Nichts als der bittre Tod kann Liebe scheiden!"

Ringsum schwieg alles. Nur das Schiff keuchte. Ein Kreis hatte sich weitab um uns gebildet und die kleine Madonna weinte bitterlich. Aus dem Kreis löste sich eine dunkle Gestalt. Nur der weiße Fleck des gestärkten Hemdes leuchtete seltsam durch die Nacht. Er kam uns näher, wollte vor der kleinen Madonna niederknieen und ihre Hand fassen. Ich reichte ihm aber die meine und flüsterte etwas. So mußte er sich auf meine ausgestreckte Rechte niederbeugen. Ich sprach zu ihm:

„Mr. Mac Donald, wenn Sie sich auf dieser Hinreise nicht ins Meer stürzen, verspreche ich Ihnen einen Eckfitz erster Reihe, Fauteuil, wenn ich singe. Auch einen Platz daneben! Denken Sie, daß sich ganz Amerika darum schlagen würde."

Ich fühlte einen wirklich brennenden Kuß auf meiner kühlen Handfläche. Der Junge zog sich gerührt zurück. Ich glaube, ich fühlte noch so etwas wie eine Träne auf meiner Hand. Ich sang noch und die kleine Madonna lehnte ihren Kopf an meine linke Schulter und lauschte . . .

Ich sang noch an jenem Abend: „Wenn meine letzte Stunde schlägt" . . .

Da bat mich aber die blonde Madonna, sie hieß Maria, dies jetzt nicht mehr zu singen. — Sie mochte so gerne leben. — Dann landeten wir und jeder ging seiner Wege, nicht ohne Adressen zu hinterlassen und Verabredungen zu treffen. Mein

Impresario schleppte mich von der Statue der Freiheit — o Ironie — durch ein weites Land und hundert Städte. Ueberall Blumen und Applaus . . . Und dann fuhren wir eben zurück. Ich — und Maria. Sie hatte mehrere Seereisen gemacht, während ich sang.

Maria war noch weißer und durchsichtiger geworden, als sie bei der Ausfahrt erschien. Und nun tobte Sturm, und Wellen schlugen über Bord. Sie hustete stark. Abends ließ sie sich auf Deck tragen und bat mich, nun das Lied zu singen. Sie hüllte sich in Schals und sah mich an mit so dankbar wehmütigem Ausdruck, daß ich gewiß sehr schön gesungen haben muß:

„Wenn meine letzte Stunde schlägt,
Tragt mich ans Meer, ans blaue,
Daß ich, eh man ins Grab mich legt,
Das Meer noch einmal' schaue."

Sie ließ meine Hand nicht los und als ich stille wurde, sagte sie immer leiser und noch leiser: „Noch mehr."

Wir fühlten beide, als ob sie garnicht sterben könne, so lange ich sänge. Auf einmal verklang sie mit einem so sterbensfrohen Blick, und einem Lied. Ich fühlte es an ihrer Hand in der meinen, daß sie tot war. Die Arme. Als ich sie aber, die doch nicht mehr zu retten war, so selig hinübersang, das war der schönste, weil heiligste und hehrste Augenblick meiner Ueberseereise."

Man stand auf. Ich küßte meiner schönen, hochherzigen Nachbarin die Hand und stahl mich bald aus der Gesellschaft — unhörbaren Volksliedern lauschend.

Die Künstler-Braut.

Novellette.

In diesen Tagen der Frauenbewegung und Frauenherrschaft soll auch noch einmal die Geschichte von der bösen Braut erzählt werden.

Sie wohnte im Westen in einer sehr noblen Straße, sehr fein erzogen, und besonders auf ihre Herzensbildung wurde von Seiten ihrer Eltern viel Wert gelegt. Diese wackeren Leute, schnell reich geworden, erinnerten sich noch immer ihrer einfachen Herkunft aus kleinem Städtchen und hatten noch von ihrer Sippe gehört: „Ehrlich währt am längsten."

Sie versuchten, dem Kinde, dem jungen Mädchen, diesen und ähnlichen schönen Grundsatz in Fleisch und Blut übergehen zu lassen. Wir sind ja schließlich alle gut, bis uns die Gelegenheit, die Versuchung zwingt, den wahren Adam unserer Natur herauszukehren.

Der Seelsorger Bellas hatte sein Firmkind eingesegnet. Später lernte sie auf Tanzstunden, Kränzchen, Waldfahrten allerlei junge Leute und so den jugendüblichen Flirt kennen. — Nach vielen mißlungenen Versuchen, ihr Herz wirklich zu entdecken, machte sie im Salon einer Freundin ihrer Mutter die Bekanntschaft Bertram Oehlenbergs. Er war Musiker und hatte sonst nichts. Alles stimmte gegen die Heirat, und der Widerspruch weckte in Bellas Innerstem Etwas, das sie bis zu dieser Epoche ihres Lebens noch nie gekannt, gefühlt: Leidenschaft.

Sie verrannte sich in ihrer Liebe dermaßen, daß sie all ihre Lieblingsbeschäftigungen aufgab und nur noch für den an- oder abwesenden Bertram Oehlenberg lebte, webte, sann, intriguierte.

Sein Talent hatte er noch nicht betätigt. Sie wollte für ihn eine Stelle an einem Konservatorium erwirken und bei den Beziehungen ihres kommerzienrätlichen Vaters und dessen Umkreises schien etwas, durch Protektion, wenn nicht durch Begabung zu erreichendes, nicht außerhalb der vier Ecken unseres runden Jammertales zu liegen.

Bertram seinerseits besaß riesigen Ehrgeiz. Er ließ sich von Bella lieben, es schmeichelte seiner Eitelkeit, daß ein so reiches Weltkind sich ihm sozusagen an Hals und Kopf warf. Wenn sie ihm Vorwürfe machte, daß er nicht all seine Zeit auf dem Smyrna-Teppich des väterlichen Salons zu ihren winzigen Füßen verbrachte, so antwortete er:

„Ich arbeite, meine liebe Bella!"

„Aber hier steht doch ein Klavier!"

„Inspiration ist wie der Adler!" entgegnete er. „Beide fliegen stets allein."

Bella schmollte dann.

Aber eines Tages stürmte Bertram triumphierend in besagten Salon.

„Bella! Sieg!" rief er und umarmte sie — in Gegenwart der noch schönen Kommerzienrätin. — „Meine Oper ist angenommen!"

„Deine Oper! Wir wußten ja gar nicht, daß Du eine Oper schriebst!"

„Geheimniskrämer!" rief die Mutter, lächelnd und geschmeichelt.

„Glückspilz!" flüsterte Bella.

„Ja. Musik und Libretto sind von mir, meine Lieben!"

„Also Du dichtest auch! Und mir hast Du noch kein Sonett, kein Liebeslied gedichtet, komponiert!"

„Kommt! Erst das Geschäft, dann das Vergnügen!"

Von diesem Moment an lebte Bertram nur noch für die Bühne. Proben, Unterredungen mit dem Direktor, dem Regisseur, Klavierübungen mit der Primadonna, dem Tenor, dem Bariton, ach, und die reizenden Melodien für das flinkfüßige Ballet. Was war ihm Bella? Sie hieß ihm jetzt Hecuba.

Sie kannte die ersten Tränen.

Die Eifersucht erpreßte sie den schönen, glanzgewohnten Augen.

Man hielt erst am Anfangsstadium, und schon sah sie Bertram mit der ersten Sängerin flirten. Die Rollen waren noch nicht ausgeschrieben, und schon meinte sie, alle Ballerinen machten sich ihren Herzallerliebsten streitig. Sie teilte ihm ihre Befürchtungen und Besorgnisse mit.

„Sei kein Närrchen, Bellachen! Ich weiß mir vor Arbeit nicht zu helfen. Wer einen großen Schlag tun will, muß Tag und Nacht das kleinste bis aufs feinste herausarbeiten, feilen! Wer eines Tages stolz vor der Oeffentlichkeit stehen will, muß sich sehr, sehr lange der Einsamkeit ergeben haben. Ich spreche täglich bei allen Redaktionen vor, ich bereite Stimmung für mich und mein Werk, und während Du glaubst, daß ich Frauen den Hof mache, umflattere und umschmeichele ich — Männer, die Generale der sechsten Großmacht, der Presse!"

Wirklich erschienen einige Notizen in den tonangebenden Blättern, jenen vielgelesenen Tageszeitungen, die dem Publikum jedes Jahr den Roman aufzwingen, den man gelesen haben muß und den man doch — oft nicht gelesen haben kann! Man weiß im vornherein: Bertram Tehlenbergs Oper ist die, d . . . i . . e . . . Oper!

Aber, sagt sich Bella, wenn er die Braut für eine noch nicht gegebene, noch nicht durchgefallene Oper, also vernachlässigt, wie wird es mit der angeehelichten, rechtmäßigen Gattin nach ein, zwei, ix Jahren sein?!

Sie ſinnt auf Aenderung, und je mehr Anforderungen ſie an die Zeit, die Arbeitskraft Bertrams ſtellt, je mehr ſie ihn von ſeinen ehrgeizigen Zielen abdrängt, je mehr wird ſie ihm zur Laſt und im umgekehrten Verhältnis der Quadrate der Annäherung mit dieſem einigen Verhältnis — geliebt.

Und eines ſchönen Tages — recht häßlich war er — gab es zwiſchen den Brautleuten die erſte Szene. Vorwürfe von jeder Seite — man trennt ſich — ſtatt des Kuſſes — Türezuklappen . . . Aerger . . . . Alleinſein . . . Reue.

Reue? Nein, Bertram bereut nicht. Er iſt noch jung, er kann noch Großes ſchaffen — wie haben alle Meiſter von Mozart bis Wagner gekämpft, gelitten, gehungert, bis ſie ihre Namen zwiſchen die unſterblichen Sterne geſchrieben?!

Ein Poſtamt!

Bertram tritt ein, kauft ſich einen Kartenbrief, beſchreibt ihn voll mit ärgerlichen Schriftzeichen, und eine Stunde ſpäter — die Poſt reitet ſchnell — lieſt Bella mit nach- und nachfließenden Tränen:

„Teure Bella-Braut!

Es muß ein Wunderbares ſein, um die Liebe zweier gleichgeſinnter Seelen. Ich bin, und vor allem, noch ehe ich Menſch, noch viel früher, als ich Liebender bin, Muſiker! Und ich, der ich das verſtehen muß, finde keinen Ein- und Gleichklang zwiſchen uns. Ich ſuchte Liebe, nicht Millionen. Liebe — auch in mir. Du ſtellſt meinen Beruf unter alles; ich hebe ihn über alles. Machen wir uns nicht unglücklich. Scheiden wir — heute noch als gute Freunde!

Dein Bertram, Muſikus!“

Bella ſchwor ihm Rache. Sie ließ ihn aus Selbſtgefühl für den Augenblick ziehen, aber . . . es gelang ihr, in einem unbewachten Zuſtand der Junggeſellenwohnung Oehlenbergs, in ſein Heim einzudringen, und — die auf dem Klavierpult offen ſtehende Partitur ſeiner unſterblichen Oper zu — ſtehlen!

Es war ſeine einzige Kopie. Die Fetzen, auf der er die erſten Eingebungen götternaher Stunden hingeworfen, die Korrekturen und Verbeſſerungen blieben vernichtet; die alleinige, reinliche Reinſchrift, ſorgſam in Maroquin gebunden, ſtand auf dem Notenpult — und war und blieb fort.

Der Direktor, der wirklich große Stücke auf die Partitur geſetzt, das Libretto humor- und geſchmackvoll gefunden, war außer ſich, er hatte Vorſchüſſe gegeben — Koſtüme beſtellt — was tun??

Wochen verfliegen. Der Winter, die Saison war verloren. Bertram ging kummervoll, traumverloren umher.

Er vermochte es nicht über sich zu bringen, von neuem, aus dem Gedächtnis zu arbeiten, oder gar an Opus 2 zu denken. So ist dem General nach verlorener Schlacht, der Mutter nach dem Tode ihres Lieblings, zu Mute.

Eines Tages verriet sich Bella. Sie plauderte das Geheimnis der verlorenen Handschrift aus.

Bertram, entzückt, sein Werk, ein Phönix, neu erstehen zu sehen, entsendete einen Freund, der alles versprechen darf, auf jede Bedingung eingehen mag, wenn nur Bella das Manuskript herausgibt.

Sie tut es.

Sie sind aufs neue verlobt.

Die Oper wird abermals einstudiert. Dank den Zeitungen ist kein Billett zu haben. Es ist zugleich der Tag der Vermählung Bertrams und Bellas. Aber um Mittag zeigt sich kein Bertram. Er ist auf den Proben. Er hält den Dirigentenstock. Er korrigiert die Primadonna und streichelt den Tenor. — Bella wird wütend und sinnt auf Rache.

Was gelingt nicht dem Muttertöchterchen, dem einzigen Kinde, der Millionenerbin?

Am Abend bei Beginn der Vorstellung ist der Tenor, ein bildhübscher Mensch mit schwarzem Schnurrbärtchen, nicht zu finden. Die Vorstellung beginnt gar nicht, wird abgesagt. Bella hat ihn umsponnen, ihm ihre Millionen zugesagt, sich mit ihm verlobt. Er verbringt den Abend im Kreise seiner neuen Familie und hat geschworen, der Bühne zu entsagen.

Nun, Bertram ist ja unsterblich. Er kann warten. . .

Ludwig Fulda

Aus „Sinngedichte“.

Talent und Glück, welch köſtlicher Verein!
Jedoch wer gibt ſich ſelber ſeine Gaben?
Bedarf man nicht Talent zum Glücklichſein,
Und iſt es nicht ein Glück, Talent zu haben?

*

Wär' es vergönnt, mit gereiften Sinnen
Unſer Leben von vorn zu beginnen,
Würden wir, lernend von wichtigen Trieben,
Klüglich alle die hundertfachen
Kleinen dummen Streiche vermeiden —
Und die größeren wieder machen.

*

Das iſt der große Fortſchritt der Modernen,
Daß ſie den Wert der Bildung eingeſehn:
Weit mehr als je verſteht man es zu lernen,
Doch ſeltener als je lernt man verſtehn.

*

Das Reiſen iſt höchſt belehrend und labend,
So dachten wackerer Deutſchen vier;
In dieſer Erwartung an jeglichem Abend
Spielten ſie Skat und tranken Bier.
Sie kamen nach langem vergeblichem Hoffen
Zum ſonnigen Mittelmeergeſtad,
Und als ich die Wackern in Capri getroffen,
Da tranken ſie Bier und ſpielten Skat.

*

Wenn Leute ſo gar hoffärtig tun
Mit roten Schlipſen und gelben Schuhn
Und drob ſich freuen wie ein Kind,
Daß ſie gerade ſie ſelber ſind,
Dann ſeufz' ich leiſe: Mit der Zeit
Brächt' ich es ſchaffend gern ſo weit,
An mir ſelbſt und meinen Gaben
Halbwegs ſolch einen Spaß zu haben.

*

Freund, eitel ſind die Frauen alle;
Doch einer klugen ſag', ſie ſei
Erhaben über Schmeichelei;
Das ſchmeichelt ihr in jedem Falle.

*

Die jungen Mädchen.

Mitleidwerte Weſen ſind's,
Denn ihr einzig Los iſt Heirat;
Manche hofft, es käm' ein Prinz,
Und es kommt nur ein Kanzleirat.

*

Schilt einer Goethe tüchtig aus,
Den ſtecke man flugs ins Narrenhaus;
Doch ſchmäht er Schiller, dann werd' er ſacht
In eine Beſſerungsanſtalt gebracht.

*

Dem Schickſal ſind wir untertan;
Doch eins iſt ſicher jedenfalls:
Der Genius bricht ſich immer Bahn —
Oder den Hals.

*

Hebt einer aus langen Dämmerungen
Gereift ans klare Licht ſich,
Dann rufen ihm nach die Gaſſenjungen:
„Hurra — er widerſpricht ſich!"

*

„Nie wird dies anders!" ſprach der Felſentrumm
Zum Bach und ſucht' ihm trotzig ſtandzuhalten;
Und als ein tauſend Jährchen kaum herum,
Da war er von der Flut entzweigeſpalten.
„Nie wird dies anders!" kündet ihr geſcheit
Und pflanzt den alten Kohl im alten Garten;
Nun wohl, die Weltgeſchichte hat ja Zeit,
Mehr Zeit als ihr: ſie kann's erwarten.

Sprüche.

Begeiſterung iſt nicht mehr Brauch;
Feſtſtimmung tut es eben auch.

*

„Freund, laß dir raten!“ Ja, das alte Lied.
Am Scheideweg ſogar, dem ſchickſalsvollen,
Hätt' Herkules, bevor er ſich entſchied,
Erſt alle ſeine Tanten fragen ſollen.

*

Daß Reden Silber und Schweigen Gold,
Dem Spruche wär' ich nicht abgeneigt,
Wenn man dabei nur bedenken wollt':
Es iſt nicht alles Gold, was ſchweigt.

Klaviernot.

Jetzt rede mir nur Einer noch
Von Schaffen oder Denken,
Von ſauerſüßem Arbeitsjoch,
Von tiefem Sichverſenken!
Kaum ſitz' ich auf dem Stuhle feſt
Mit ernſt geſenkten Wimpern,
Beginnt mein Nachbar — Höll' und Peſt! —
Voll Wut Klavier zu klimpern,
Zu hämmern, zu knacken,
Zu ſtampfen, zu hacken,
Zu martern, zu klopfen.
Watte her!
Werg her!
Wachs her!
Ich muß mir die Ohren verſtopfen.

Dies holde muſikal'ſche Lamm
Im Reich der Töne graſend,
Der Schurke, daß ihn Gott verdamm',
Der Kerl, der macht mich raſend!
Vorbei der Fleiß, vorbei die Ruh',
Von Geiſteskraft kein Schimmer,
Und klipp und klapp, die Bücher zu
Und auf und ab im Zimmer,
Zu fluchen, zu eifern,
Zu wüten, zu geifern,
Zu donnern, zu dräuen!
Prügel her!
Rohr her!
Stock her!
Ich muß den Halunken zerbläuen.

Dichterſchickſal.

War einſt ein Dichter, der ſchwebte fort
Weit über der Erde Schranken,
Eine Sonne ſein Blick, ein Schwert ſein Wort
Und Feuer ſeine Gedanken.

Seine Seele war ſo weltenweit,
War allem Glücklichen offen;
Er ſang von Frühlingsherrlichkeit,
Von Sehnen und Lieben und Hoffen.

Doch am Tiſche, wo trüb die Lampe brennt,
Da ſchrieben klug die Gelehrten:
„'s iſt jammerſchad um ſein Talent!
Er ſollt' es beſſer verwerten."

Sie meinten, es müſſe ſtürmiſche Flut
Des Dichters Buſen ſchwellen,
Es müſſe des Herzens rotes Blut
In ſeinen Liedern quellen.

Drum gönnten ſie ihm den Frieden nie
Und marterten ihn beſtändig,
Und ſprachen, wenn er vor Qualen ſchrie:
„Er ſchildert ſchon recht lebendig.“

So trieben ſie's, bis ſanft ihn befreit
Der Tod von den nagenden Schmerzen;
Die Aerzte beſagten nach längerem Streit:
„Er ſtarb an gebrochenem Herzen.“

Dann rühmten ſie alle den reichen Schatz,
Die Schönheit ſeiner Gedichte,
Und gaben ihm einen würdigen Platz
In der Literaturgeſchichte.

Heimat.

Fühl' ich oft mich auch entfremdet,
Wenn der väterliche Boden
Saft mir weigert zum Gedeihen,
Fliehe weit wie Wandervögel,
Fliehe hin zur grünen Erde
Um der holden Blumen willen,
Und der fruchtbeſchwerten Halme,
Stets gedenk' ich doch der Heimat,
Stiller Göttin meiner Wiege,
Meiner Kindheit Spielgefährtin,
Und die wunderliche Träne
Netzt das Auge, wenn in Fernen
Dunſt verſchwimmend der vertraute
Kirchturm winkend wieder aufſteigt.

Schwieriger Fall.

Die Liebſte ſchmollt und klagt
In herben Tönen;
Wer mir ein Mittel ſagt
Sie zu verſöhnen!

„Freund, ſolche Bitternis
Iſt ſchnell verwandelt;
Du haſt ſie ganz gewiß
Nicht recht behandelt.“

Erſt, als ich einfach ſchwieg,
Hat's fortgewittert.
„Sie nahm's für ſtummen Krieg,
Und der verbittert.“

Ich hab's ein andermal
Verſucht mit Küſſen.
„Das hat doch ihre Qual
Verſchärfen müſſen!“

Dann ſprach ich viel und gut;
Doch zahlt' ich's teuer!
„Ja, Freund, die Redeglut
Gießt Oel ins Feuer.“

Ich hab' im Wortgefecht
Mich ſanft verteidigt.
„Allein — du hatteſt recht,
Und das beleidigt.“

Schulreminiscenz.

Als ich noch in die Schule lief,
Da machten mir viel Pein
Die Wörter, die den Genitiv
Regieren im Latein;
Man ſchwitzt, wenn man ſie mundgelenk
Herunterſchnurren ſoll:
Begierig, kundig, eingedenk,
Teilhaftig, mächtig, voll.

Doch als zuletzt mir ſtarr und ſteif
Die Regel ſaß im Ohr,
Da ſagte man, ich ſei nun reif,
Und öffnete das Tor.
O Freiheit, göttliches Geſchenk!
O, wie die Bruſt mir ſchwoll,
Begierig, kundig, eingedenk,
Teilhaftig, mächtig, voll!

Begierig auf den neuen Tag
Und kundig meiner Kraft
Und eingedenk, daß jeder Schlag
Des Herzens Wunder ſchafft,
Teilhaftig eines Glücks, das nie
Zerrinnt in leeren Schein,
Und mächtig durch die Phantaſie
Und voll von Lieb' und Wein.

Die Jahren flogen; es entflog
Der Schleier meines Traums;
Das Leben war mein Pädagog,
Und ſtatt des Nektarſchaums
Der Selbſterkenntnis flau Getränk
Schlürft' ich mit ſtillem Groll,
Begierig, kundig, eingedenk,
Teilhaftig, mächtig, voll.

Begierig auf gesunden Schlaf
Und kundig mancher Not
Und eingedenk, wie zahm und brav
Die Künste gehn nach Brot,
Teilhaftig einer Würdigkeit,
Die steter Sorgen Frucht,
Und mächtig durch verwundnes Leid
Und voll von Zweifelsucht.

Was aber tut's? Ein neu Geschlecht
Lernt heute schon Latein
Und übt der Jugend heil'ges Recht,
Werd' ich begraben sein,
Dann stürmt's mit lustigem Geschwenk
Ins Land hinaus wie toll,
Begierig, kundig, eingedenk,
Teilhaftig, mächtig, voll.

Parabeln.

Es war einmal ein Elefant,
Der wollte nicht an Veilchen glauben;
Doch eines, das am Wege stand,
Dacht' ihm den Zweifel schnell zu rauben,
Und bot ihm seinen Düftegruß.
Er tappte blindlings gradezu,
Da war's im Nu
Erstorben unter seinem Fuß.
Er stand darauf mit Vollgewicht
Und sagte: „Veilchen gibt es nicht!"

*

Zu einem Meister sprach ein Kunstmäcen:
„Du Glücklicher, in sieben kurzen Tagen
Sah ich dies Bild von deiner Hand entstehn,
Und Schätze wird's in deine Scheuer tragen."
Da lächelte der hochgerühmte Mann
Und sagte: „Freund, sieh meine grauen Haare!
Daß ich's in sieben Tagen malen kann,
Dazu gebraucht' ich fünfundzwanzig Jahre."

*

Grad über ſeinem Kopf, im Frühlingslaub
Saß eine Nachtigall;
Er lauſchte, für des Alltags Stimmen taub,
Dem wunderſüßen Schall.
Da, mitten in den holden Melodien,
Fiel was auf ſeinen Hut;
Er murmelte: „Man muß es ihr verzeihn;
Das Tier ſingt gar zu gut.“

Sprüche.

Er ſprach zu ihr: „O wäreſt du doch mein!
Was für ein ſeliger Mann würd' ich da ſein!“
Sie ward ſein Weib, und ſteter Zank und Streit
Verzögerte zunächſt die Seligkeit;
Die Jahre flohn, des Lebens Friſt verrann,
Und richtig iſt er jetzt ihr ſeliger Mann.

*

„Was iſt beſſer? Sich beweiben
Oder frei und ledig bleiben?“
Freund, es gibt da kein Syſtem:
Laß dich trauen, ſchau, mit wem.

*

Weiß nicht, was echte Künſtler ſollen
Mit eurem theoretiſchen Schwulſt!
„Kunſt“ kommt von Können, nicht von Wollen;
Sonſt hieß' es „Wulſt“.

Henriette Fürth

Ruhe.

Es hat die Nacht geregnet,
Geregnet den ganzen Tag;
Nun jauchzt die Flur, geſegnet
Erblüht der weite Hag.

Weit drüben auf dem Fluße
Liegt noch der blaue Schein;
Doch miſcht mit ihrem Kuſſe
Sich ſchon die Sonne drein.

Und blökende Schafe graſen
Am friſchbegrünten Hang;
Es ziehen auf der Straßen
Fröhliche Wandrer entlang.

Drüben im Kloſtergarten
Stehet ein Chriſtusbild:
Der Müden will ich warten
Die ſo beladen ſind!

Und ſtille Kloſterfrauen
Durchſchreiten den Rebenhain,
Die ſcheidende Sonne hüllt ſie
In ihren Glorienſchein.

Im Wald.

So wünſcht' ich lange mir's. So ganz verloren
Im tiefen Wald. Kein Laut — kein Vogelſang!
Da lauſcht die Einſamkeit mit tauſend Ohren
Auf des vergeſſnen Wintervögleins Sang.

Ein Rauſchen geht durch alle welken Blätter,
Das dürre Aſtwerk ruht im Winterſchlaf.
Vom Himmel tropft ganz leis ein graues Wetter,
Und Sonnenfunken huſchen zitternd nach.

Und aus der Einſamkeit mit tiefen Augen
Schaut mich der Menſchheit ehern Schickſal an:
Zu kämpfen, ringen und hinabzutauchen,
Eh' zum Zenith noch führte ihre Bahn.

Nur einer biſt du! Woll' es nie vergeſſen,
Und wenn dir kurzen Glückes Stunde ward:
Vom Schickſal mehr nicht fordre du vermeſſen,
Denn Kampf und Untergang iſt Menſchenart.

Ludwig Gallmeyer

Frühlingsabend.

Still webt den Schattenſchleier
Die Nacht um Blüt' und Baum,
Wiegt leis in duft'gen Wellen
Das Tal zu Schlaf und Traum.

Mildlächelnd hängt ſein Silber,
Der Mond auf Turm und Tor,
Zieht ſeine Zauberfäden
Durch Strauch und Strunk und Rohr.

Und küßt in enger Kammer
Mir Liebchens Buſenſchnee,
Daß ſeligſchauernd zittert
Ihr Herz in Sehnſuchtsweh. . .

Auch ich.

In der Unendlichkeit
Wohnen die Sonnen,
Wandeln die Sterne
Ihrer Urkraft Gleiſe unenträtſelt,
Glitzern ſich zu in Liebe und Haß;
Schweben und ſchwirren,
Jagen und haſchen ſich,
Necken und brennen ſich,
In der Unendlichkeit flammender Tiefe.

In der Unendlichkeit,
Weit über'm Wolkenwall
Wohnen die Götter,
Gute und böſe,
Die ein Sehnen ſich erſchuf

Seit des Erdballs erstem Kreisen,
Seit des Geistes erstem Irren,
In das dunkle Feuermeer
Der Unendlichkeit.

In der Unendlichkeit
Wohne auch ich,
Singe mein Sternenlied,
Singe im Flug,
Trinke den Sonnenwein
Mit deutschem Zug.
Und die Götter alle
Lächeln mir zu,
Winken und grüßen mich,
Neigen hernieder sich,
Hauchen den Scheitel mir
Mit ihres Geistes
Brennenden, wellenden, zeugenden Gluten. . .

In der Unendlichkeit
Wohne auch ich. . .

Sternschnuppe.

Ich saß auf meinem Stern,
Weit, weit im Myriadenmeere,
Und schaute nieder auf die winz'ge Welt,
Die drunten kreiste, ärmlich nur erhellt
Von einer Sonne mild geborgtem Schimmer.

Himmelsstille. . .
Nur verworren
Von Zeit zu Zeit drang dumpfes Rauschen
Zu mir empor,
Und bei gespanntem Lauschen
Vernahm mein Ohr:
„Schlagt ihn an's Kreuz!

Er hat an unſrem Heiligſten gefrevelt
Mit loſem Wort
Und will die Welt um ihren Himmel bringen!
Fluch ihm und Fluch und Fluch!!
Laßt flackern hell den höchſten Scheiterhaufen
Und ſeine Flammen ihm die Zunge brennen!
Der große Gott wird unſer Werk ſchon ſegnen . . .!"

Und meine Hände
Erfaßten einen Feuerzacken meines Sterns
Und rüttelten mit Rieſenkräften,
Um loszubröckeln einen Glutenfelſen
Und ihn hinab zu ſchleudern in das Höllgewürme
Auf meiner Erde. . .
Und in blutgebrannten Fäuſten
Sauſte auf den Sternenzinken
Nieder der Titanenmuskeln
Ohnmächtiger Grimm.

Da . . .
Als ich in einem letzten Schlag mit letzter Wucht
Die Fauſt ließ ſchmettern auf den Feuergrat —
Erzittert jach mein Stern in wirrem Beben
Und wankt . . .
Und kreiſt . . .
Und ſinkt
Lautlos . . . weltenſchnell
Durch Licht und Dunkel
In eine andre Ewigkeit.

Und unter mir jauchzt ſchrill, vor Wonne trunken,
Ein feiſter Pfaffe in den Weihrauchsdüften:
„Seht, ſeht! Gott gab ſein Segenszeichen!
Der Himmel ſelbſt macht einen Freudenſprung!
Was zaudert ihr? Bringt neue Scheiter . . .!
Gott will es und ſein eingebor'ner Sohn!
Kyrie eleiſon . . . . . .
. . . . eleiſon . . ."

Erinnerung.

An einem Lenztag war's.
Die Finken lärmten in den Apfelblüten,
Die durch das offne Fenſter traulich winkten,
So frühlingskeuſch umſpielt vom Abendglanze.
Und deine Hand — ſie ruhte in der meinen . . .
Du ſahſt mich an ſo wunderbar, ſo bänglich . . .
Und doch — in einem glückgebornen Schimmer
Erſtrahlten deine frommen Augen
Und hingen, ſaugend meine Worte,
An meinen Lippen . . .
Da rann es ſelig mir durch jede Ader . . .
Ein Feuerſtrom mir Stirn und Wangen brannte
Und löſte glühend meines Herzens Zunge
In einem wirren, heißen Liebeslallen . . .
An einem Lenztag war's . . .

Und nun — ein kalter Sturm pfeift durch die Fenſterritzen,
Und dicke Blumen ſtarren an den Winterſcheiben.
Kein Sonnenſtrahl durchdringt ihr eiſ'ges Leben,
Kein liebes Auge hängt an meinem bleichen Munde . . .
Nur fern, ſo fern in dunkler Weite
Seh' ich zwei Sterne wunderſeltſam leuchten
In ſel'gem Rückerinnern . . . . .
An einem Lenztag war's . . . . .

Geglückt.

Ein Pfarrherr auf dem Weſterwald
War ſeinem Lehrer gram;
Sein Gruß war ihm zu kühl, zu kurz,
Sein Bückling ihm zu lahm.

Doch weil er ihm nicht ſchaden konnt'
— Die Schule war ſtets gut! —
So ſuchte mit Chikanen er
Zu quälen ihn auf's Blut. —

Doch alles ließ den Lehrer kalt . . .
Nur eines kränkt' ihn ſchwer:
Der Pfarrer hatte Hühner auch,
Ein großes, ſchwarzes Heer.

Und dieſes Hühnerheer brach kühn
Durch Pfarrhofs Lattenwand
— Allweil dieſelbe ſchadhaft war —
In Lehrers Gartenland;

Und ſcharrte in dem weichen Grund
Und wühlte nach der Saat
Und pickte auf das zarte Gras,
Spinat und Kopfſalat.

Umſonſt der Lehrer ſich beklagt
Durch Wort, durch Schriftbericht;
Ein Loch im Zaun — das rührt nicht leicht
Ein echtes Kirchenlicht! — — —

Doch eines Tags ſtieg heimlich auf
In Lehrers Ehefrau
Ein Weiberplan, den ſie ſofort
Auch ausführt liſtig — ſchlau.

Sie nimmt zwei Eier aus dem Korb
Und ſchickt dem Pfarrer ſie,
Läßt melden: „In das Lehrergras
Legt' die Ihr Federvieh!" . . .

Es hat noch an dem gleichen Tag
Der Pfarrer ſelbſt geflickt
Des Pfarrhofs alten Lattenzaun . . .
Die Kriegsliſt war geglückt!

Grabschrift.

Hier ruht in Gott — er hab' ihn wohl —
Der Dorfschullehrer Kummerdohl,
Ein Meister nach der alten Schul,
Nicht angefault vom Zeitenpfuhl.
Die Kirche fegte er noch gern
— Es war ja Dienst im Haus des Herrn! —
Er zog mit Schwung das Glockenseil,
Als ging es um sein Seelenheil.
Mit Macht hat er den Stock geführt,
Mit Andacht auch die Glock' geschmiert
Und dankerfüllt die Uhr gerichtet,
Bei Hochzeitsfesten kühn gedichtet
Und fröhlich dann zum Tanz gegeigt —
Wofür ihm mancher Trunk gereicht!
Er wußt zu bannen Fieberglut,
Zu stillen aller Wunden Blut;
Selbst in dem Stall, beim Kalben gar
Bot hilfreich seine Hand er dar.
Und von des Bauern Lieblingsschwein
Fiel ab drum auch ein Schinkenbein
Für'n Dorfschullehrer Kummerdohl —
Er ruhe sanft! . . . Gott hab' ihn wohl!

Aphorismen.

Vergiß nie, daß man dir's niemals vergessen wird, wenn du dich jemals vergessen solltest.

*

Im Meer der Liebe halten alle Anker; nur der der Treue bricht leicht.

*

Mancher erblickte das Licht der Welt, um der Welt die Finsternis zu erhalten.

*

Was die Selbstsucht fordert, kann die Selbstzucht verweigern.

Eugen Gantter

Geburtstag.

Im Keller liegt ein Faß voll Wein,
Der Freund hat mir's geſendet.
Hurrah! Bald ſoll's vertrunken ſein
Aufs Wohl von dem, der's ſpendet.

Und morgen iſt ſein Wiegenfeſt;
Da will ich ihn beſingen.
Ein neues Lied, das allerbeſt',
Soll ihm zu Ehr' erklingen.

Nur einen Becher zapf' ich mir
Zuvor vom gelben Tranke;
Bei ſolchem Lebenselixir
Beſchwingt ſich der Gedanke.

Wie ſtrömt mir feurig durch die Bruſt
Der Saft der rheiniſchen Reben!
Ich muß, zu bannen die wonnige Luſt,
Den Römer noch einmal heben.

Doch während ich blick' in den Trank ſo hell
Und lauſche dem Gluckſen des Faſſes,
Da hör' ich auf einmal kaſtaliſchen Quell,
Ich ſteh' auf den Höhn des Parnaſſes.

Und ſtrahlend erſcheint mir des Freundes Geſtalt
Als Führer von ſämtlichen Muſen;
Sie löſen den Sang mir mit ſanfter Gewalt,
Der verſchwiegen geſchlummert im Buſen.

Nun strömt er hervor mit begeisterndem Drang;
Hoch heb' ich den Römer. Ich trinke
Und trinke; dann bricht er mit schrillem Klang,
Ich selber sinke und sinke.

* * *

Da lag ich in einsamer Kellernacht;
Es gingen die Augen mir über.
Geleert war das Faß, als ich endlich erwacht,
Und ach! der Geburtstag vorüber.

Mein Freund Adolf.

Eine Plauderei.

„Ich bin nun einmal ein Pechvogel," sagte mein Freund Adolf, als er beim Eingießen mein Glas umgestoßen hatte.

„Das sollst Du nicht immer sagen," meinte schmollend seine schlanke Gattin Gertrud. Sie saß zwischen uns im lauen Dämmerschein des Abends auf der Veranda eines freundlichen Hauses der Vorstadt, während wir unsere Lebensschicksale austauschten. Wir waren Freunde von der schwäbischen Hochschule her, und nach jahrelanger Trennung hatte ich ihn auf der Durchreise in einer süddeutschen Großstadt wieder gefunden.

„Wenn's aber doch wahr ist," entgegnete er und wandte sich zu mir: „Urteile selbst. Aber vorher nimm Dir noch eine Zigarre." Und mein Glas neu füllend, begann er: „Daß ich ein Pechvogel bin, kam mir zum ersten Male zum Bewußtsein, als mein Bruder Fritz ein großes Loch in der Hose aus der Schule mit nach Hause brachte. Daran bist Du schuld, sagte meine Mutter — Gott hab' sie selig — zu mir, holte die Rute hinter dem Spiegel und gab mir die Prügel, die mein Fritz verdient hatte. Und später, weißt Du noch, bei unserer Landsmannschaft, wenn ich auf Mensur stieg? Hatte ich da nicht regelmäßig einen Gegenpaukanten, der einen Kopf länger war, als ich?"

„Das ſtimmt," beſtätigte ich; denn ich hatte ihm oft genug ſekundiert. „Aber wo ſteckt da das Pech? Es hat Dich deshalb doch Keiner abgeſtochen."

„Das freilich nicht. Aber ſie haben mir den Schädel liniiert, und ich habe keinen einzigen Renommierſchmiß ins Geſicht bekommen. Das iſt doch Pech. Uebrigens brauchſt Du nicht zu glauben, daß ich Dich je um den Durchzieher beneidet hätte, den Du von dem kleinen Teutonen bekommen haſt."

Mein Freund Adolf hatte Recht. Jener Durchzieher war eine Abfuhr, und ſeine nach dreißig Jahren noch ſichtbare Narbe gereicht meinem Geſichte nicht zur Zierde.

„Auch bei den Soldaten hat mich mein Pech verfolgt," fuhr Jener fort. „Wenn ich auf etwas ſtolz bin, ſo iſt es auf den Umſtand, daß ich den großen Krieg, der unſerem Vaterlande die Einigung brachte, in Reih und Glied als gemeiner Soldat mitgemacht habe. Ich konnte mich trotzdem drinnen in Frankreich manchmal nützlich machen. Aber als es nach den ſchweren Kämpfen vor Paris an die Verteilung der Auszeichnungen ging, da kamen erſt die Herren Offiziere, dann die Unteroffiziere an die Reihe, und ſo blieb für mich ſchließlich nichts mehr übrig. Das war mein eigenes Pech. Warum war ich nicht ein Vierteljahr früher ins Regiment getreten und hatte ſtatt deſſen die Hauslehrerſtelle angenommen, die ich dann doch aufgeben mußte, als der Krieg ausbrach? Aber wie mir, ſo ging's ja auch tauſend Anderen, und niemand ſieht uns deshalb geringer an, weil wir das Kreuz nicht im Knopfloch tragen."

„Biſt Du nicht ſpäter Offizier geworden?" fragte ich.

„Ja, das wäre ich, wenn ich kein Pechvogel wäre. Ich hatte meine Offiziersprüfung beſtanden, meine Uebung war gut verlaufen — tadellos, ſagen ſie jetzt — mein Name ſtand mit unter denen, die zur Beförderung vorgeſchlagen waren, und am kommenden Dienſtag ſollten wir entlaſſen werden. Den dienſtfreien Sonntag wollte ich indes noch zu einem Abſchiedsbeſuch bei auswärtigen Verwandten benützen, und weil mir die Uniform läſtig war, ſo zog ich den bürgerlichen Rock an. Natürlich blieb mir mein Pech auch diesmal treu. Auf dem Wege zum Bahnhof erblickte mich ein Offizier. Es war einer von der Reſerve, der ſich in dieſem Falle beſonders ſchneidig erweiſen wollte. Er meldete mich, und mein Name wurde aus der Liſte geſtrichen. Ich hätte ja die Uebung im nächſten Jahre wiederholen können, aber ich nahm es als

Wink vom Schicksal und befinde mich wohl dabei. Denn das Vergnügen, an Kaisers Geburtstag die Uniform zu tragen, wäre bei meinem Berufe durch die kostspieligen Dienstleistungen beim Regiment nicht aufgewogen worden."

Habe ich schon vom Berufe meines Freundes Adolf gesprochen? Davon hatte er mir bereits während des Abendessens Einiges erzählt. Da er ein Pechvogel ist, so gehört er natürlich zu den Leuten, welche nach einem geflügelten Worte ihren Beruf verfehlt haben. Aus seiner Lehrtätigkeit durch den Krieg herausgerissen, war er nach der Rückkehr in die Heimat unter die Zeitungsschreiber gegangen. Von den Kneipzeitungen unserer Studentenzeit wußte ich, daß er eine ausgesprochene dichterische und schriftstellerische Begabung besaß.

„Aber denke Dir mein Pech," erzählte er. „Das Beste, was ich geschrieben habe, gehört unter den Strich, und in meinen Träumen sah ich mich schon als Leiter des Feuilletons an einem Weltblatt. Allein man muß nehmen, was kommt, und an mich kam die Politik, die ich eigentlich niemals gemocht habe. Als ich mich da einigermaßen eingearbeitet hatte, ging das Blatt ein. Zwar wurde ich sofort von einem anderen Verleger zum Chefredakteur seiner etwas im Niedergang begriffenen Zeitung gemacht, aber kaum hatte ich sie wieder etwas in die Höhe gebracht, so verkaufte er sie, und ich saß auf der Straße. Dann kam ich hierher und machte wieder in Politik. Der Verleger hatte mir glänzende Aussichten eröffnet; zum Unglück starb er nach einem Jahre, und statt der Aussichten hatte ich das Nachsehen."

„Das ist allerdings Pech," sagte ich. „Aber Du hast, wie ich sehe, den Mut nicht sinken lassen."

„Gewiß nicht. Unter meinen gesammelten Gedichten — sie sind zum Glück für den Leser noch ungedruckt — befindet sich eines, das heißt:

Es ging mir gut, es ging mir schlecht;
Wie's kam, so wars mir eben recht.
Die Sorgen zu verjagen
Stand mir ein treues Weib zur Seit',
Zu jedem Opfer gern bereit,
Wie sollt' ich da verzagen?"

Und er warf einen zärtlichen Blick auf Frau Gertrud; diese aber sagte:

„Nicht ich, sondern sein glücklicher Humor hat ihm über alles hinweggeholfen. Nur Mut! die Sache wird schon schief gehen, war sein Wahlspruch, und wenn ich krank darniederlag, so lautete sein Trotz: Es kann uns nie schlecht genug gehen. Der liebe Gott hat aber immer wieder geholfen, und wenn die eine Einnahmequelle versiegte, hat sich uns eine andere erschlossen."

„Ja," sagte Adolf, „zuerst habe ich es dann wieder mit der Schulmeisterei versucht, und an einer Privatschule mit gutem Erfolge Unterricht erteilt. Als ich eine Anzahl Schüler ausgebildet hatte, fand der Direktor, daß es billiger sei, die Lehrkräfte aus der Zahl der ehemaligen Schüler zu nehmen, und ich wurde entlassen. Nun verwertete ich meine stenographischen Fertigkeiten und schrieb vier Jahre lang im Landtag die Reden von Abgeordneten und Regierungsvertretern nach; wie man mir sagte, zur vollen Zufriedenheit. Da trat ein Todesfall und infolge dessen ein Wechsel in der maßgebenden Stelle ein, und mir, dem Auswärtigen, wurde ein Einheimischer vorgezogen."

„Trotz alledem scheint es Dir nicht schlecht zu gehen," sagte ich und warf einen Blick auf die gemütlich wohlhabende Häuslichkeit, die mich umgab.

„Nein, Gott sei Dank," entgegnete er. „An Arbeit fehlt's nicht, denn ich habe meinen hochfliegenden Plänen entsagt und träume nicht mehr davon, meinen Namen unter Erzählungen oder Gedichten gedruckt zu lesen. Die namenlose Mitarbeit an dem großen Getriebe der Tagespresse nährt auch ihren Mann, und der Ruhm, für Weib und Kind das tägliche Brot geschafft zu haben, steht mir höher, als der Lorbeerkranz des Dichters."

„Bei Deiner Begabung solltest Du Dich aber doch auch gelegentlich an etwas Größerem versuchen."

„So habe ich auch gedacht, und deshalb wollte ich mich einmal an einem Preisausschreiben beteiligen. Es war eine Erzählung aus dem großen Kriege verlangt worden, und mit Kriegserinnerungen kann ich ja aufwarten. Aber meine Zeit war knapp, denn die tägliche Arbeit ums liebe Brot ging vor, und die Erzählung machte langsame Fortschritte. Endlich ein freier Nachmittag, an dem sie zu Ende geführt

werden konnte, aber auch mußte; denn am folgenden Tage lief die Einlieferungsfrist ab. Die Feder fliegt nur so über das Papier; da öffnet sich die Tür und meine Frau stürzt ins Zimmer: „Adolf, komm' doch einen Augenblick heraus, der Bello ist so sonderbar; soll man nicht zum Tierarzt schicken?"

„Das Tier hat mir auch wirklich Sorge gemacht," warf Frau Gertrud ein.

„Jawohl! Und was war's? Junge hat es bekommen, und meine Erzählung ist nicht fertig geworden. Das war wieder Pech; aber mir blieb dadurch eine Enttäuschung erspart; denn den Preis hätte ich doch nicht bekommen." —

Es war spät geworden, die Flasche geleert, und wir brachen auf. Beim Abschied aber dachte ich: So ein Pechvogel, wie mein Freund Adolf, ist eigentlich der glücklichste Mensch unter der Sonne.

Rudolf Gerk

Der verwilderte Garten.

Heut lehnt ich über einer alten Mauer
Und ſah hinab in wüſtes Gartenland,
Unheimlich hielt dort todesſchwere Trauer
Das Blut des Lebens marmorſtarr gebannt.
Wie dunkle Schatten hoben ſich Zypreſſen,
Von welken Blättern war der Pfad beweht,
Und Gräbern gleich, verſchollen und vergeſſen,
Lag wirr bewuchert jedes Blumenbeet —
Ein Waſſer floß erſchreckt durch gelbe Farren,
Kein Leben ſonſt und keine Stimme rings —
Durch Rankenwerk und wilde Sträucher ſtarren
Sah ich das kalte Antlitz einer Sphinx.
Mir graute faſt. Die Füße wollt ich heben,
Da fühlt ich auf der Schulter einen Schlag
Und eine Stimme flüſterte mir nach:
„Du ſahſt dein Leben!“

Im Schnellzug.

Mein Blick ſtreift von lachender Frühlingsweite
Ueber das Mädchen an meiner Seite;
Ein halbes Kind noch, mit blitzenden Augen,
Die durſtig am ſtrömenden Leben ſaugen.
Doch trotz dieſer Augen und luſtiger Mienen
Iſt die Kleine vom Leben beſtimmt, zu dienen —
Sie hütet zum ſonnigen Süden hinüber
Die ſchwarze Dame mir gegenüber:
Ein blaſſes Geſicht mit glänzenden Augen,
Die durſtig am ſtrömenden Leben ſaugen —

Und durſtiger noch, weil der jungen Stirne
Schon abwärts leuchten die Geſtirne,
Weil um der Naſe feinen Bogen
Das Leid ſchon ſeine Furchen gezogen.
Auf Wangen, die den Lenz kaum kennen,
Seh' ich die Winterroſen ſchon brennen.
Sie möchte umſchlingen das heiße Leben,
Indes aus der Tiefe ſchon Schatten ſich heben —
Es raſſelt der Zug durch blühende Felder,
Durch lärmende Städte, durch ſinnende Wälder,
Er klappert und ſtampft mit raſender Eile,
Wie in Todesängſten durchſtürmt er die Meile —
Vergebens, vergebens! Zur Seite der Kranken
Seh' ich den hag'ren Geſellen ſchwanken —
Er harrt des rufenden Schaffners ſchon:
„Ausſteigen!" Der Hagre grinſt: „Endſtation!"

Schwüle Nacht.

Schwarzverhängter Horizont —
Wolken ziehen ſtill und ſacht,
Hinter Schleiern gießt der Mond
Mattes Silber in die Nacht.

Leiſe rauſcht das ſchwarze Laub,
Stimmen rufen, halb im Traum —
Feiner Lindenblütenſtaub
Löſt ſich und erfüllt den Raum.

Und ein Atmen ſchwer und ſchwül
Weht voll Ahnung durch die Nacht,
Ruhelos auf heißem Pfühl
Dehnt ſich junge Gliederpracht.

Und die Sehnſucht glüht und wirbt
Und die Sehnſucht lockt und winkt,
Bis das letzte Flüſtern ſtirbt
Und das Leben Leben trinkt.

Herbſt.

Es wühlt der Fuß im braunen Laube,
Ein kühler Hauch ſtreift durch dein Haar,
Vorbei der helle Frühlingsglaube
An das, was groß und heilig war.
Da hilft kein Wünſchen und kein Wollen —
Der Sommer ging, die Liebe blich —
Du fühlſt mit zornig dumpfem Grollen
Das ſtarre: Unabänderlich.

Die Blätter wehn, die Aeſte frieren,
Durch Alles blickt ein graues Licht,
Den Zug von Scheiden und Verlieren
Trägt die Natur in dein Geſicht.
Die Feueraugen blicken älter,
Die einſt dein junges Herz durchglüht,
Die liebſte Hand, ſie drückt dich kälter,
Und deine Sehnſucht ward ſo müd.

Und bei der Dämmernebel Spinnen
Ergreift dich grauſam harte Luſt,
Daß ohne ſchönen Traum tief innen
Du bitter dich erkennen mußt.
Im harten Drang, dich ſelbſt zu richten,
Machſt du geheim dich dir vertraut,
Bis ohne Färben und Beſchwichten
Dir vor den eignen Schatten graut.

Du ſiehſt: Das iſt die Lebenswende!
Du fühlſt: Kein Andrer fühlt wie du!
Kein Freund reicht dir die Helferhände,
Kein Auge lacht dir Gnade zu.
Das iſt dein Herbſt: du blickſt ins Leere,
Da liegt ein Weg, ſo hart und weit —
Und lähmend ruht auf dir die Schwere
Der großen Lebenseinſamkeit.

Wolken.

Zart, auf blauem Hintergrunde
Eine lichte Wolke ſchwebt,
Gleichen Fernen eine wunde,
Blutig tiefe näher ſtrebt.

Still in Träumen zieht die helle,
Ohne Schwere, ohne Haſt —
Bis die rote Feuerwelle
Der Gefährtin ſie erfaßt.

Jene möchte ſich entwinden!
Schnelle Flucht durch blaue Flut!
Aber mit den gleichen Winden
Segelt hinter ihr die Glut.

Sie berühren ſich, ſie fügen
Licht zu Glut und Glut zu Licht,
Und vereint zu weiten Flügen
Raſten ſie in Zuverſicht.

Alter Brief.

Aus verſchollner Zeiten Tiefen
Fiel mir heute in die Hand
Ein Packet mit alten Briefen,
Drin Erinnerungen ſchliefen.
Unter einem Blättchen ſtand:
„Ewig deine treue Maus!“

Und mich traf's wie letzte Grüße,
Und ich ſah das liebe Ding:
Kleine Hände, kleine Füße,
Und zwei Augen voller Süße,
Drin ſich meine Ruh verfing!
Ach, wie war das Leben ſchön!

Meine erſten Poeſien
Weiht ich ihr voll Kraft und Schwung.
Halb empfunden, halb geliehen —
Und ſie hat ſie mir verziehen,
Denn ich war ſo dumm und jung,
Aber küſſen konnt ich ſchon!

In den Winkeln, in den Ecken
Gab es ſüße Zärtlichkeit,
Unter Grollen, Koſen, Necken,
Schmerzen fühlen und verſtecken
Kam und ging die kurze Zeit,
Die wir lebten Hand in Hand.

Leben iſt nicht hold dem Lieben!
Will' und Welle trieb mich fort;
Von der Kleinen iſt geblieben
Nur der Brief, den ſie geſchrieben
Mit dem kleinen Schäkerwort:
„Ewig deine treue Maus!"

Und ob.

Ich ſah ihr in die lieben Augen,
Die haben Alles mir geſagt,
Doch nach der warmen Stimme fühlte
Ein Sehnen ich und hab gefragt:
„Liebſt du mich noch? Liebſt du mich ſehr?"
Da ſah ſie treu und gut mich an
Und ſchwieg — und ſchwieg, und ſagte dann,
Vom tiefſten Glauben war's durchbebt
Und in der tiefſten Bruſt erlebt:
„Und ob!"

Mütterchen iſt eingenickt.

Mütterchen iſt eingenickt,
Nur der Regulator tickt,
Zwiſchen uns der Tiſch, und ich
Neige flugs vorüber mich —
Standen beide auf den Zehen,
In die Augen uns zu ſehen,
Waren uns ſo nah — und da —
Ja, wer weiß, wie es geſchah?

Mütterchen iſt aufgewacht,
Hat in ſich hineingelacht,
Spricht vergnügt und aufgeräumt:
„Kinder, ich hab' hübſch geträumt!“

Moritz Goldſchmidt

Die Wahrheit.

Einſt trafen ſich die Wahrheit und die Lüge
Auf einem Kreuzweg in der Nacht;
Sie ſahen eine nicht der andern Züge
Und maßen ſich mit ſorglichem Bedacht.

Die Wahrheit blieb als erſte harrend ſteh'n,
Vermutend alſogleich den Feind im Dunkeln;
Sie ſah zwei falſche Augen funkeln
Und fühlte einen gift'gen Odem weh'n.

„Sag, wie dein Name iſt!" begann ſie fragend.
— „Ich bin die Wahrheit!" ſprach die Lüge groß.
„Du biſt die Lüge!" rief die Wahrheit klagend;
„Mit dieſem einen Wort ſtellſt du dich bloß!

„Ich bin die Wahrheit ſelbſt, drum flieh' aus meinem Wege!"
Doch geiferte die Lüge unverzagt:
— „Nicht allzukühn! und nicht zu dreiſt gewagt!
Fort du! und komm nicht hier in mein Gehege!

„Hat jemand ſchon geglaubt, daß du die Wahrheit ſei'ſt?
Und kannſt du, freche Dirne, es beweiſen?
Dir rat' ich, gehſt du wieder je auf Reiſen,
Daß du nicht falſchen Namen dir verleih'ſt!" —

Die Wahrheit wollte reden, doch die Lüge
Sprach weiter, und ihr Blick ward mitleidsvoll:
„Mir ſcheint zwar, prüf' ich näher deine Züge,
Du biſt wohl kaum Betrügerin, nur toll.

„Du bist von einem Sinnentrug befallen:
Du glaubst dein Träumen selbst in irrem Wahn,
Und du erzählst es stammelnd allen,
Die dir auf deinem Wege nah'n!" —

Die Wahrheit stand verstummt, mit glüh'nder Wange,
Und ihr ward schwermutvoll zu Sinn
Bei dieser Rede haßerfülltem Klange;
Dann schritt sie schauernd ihren Pfad dahin.

Sie eilte rastlos, schaute nicht zurück —
Ein weites, einsam-dunkles Wegesstück,
Fort, fort nur aus des Lügengeistes Nähen!
Dann endlich blieb sie, schmerzlich atmend, stehen.

In dichten Forstes Nachtbereich,
Gleich einer stillen Märchendichtung,
Zu ihren Füßen dehnte sich ein Teich,
Verborgen tief in einer Lichtung —

Und in dem Teiche, den des Mondes Helle
Mit silberigem Schein umspann,
Sah sie ihr Bildnis in dem Glanz der Welle
Mit starrem Auge lange prüfend an . . .

— Die Lüge doch, beim nächsten Sternenstrahl,
Besah sich stolz in ihrem Taschenspiegel;
Dann regte sie vergnüglich ihre Flügel —:
Sie kannte nicht des Zweifels herbe Qual. —

Sinngedichte.

Ließ man auch in einer Aventüre
Ein paar Haare, eh' man ſich's verſah, —
Lieber Freund, es macht noch keinen Simſon
Eine Delila! . . . .

*

Das gilt wohl gleich für Oſt und Weſt,
Soweit der Menſch Erfahrung ehrt: —
Auf keinem Gaul ſitzt man ſo feſt,
Als auf des Nächſten Steckenpferd.

*

„Erkenntnis iſt der erſte Schritt
Zur Beſſerung" — das mag ſchon gelten;
Doch iſt nicht viel getan damit,
Denn — weitre Schritte folgen ſelten.

*

Autodafé.

Ein Feuerlärm! — Sieh her,
Wie toll die Leute laufen!
— Zum Löſchen? — Nimmermehr!
Es brennt — ein Scheiterhaufen.

*

Wenn einer die „Augen dir öffnen" will,
Dann halt' nicht ohne Weiteres ſtill!
Oft tut er es nur — du wirſt's bereu'n, —
Dir beſſer — Sand in die Augen zu ſtreu'n!

*

Wer immer Mittelpunkt ſein will, um jeden Preis,
Der kommt dadurch ſehr leicht in einen ſchlechten Kreis. —

*

An Feinden rächt erlittne Schmach
Der Starke mit des Schwertes Schneiden;
Der Schwache trägt es ihnen nach
Und — läßt seine Freunde dafür leiden.

*

Schaffensstimmungen.

Der Schaffende ist der Stimmung Knecht, —
Dies leugnen, liegt mir fern;
Doch kluger Knecht, versteht er's recht,
Beherrscht wohl seinen Herrn! —

*

Das pflegt die Menschen sehr zu verletzen,
Wenn sie sehn, daß wir sie nicht schätzen;
Aber noch bitterer macht es sie leiden,
Erkennen sie, daß wir sie nicht beneiden.

*

Sehr viele Dinge werden hochgeschätzt,
Wenn man sie nur ins rechte Dunkel setzt!

*

Wir würden manchen argen Sündern
Gewiß zu milderen Urteilskündern,
Wenn in ohnmächtiger Leidenschaft
Wir nicht so sehr neideten ihre Kraft.

*

Besser ein guter Gedanke, den schon ein andrer gedacht hat,
Als ein wertloser, den nie noch ein andrer gehabt. —

Im Venusberg.

Zwei Geschichten.

Dazumal.

... Alles lachende Leben war erloschen in den Grotten des Hörselberges.

Jeder Laut der Lust war verbannt vom Hofe der Liebe.

In tiefer Melancholie, stumm seit Tagen auf ihrem Ruhebette von Rosen, lag der Schönheit selige Göttin.

Nächtig Dunkel war rings um sie. In Düsternis, verzweifelnd, weinte ihre Seele.

Sie konnte ihn nicht vergessen, der sie verlassen und den sie verloren hatte, für immer.

Sie hatte viel geliebt und war geliebt worden heiß und viel.

Man wußte noch zu lieben damals in deutschen Landen!

Sie hatte viel empfunden und viel — vergessen.

Herrlichste Helden drängten sich um ihren Hof. Die Welt war überreich an Männern von Mark.

Und doch, nur ein Einziger hatte die Tage ihrer griechischen Heimat zurückzurufen vermocht ihrem Herzen, vielleicht ein Einziger nur sie geliebt, wie sie geliebt worden war, einstmals, in den Rosenhainen von Cythera! . .

Ein Einziger! Ein Mann — ein Knabe! Ein Weiser — ein Tor! Ein Philosoph und ein Sänger! Ein Held und ein Schwächling: der Tannhäuser! Heinrich, der Ofterdinger!

Und er —! Die Himmelsmutter hatte ihn gelockt, Maria! ihre große, unbesiegbare Rivalin! — Tot, vergessen war alles für ihn, was er genossen hatte. . .

Tage, Wochen versann sie in Qualen, tränenlos, seit er fort war — fort, zu bereuen, zu büßen!

Ihr Hof, ihre Frauen hatten alles versucht, was sich ausdenken ließ, der holdseligsten Herrin Vergessen zu bieten, vergebens!

Boten hatte sie ausgesandt in alle Welt, Kunde ihr zu bringen von dem Entflohenen, Treulosen.

Und sie hatte erfahren von ihm!

Er war zu Füßen des Papstes! Dahin! Er wollte ein Heiliger werden, er, der wie keiner die Kraft hatte — zur Sünde! Narr, der er war!

Sie lag teilnahmslos, starr.

Manchmal doch kam etwas Leben in die himmlischen Linien ihres Leibes. Und ein Fühlen ließ sie aufzucken, erbeben, sich winden auf ihrem Lager: Zorn, Haß, Rachebegier.

Aber bald fiel sie wieder zurück in die Starrheit.

— — — — — — — — — —

Monde waren dahin. Sie nahm kaum noch Nahrung. Unversieglich schien die dunkle Quelle ihrer Schmerzen, als hätten sich die Flüche aller Frauen erfüllt, die auf ihr lasteten.

Seit Monden auch war kein Fremdling mehr dem Berge genaht, zu dem sonst wohl in deutschen Landen eine größere Wallfahrt gewesen, denn zu dem Heiligen Vater.

Man wußte draußen in der Welt von der Melancholie der Göttin. —

*

Der getreue Eckart verträumte die Tage auf seiner Wacht — Er hatte längst aufgehört, die liebenden Ritter vor der Frau Venus zu warnen und war zu ihrem ergebensten Diener geworden, ergriffen von ihrem Schmerze. Die Männer alle, dachte er, verdienten es nicht besser. Er dachte, aus guten Gründen, sehr schlecht von den Männern. Aber meistens dachte er gar nichts. . .

Doch eines Tages —

Ein großes Jagen war in den Thüringer Forsten und scheuchte ihn auf aus seiner Lethargie. Das war der Landgraf! Er haßte diesen Tugendhelden, der doch auch war wie alle und sich so oft vergebens um die Gunst der Göttin bemüht hatte.

Aergerlich zog sich der getreue Eckart in den tiefsten Winkel seiner Grotte zurück.

Da, es war mittlerweile Abend geworden, die Jagd hatte sich fern verzogen, und er war eben dabei, wieder ein zuschlafen, da nahte ihm ein Mann in dichter Vermummung herrisch Einlaß heischend.

Der treue Eckart wollte ihm wehren, ihm erklären, daß er niemand vorlassen dürfe. Ein leises, geflüstertes Wort doch ließ ihn verstummen. . . In tiefstem Erstaunen ließ er den Mann ein; seine einfache Natur mochte das nicht fassen.

Die Bewegung pflanzte sich fort durch alle Gänge des Berges. Einer flüsterte dem andern zu von den Dienern auf dem Wege, den der verhüllte Fremde hinschritt. Das Raunen drang bis zu den Frauen der Göttin. Auch sie verstummten und gaben die Pfade frei.

*

... Auf ihrem Lager, welk waren alle Rosen, in unheilbaren Leiden lag der Schönheit selige Göttin.

Auch bis zu ihr endlich drang die Bewegung. Sie wollte schon ihre Dienerinnen rufen. Doch sie war zu schlaff dazu. Sie sank zurück, unwillig lauschend.

Da, ein Augenblick! Ein Gedanke, leuchtend, beseligend, hatte sie durchzuckt! Sie wagte nicht, ihn auszudenken. Wer, wer anders konnte da nahen als — als —

Eine ungeheure Hoffnung ließ sie erschauern. Alle Kraft kehrte ihr da jäh wieder. Sie sprang empor, riß die Vorhänge auf —

Vor ihr stand ihre Lieblingssklavin. Sie ließ das holde Kind gar nicht reden. Sie sah ja — sie wußte alles!

Er! Er!

Im Dunkel der Nacht fand er den Weg zurück, ein Bereuender, zu ihren Füßen!

Endlich wagte die Sklavin ein Wort: „Herrin! Königin! dieser Fremdling —"

Sie überreichte der Göttin eine Karte — die Göttin las —

In schönen romanischen Lettern stand deutlich darauf: „Wolfram von Eschenbach, Landgräfl. thüringischer Minnesänger" —

Mit Venus ging in diesem Augenblick eine große Verwandlung vor. Die Karte entfiel ihr — ihre Züge verzerrten sich. Sie stieß einen gellenden Schrei aus, der weithin das Echo des Berges weckte, schrill, kreischend klang es —

Ihre Sklavin wollte sie umfassen — aber die Göttin richtete sich schon wieder auf. Es war ein Lachkrampf, der sie befallen hatte, und in dem all ihr Leid jäh sich löste.

Auch er! — Sie war gerettet!

Sie lag leuchtend, lächelnd — verjüngt all ihre Rosen! unendlicher Schönheit ewige Fürstin —:

„Ich lasse bitten," sagte sie einfach-groß, als sie wieder reden konnte.

*

Heute!

Ewig lächelnd, ewig gelangweilt, auf ihrem Lager ewiger Rosen, lag der Schönheit — unselige Göttin. . .

So lag sie seit Jahren, seit Jahrzehnten, ein Jahrhundert fast schon.

Heute, es war ein Erinnerungstag ihrer reichen Vergangenheit, heute lag sie in besonders tiefem Sinnen und doch angeregter als sonst wohl.

Es war der Tag, an dem vor mehr als 600 Jahren der untreue Sänger sie verlassen hatte, den sie mehr geliebt als jeden anderen.

Lange, lange war dies nun zurück. . . Ihren Schmerz hatten Jahrhunderte fortgespült. Aber die schöne Erinnerung war geblieben.

— Die Deutschen, plump und schwerfällig, scheinen wenig geschaffen für der Liebe lachende Lust; aber sind diese blonden Träumer einmal entbrannt, keiner liebt dann so.

Viele hatten in ihren Armen geruht und die Küsse ihrer Liebe getrunken: Nordlandshelden und welsche Weichlinge, Männer des Ostens, Männer des Westens!

Wer war an ihrem Hofe gewesen, der erwähnenswert noch war? Don Juan! Ja, der! — Friedrich August von Sachsen! Sie mußte noch lachen, wenn sie an ihn dachte. . . Der kleine Casanova, der Taugenichts! — Der Olympier von Weimar! Ah, der hatte sich verstanden auf ihre Wonnen! aber er hatte so furchtbar vorsichtig sein müssen wegen der Nähe des Weimarischen Hofes. . . Nach *eines* Mannes Bekanntschaft hatte es sie gelüstet —: Napoleons! Aber es war nie zu einer Entrevue zwischen ihnen gekommen. Der große Mann hatte zu wenig Zeit gehabt und so — zwischen zwei Schlachten, das liebte sie nicht. . . Der letzte aus der großen Zeit war der arme Heinrich Heine gewesen. Doch die Erinnerung an ihn war ihr peinlich, schmerzlich, sie verweilte nicht gerne dabei.

Darauf? — Sie war, in einer Verkleidung, einige Zeit lang Liszts „Lieblingsschülerin" gewesen. Dann hatte dessen Schwiegersohn den größten Schmerz ihrer Vergangenheit zu einer Oper verarbeitet. Sie hatte den Mann, der sich vielfach um ihre Gunst bemüht und es wahrlich nötig gehabt hätte, seine Anschauung vom „Venusberge" etwas zu korrigieren, niemals empfangen, niemals. Und mit Liszt hatte sie kurzer Hand gebrochen. Sie wollte mit der ganzen Familie nichts mehr zu tun haben.

Und danach? — Dieser! jener! — Maupassant war noch einmal eine kleine Episode gewesen. Dann — das Nichts!

Die große Zeit war lange vorbei.

Es war nicht zu schildern, wie sie sich gelangweilt hatte seitdem.

Sie hatte alles getan, was an ihr lag. Sie war, was sie als ewige Göttin doch gar nicht nötig gehabt hätte, mit der Zeit fortgeschritten; hatte dem veränderten Geschmacke jedes Opfer gebracht. Sie hatte den ganzen Venusberg neu einrichten lassen, nach Entwürfen von Olbrich und Christiansen. Alles war nun im Jugendstil! Ihre behendesten Nymphen blieben hängen in all den Schnörkeln. Aber was half es? Traurig, in ewiger Oede, schleppte sie ihre Tage hin. Es gab keine fahrenden Ritter mehr. . . Ein Seltsames nur: fahrende Frauen, die hatten an ihre Türe gepocht, oft! Ob nur Neugier sie hergeführt hatte? Oh!

Es ekelte ihr vor der Welt. . .

Auch mit den Künstlern und Dichtern war es nichts mehr, für die sie doch immer ein besonderes Faible gehabt hatte. Niedergang auf allen Gebieten! Epigonenkönnen! Epigonenliebe! Sie hätte die französischen Décadenten empfangen können oder die naturalistischen Romanciers aus dem Athen der Spree! Ein Gipfelpunkt, wahrlich!

Zum erstenmale seit langer Zeit war sie heute wieder in einer lebhaften Erregung; es hatte noch einen anderen Grund.

Vor vierzehn Tagen hatte der getreue Eckart, der nach Eisenach gereist war, um allerlei Einkäufe zu machen, ein Buch mitgebracht, das er in der Karlsstraße daselbst in einem Erker entdeckt hatte. Es hieß „Im Venusberg" und war von einem ganz unbekannten jungen Autor: Georg von Winter; jedenfalls kannte sie ihn nicht, an ihrem Hofe war er nie gewesen. Aber das Buch hatte sie von Anfang bis zu Ende interessiert wie lange keines. Es war etwas „stark", gewiß; doch die Kraft der Darstellung, die Kühnheit der Phantasie, die glühende Sinnlichkeit, die es ausströmte, die Flüssigkeit und die tiefe Melodik der Verse, das alles war wundervoll. Die Schilderung ihrer Person namentlich, — von der Feder eines Mannes, der sie nie gesehen hatte, wahrhaft ein Meisterstück! Tannhäuser, Wolfram waren gewiß Dichter gewesen, aber sie hatten geschwiegen von ihr. . . Heute doch — welch' seltsame Menschen!

Der Inhalt der Dichtung war sehr einfach. Ein junger Künstler findet durch ein Wunder Eingang zum Berge der

Venus. Er bleibt, weltvergessend, drei Jahre in ihren Armen. Nun verlangt sie ein Probestück von ihm. Er solle zurückkehren in die Welt und zu ihrem Preise ein großes Werk schaffen. Dann möge er ihr wiederkehren! Er geht. . . Aber er vermag nichts mehr zu schaffen. Er hat die höchste Schönheit zu lange genossen. Er vermag nur, in der Erinnerung zu schwelgen! Die Welt um ihn ist kahl und schönheitsleer. Und er geht zu Grunde an der Erinnerung des Glückes, das er verloren und nicht zurückgewinnen kann, weil es all seine Tatkraft zerstört hat. . .

Sie hatte alle früheren Bücher dieses Autors aus Eisenach kommen lassen. Seit Jahren war das der erste Mann, den kennen zu lernen sie gelüstet hatte. Wer jenes Buch geschrieben, sollte sie schauen in beseligender Wirklichkeit! — Der getreue Eckart hatte alles vermittelt. Der Dichter hatte ihren Brief, ihre Einladung, schon vorgestern erhalten; und heute, an dem Tage ihrer größten Erinnerung, war es, daß sie ihn erwartete.

Heute! Sie war in höchster Spannung.

Sie hatte eine leise, glückliche Ahnung, dieser Mann werde ihr die Tage Tannhäusers, die unvergessenen, zurückbringen. Und er war vom Stamme derer, die sie stets am meisten geliebt hatte: ein Deutscher!

Wo blieb er nur? Was zögerte er?

Sie nahm noch einmal ein Venezianisch Glas zur Hand.

Ihr Spiegel sagte ihr, daß sie schöner sei, leuchtender, betörender noch, als in den göttlichsten Tagen Griechenlands.

*

Sie lag auf dem Divan, noch immer. Doch sie lächelte nun nicht mehr. Auch nicht mehr gelangweilt schaute sie.

Ein ungeheurer, furchtbarer Weltschmerz hatte sie erfaßt.

Ein Stückchen Papier, das sie in ihrer Linken hielt, war zu einem Knäuel geballt. Ein Bote hatte es vorhin gebracht.

Sie hatte noch einmal alles erhofft von dem Einen, Einzigen — und dieser Eine —

Tempora mutantur!

Der Autor von „Im Venusberg" hatte abdepeschiert! Vielmehr ein Professor Soundso hatte ihr mitgeteilt, seine Gattin, die unter dem Pseudonym Georg v. Winter schreibe, lasse ihr vielemale herzlich danken, sei aber durch andere Verpflichtungen verhindert, ihrer freundlichen Einladung für heute nachzukommen. Brief folge! . . .

Franz Graf

Das Geſpenſt.

Nachts um die zwölfte Stunde
Ertönet ein Gebrumm,
Da regt ſich's und bewegt ſich's,
Es geht im Hauſe um.

Die Treppen auf und nieder,
Die Gänge hin und her,
So ſchlürft's und ſchlürft's allnächtig
Und ächzt und ſtöhnt ſo ſchwer.

Durchſtört die Korridore
Und ſeufzt vor jeder Tür',
Und brummend, wie's gekommen,
Verſchwindet's brummend ſchier.

Das iſt des Gaſthofs Hausknecht,
Wenn alles längſt zur Ruh',
Dann macht er ſeine Runde
Und ſammelt Stiefel und Schuh'.

Das Bequemſte.

Willſt du mit den Menſchen leben,
Lern' die Menſchen kennen;
Willſt du in die Luft dich heben,
Mußt du fliegen können!

Willſt du's mit den Fiſchen treiben,
Mußt du eben ſchwimmen,
Willſt du in der Höhe bleiben,
Mußt du tapfer klimmen!

Aber was du auch magſt treiben,
Schwimmen, klimmen, fliegen,
Unbequem wird's immer bleiben, —
Beſſer iſt das Kriechen!

Darum, willſt bequem genießen,
Denk' an deinen Rücken,
Dazu haſt du ja doch dieſen:
Lern' bei Zeit dich bücken!

Leichtſinn.

Geſtern war ich froh und heiter,
Kater hab' ich heute;
Abwärts geht die Stufenleiter,
Trübſal folgt der Freude.

Wie das „Morgen" ſich gebärde
Macht mir keine Sorgen,
Da ich's doch erfahren werde
Spät'ſtens übermorgen!

Die Fehde.

Herr Lothar Veit von Diemannshof
Und Arnulf von der Heide,
Die waren in grimmiger Fehde entbrannt,
Denn Rittersleut' waren sie Beide.

Drum ritten sie mit Schild und Schwert
Und mit der langen Lanze,
Die beiden Ritter, ehrenwert,
Zum blutigen Waffentanze.

Hei, fallen die Hiebe da hagelbicht!
Hei, schnauben die Rosse, die wilden!
Es stumpft sich das Schwert und die Lanze sie bricht
Am Körper, dem eisenumhüllten!

Als schartig das Schwert und zerhauen der Schild
Und die Lanze, die starke, zerbrochen,
Sprach Arnulf: „Ich sehe nicht ein, warum
Wir uns schließlich gefährden die Knochen!"

Entgegnet Veit Lothar von Diemannshof:
„Auch ich hätte Lust zu verschnaufen!
Ich dächte, wir reiten ins Dorf hinein,
Um dort unsern Zorn zu versaufen!"

Da schwelgten sie nun drei Tage lang
Mit all ihren Mannen und Knappen
Und was der Beiden Zorn verschlang,
Das mußten die Bauern berappen!

So war es dereinst und es ist auch noch heut'
Just grade so, will mir fast scheinen:
Es brechen die Großen vom Zaune den Streit
Und die Zeche bezahlen die Kleinen!

Der Kampf der Geſchlechter.

Der Zwieſpalt zwiſchen Mann und Weib
Iſt ungeheuer läſtig,
Denn die Geſundheit greift er an,
Macht müde und gebreſtig.

Vernimm drum was der Weiſe ſpricht:
Behüte dich vorm Weibe!
Den Engel hat es im Geſicht,
Den Teufel hat's im Leibe!

Ein rätſelhafter Schöpfungsplan
Läßt beide ſtets ſich ſuchen;
Blieb jeder Teil für ſich, alsdann,
Dann wär's der reine Kuchen!

Das Huhn, es legt auch ohne Hahn
Ganz ruhig ſeine Eier,
Das Weib jedoch will einen Mann
Und hieß er auch nur Maier!

Allerlei Sprüchlein.

Bücken macht groß! Nämlich den Andern!

*

„Groß und klein!" Was will's beſagen? Was iſt eine Ewigkeit?
Unſern eignen Maßſtab tragen wir in alles jederzeit!

*

Hoch über Pabſt und Kaiſer thront ſiegreich der Humor:
Wer ihn hat, iſt ein Weiſer und wär' er ſelbſt ein Tor!

Johanna Gwinner

Arnold Böcklins Grab.

(Zu ſeiner Totenfeier.)

Nun biſt du eingegangen zu den Toten,
Der du die letzte Wohnſtatt uns im Bild
Mit Meiſterhand in tiefem Ernſt geboten,
Nicht grauenvoll, nein ſtill, erhaben, mild.

Taucht auf, Cypreſſen, aus dem weiten Meere!
Nehmt auf den Meiſter in den dunklen Schoß!
Das Felſengrab eröffnet ihm, das hehre!
Der euch erſchuf, ihn traf das dunkle Los.

Und Ruhe rauſcht das Meer, das allgewalt'ge
Her um dein Grab, der Kleines du verſchmäht:
Dein Ruhm war nicht der flücht'ge noch der bald'ge;

Hoch ragt er unvergänglich ob der Menge,
Wie deine freie Kunſt, ein Vorbild, ſteht
Voll Farbenglut in grauer Alltagsenge.

Mit Dir.

(An einen Heimgegangenen.)

Ich fühle deines Geiſtes Wehen,
Ich ahne ſchon, von fern, dein Licht;
Doch, ohne dich, kann ich nicht gehen,
Den Himmel ſelbſt ertrüg' ich nicht.

Willſt du, daß ich ſoll auferſtehn,
Gieb Zeichen, die mich zu dir tragen;
Kein Leiderinnern laß beſtehn,
Und lehr' den Himmel mich ertragen!

Erhabner, du machſt Alles neu;
Nur Eine, die ſich dir geweiht,
Verwandle nicht — es iſt die Treu':
Sie ſei mein Auferſtehungskleid.

Polyhymnia.

Ihr wird der Preis, der höchſten aller Künſte,
Muſik, der himmliſchen; denn ſie beſteht,
Wenn irdiſch Weſen flieht wie Traumgeſpinnſte
Und ſchwindet, wenn einſt Raum und Zeit vergeht.

Dein wird der Preis! Du fliehſt zum Paradieſe
Und lebeſt fort, mit wahrer Lieb' verbunden,
Mit ihr, für die die Sprache du gefunden,
Damit am reinſten ſie den Höchſten prieſe.

Entfeſſelſt du hienieden auch Dämonen,
Die Leidenſchaften tief im Seelengrunde,
Dort werden ſie in Lieb' verwandelt wohnen.

Lebt doch ſchon hier der ew'ge Kern in dir:
Die Seel', von deren Daſein du giebſt Kunde,
Die uns erleuchtet einſt, was dunkel hier.

Till E. Hafgren

Erntelied.

Risch rasch
resch rasch —
Breiten Schritts, gebeugt den Rücken
schwingend sie die Sensen zücken
in der nervig-braunen Faust.
Hochgewachsne, hagre Leiber,
zäh die Männer, herb die Weiber —
heissa! wie die Sense saust!

Resch rasch
risch rasch —
Hier ein Klirren, dort ein Klappern,
schwere Holzpantoffeln schlappern,
Sensen blinken hell.
Sonnenflecken, Wolkenschatten
huschen über grüne Matten,
Tümpel glitzern grell.

Ricke recke
ricke recke —
Hurtig sie die Sensen schleifen.
In den schweren, goldgelb-reifen
Aehren rauscht der Wind.
Drüben an dem Wassergraben
Spatzenvolk und ein paar Raben —
ferne blökt ein Rind.

Recke, recke
hoch und strecke
dich zu ganzer Menschenhöhe;
in dem frischen Treiben sehe
Daseinsurgebot!
So dich selbst im All begreife. —
Hat das Korn zum Brot die Reife,
kommt der Schnitter Tod.

Nachtstück.

Es war sehr spät, als endlich auf wir brachen.
Du schwebtest leicht dahin durch blaue Wolken
von Rauch, durch den die grellen Lichter stachen
des Restaurants. Wir traten auf die Straße.
Ein feiner Regen rieselte herab,
und leichtes Frösteln lief mir durch die Glieder.
„Heut' Abend war's doch nett" . . . „gut' Nacht"! . . . ich fasse
den Hut — die Freunde ziehen lärmend ab.
„Adieu" . . . „schlaft wohl" . . . „wir sehn uns morgen wieder"! . .
hier einen Händedruck — ein Nicken dort —
ein leises Lachen — ein verwehtes Wort,
vom Nachtwind rasch entführt — und schon
wird's stille. Unser Wagen rollt davon.

Du lehnest in der dunklen Wageneck.
Ich neben dir. Der Gaslaternen
fahlgelbe Lichter tauchen auf, verschwinden,
dann wieder Dunkel . . .
Ich wecke
mich selbst aus Träumen, die aus weiten Fernen
mich überkamen — und die Worte finden
sich leidlich zu gewohnten Phrasen.
Eintönig rollt der Wagen durch die Straßen.
Wir schweigen beide.
. . . Und da kommt es leise,
zauberhaft, wie eine ferne Weise,
kommt auf weichen, großen, dunklen Schwingen,
will uns ganz mit seiner Kraft durchdringen!

Deine Lippen hatte ich gefunden,
meine Seele flutet' in der deinen,
deine Seele brannte in der meinen —
weithin waren Zeit und Raum entſchwunden . . .
In der Ferne brauſte dumpf das Leben.
Doch wir ſteuerten mit ſtarken Winden
auf das Meer hinaus — ich ſah uns ſchweben
auf den Wogenkämmen, über Todesgründen,
um das lichte Eiland „Glück" zu finden . . .

Der Wagen hielt. Du riſſeſt raſch dich los.
Ein Händedruck, ein flücht'ger Kuß — ich war allein
und um mich Dunkel . . .
Doch in mir!
da ſtrahlte eine Welt im Sonnenſchein,
und jubelnd ſtieg aus ihrem jungen Schoß
der Frühling auf — und hell erklang
ſein dionyſiſcher Geſang:
Das hohe Lied der Liebe.

Zarathuſtra.

(Friedrich Nietzſche.)

Im Weltendunkel wurd' ein Stern geboren,
Hell war ſein Strahl;
Er glühte, in ſich ſelbſt verloren,
Ein heil'ger Gral.

Der Stern erloſch. Doch ſeine Strahlengarben
Durchziehn den Raum,
Durchglühn die Weltennacht mit tauſend Farben —
Ewigkeitstraum!

I. Hanau

Sehnſucht.

Iſt's auch öder Winter draußen,
Unſrer Liebe Zaubermacht
Schmückt ihn jeden Tag aufs Neue
Mit des Frühlings Pracht!

Als am Fenſter Eiſesblumen
Blühten, fand ich meine Braut;
Wenn die Märzenveilchen ſprießen,
Werden wir getraut!

Tage des Glückes.

Ein Ineinanderleben zweier Herzen
Und zweier Seelen inniges Verweben
Das iſt der Liebe ſchöpferiſches Glück, —
Denn mit der Liebe erſt beginnt das Leben!

Vorahnung.

Leiſ' durch den Garten kam der Abendwind.
Ich hüllte in die Decken dich, die warmen,
Und trug dich ſanft, mein armes, blaſſes Kind,
Hinauf die Stufen mit getreuen Armen.

Dort oben macht' ich eine kurze Raſt.
Die Sonne ſank, der Abendröte Gluten
Umſpielten mich und meine ſüße Laſt
Mit einem Schwall von goldnen Strahlenfluten.

Die Dämmrung kam; ich hielt dich hoch empor,
Indes mein Herz in ahnungsvollem Beben
Hinſandte zu des Himmels Flammentor
Ein heiß Gebet für dein geliebtes Leben.

Da zuckte, wie von höh'rer Macht geweckt,
Ein letzter greller Strahl um deine Wangen,
Wie wenn die Flamme nach dem Opfer leckt,
— Und zitternd hielt ich feſter dich umfangen! —

Trennung im Herbſt.

Ein dichter Nebelſchleier wallt hernieder,
Daß ich den Wald, den nahen Fels nicht ſeh'.
Vom Himmel rieſeln leiſe Regenlieder,
Vom Herzen rieſelt mir's wie Sehnſuchtsweh.

Wie klein iſt jetzt die Welt, wie eng umſchloſſen,
Zum Zimmer bringt der Nebel ſchon herein;
Ich ſchließ' das Fenſter, mürriſch und verdroſſen:
Die Erde ſtirbt, bald wird es Winter ſein!

Erſt wenn ich wieder dich im Arme halte,
Wird mir's ſo warm, ſo ſelig im Gemüt,
Als ob dem Herbſt der Winter nicht, der kalte,
Als ob ihm folg' ein Lenz, der ewig blüht!

Anna Hill

Meim Liebche ſei erſte Weihnachte.

E wahr Begewenheit.

Es warn der des damals die erſte Weihnachte geweſe, an denne mer unſerm Erſtgeborene de Chrisbaum anſtecke wollte. Des Feſt erſchien uns dazumal in em ganz annern Licht, wie friher. Ich glaub, ſelbſt wie mer noch kleine Kinnercher warn, vor die ja eichentlich die Weihnachte eigens gemacht werde ſin, hawwe mer alle Zwei, mei Mann un ich, kei halb ſo groß Vergnige un kei vertel ſo groß Sehnſucht nach dem heilige Awend emfinne könne, wie diesmal.

Allerdings war's ja ääch im Jahr vorher ſchont am Beſcheerawend recht gemiethlich in unſerer, noch nach Ehlfarb duftende, funkelnagelneue Häuslichkeit zugegange. Mer hatte uns vorher erſcht beinah e halw Jahr in der Welt erum getriwwe, un emfande nu den Zauwer vom heimiſche Herd doppelt reizvoll. Zumal, als ſich an beſagtem heimiſchen Herd des Chriskinche unnerm Dannebaum recht verſchwenderiſch niddergelaſſe hat, un ſowohl aus dene unvermeidliche Schlummerrolle un Cigarrndaſche, mit dene junge Weiwercher zumeiſt ihr Männer uff die erſte Weihnachte beglicke, als auch aus e Paar nette rote Saffian-Etuierſcher mit dem Stempel von der Firma „Schürmann" drinn, freundlichſt erausgriefe dhat. O ja, ſcheen is es da auch bei uns geweſe, — awer die Hauptſach hat ewe zor ſelwigte Zeit noch gefehlt un des warn: e Paar runde verwunnerte Kinneräägе, in dene ſich die Lichtercher ſpiegele, un e Paar dicke Kinnerfäuſtercher mit ſammt de Quellwerſchtärmcher dran, die ſich dem Dannebaum verlangend entgegeſtrecke.

Awer dies Jahr, da warn ſe vorhanne. Unſer Carlche, des goldig Oos, mit ſeine dunkle Aeäge un blonde Löckelcher, der jetzt bereits ſchon ſiwwe Monat alt war, der ſollt uns derzu verhelfe, daß diesmal die Weihnachte wunſchlos un in der Manier, von der man ſegt: „Wunnerſcheen is Dreck dergege —" genoſſe werde konnte.

In unserm Glicksdusel hatte mer awer eins vergesse un des war der Held vom Fest, unser Carlche selbst. Wie schon gesagt, war die klein Krawallschachtel nämlich ersht siwwe Monat alt, un wenn seine geistige Fähigkeite dem Elternpaar auch bereits schont ganz bedeutende zu sein schiene, un die fortschreitende Intelligenz des Erstgeborne sie alle Dag in e hochgradig Verbliffung versetze dhat, so war in Wirklichkeit er eigentlich doch nix weiter, als e klei dumm Kerlche, wie alle Kinner in dem Alter, des dick un rosig uff seiner Amm ihrm Arm saß, sei Däumche lutschte un uff Kommando von ewe dere Amm des „Trotzkeppche" schlage odder zeige konnt, wie groß als es schont wär. Madamm Mai, so hieß die Nahrung spendende Erzieherin vom Carlche, war auch dorchaus kää von dene, die als die Besitzerin von derjenige Klugheit gelte konnt, von der behaupt werd, daß se mit der Muttermilch eingesoge werde könnt. Im Gegedhäl!!! Trotzdem awer war se e Faustnatur; auch in ihr hawwe zwei Seele gewohnt, un zwar war die ei dervon die von ehre unverfälschte Fuldern, — die anner awer muß friher emal unbedingt em Rhinoceros angeheert hawwe. Beide zusamme jedoch gawe e Mischung, die oft heilloſe Werkunge anstelle konnt. Als se zu uns kam, hatt se net viel mehr uff dem Kerper gehabt, als en bunt gewerfelte Filzrock un en gesprenkelte Kattunjoppel. Bekannte von mir ließe sich's angelege sein, dere arme Husch e paar abgelegte Sache zu schenke, damit se außer ihre zwei Druckkleider, die ich ihr als Ammetracht gab, im Haus noch e bissi was anzuziehe hätt. Awer was geschah? Die Madamm Mai trug Alles hibsch in's Pandhaus, un nor en ahle dürkische Schlafrock mit annersfarwige Aermel, den behielt se, weil er die zottelige Quaste an dem Danaergeschenk so gut gefiele. Um ihrer Milch un somit meim Bub nit zu schadde, durft ich den phandastische Anzug net emal verbiete, sonnern mußt die abgelegt Terkin ruhig im Haus erum stolwern lasse. Mit der Madamm Mai hatt ich iwerhaupt mei Last. Ihr Mann awer, der en sehr anständiger Viehtreiwer war, der stann mer immer bei un ihm war's zu danke, daß se mer nit häämlich eines scheenes Dags uff un dervon is. Sie hat nämlich in ihrer Faustnatur auch ebbes sehr Unruhvolles gehabt un den Wechsel iwer Alles geliebt.

Dazumal war's noch erlaubt, daß Mittwochs un Samsdags des Vieh von auswärts iwwer die Bockenheimerlandstraß nach dem Schlachthaus getriwwe werde durft, un da mir zu jener

Zeti in der nobeligte Gegend gewohnt hawwe, hab ich immer am Fenſter gelauert, bis der Herr Mai mit ſeine Kih odder Ochſe voriwer kam. Wuppdich! hatt ich dann den Hut uff un war drunne bei em. Es is mehr wie äämal vorkomme, daß ich, fein geputzt, newe dem Herr Mai, der bei ſolche Gelegenheite immer en blaue Kittel un thranige Stiwwel trug, hinner e Paar Ochſe odder Kih hergezoge bin un in der Hitze des Geſprächs mitte in die Stadt enei gerieth, was dann for e gewiß Sort von bösartige Menſche immer e heillos Gaudi geweſe is. No, die merkwerdige Spaziergäng hatte wenigſtens des Gute, daß der Herr Mai beim nächſte Beſuch ſeiner Frää de Kopp zurecht ſetze dhat un ſie for e Zeit lang widder manierlich un zufridde war.

Grad als es uff Weihnachte zuging, war des auch widder der Fall, un ſo konnt ich denn bei dem herrſchende Friede bequem mei Vorbereitunge zum Feſt beginne.

Aus meim Nähkorb hawwe Böppercher ihr nackigte Beinercher zum Himmel enauf geſtreckt un mit em wahre Hölleeifer macht ich mich dran, dene ihr Blöſe zu decke. Wenn mei Carlche zu mer in die Stubb getrage wurd, warf ich ſchnell mei Scherzi iwwer die Boppe, damit er ja net ſehe ſollt, was ich mach, un als ich am Dag zu oft durch ihn geſteert ward, nahm ich die Nacht derzu, um fertig zu wern. Dann macht ich mich dran, eigenhändig e unzerreißbar Bilderbuch zu klewe. Zu zerreiße war's werklich nit, awer mer hawwe's ſpäter emal im Carlche ſeiner Badbütt vorgefunne un dort hat's, total verwäächt, e unrihmlich End genomme.

Wie beſagte „Handarweite" fertig warn, ging's in die Spielſachelädc, zum Albert, zum Behle un zu meiner gute Frau Söhlke. E Feſtung, e Schaukelferd, e Spieldos un e Laterna magika, — des warn einſtweile mei Einkäuf; des weitere ſollt mein Mann, der auch ſei häämliche Anſchaffungsfreude hawwe wollt, beſorje. Alle Awend kam er mit Päckercher heim, die er mit em gewiſſe miſteriöſe Schmunzele in ſein Pult ſchloß. Mer hatte verabredt, daß mer uns erſt beim Chrisbaumbutze die Herrlichkeite zeige wollte, die mer for unſern Sohn zuſamme getrage hatte.

„Mutterche", ſo hieß mich mei Mann, ſeit dem des Carlche uff der Welt war, „Mutterche, du mächſt den Anfang. Ich bin neugierig zu gucke, mit was Mutterlieb ihr Biebche beglicke wird. Da kann der Vadder mit ſeim ſtrenge Sinn for's Praktiſche gewiß nit mit. Awer des ſchadt nix! — Der Bub

soll sich bei Zeite schon for ernste Sache interessirn lerne, un nit alleins nor an Spielzeug un Lumberei Spaß hawwe. Mer muß frihzeitig den Ernst bei seine Kinner zu wecke suche, — dafor laß du mich nor sorje." — —

Gesorgt hat er dafor, un des geheerig!

Was der da aus dene häämliche Baqueterher eraus kam, hat der samst un sonners e ganz merkwerdig Aussehe gehabt, wenn mer nämlich bedenke dhat, daß es Geschenke for en Bub von siwwe Monat sei sollte. Da war e Brachtausgab von Brehms Dhierlewe; ferner e Phodografier- un e Druckmaschin, en Zauwerkaste, e Geduldspiel un — e Paar Schlittschuh! — —

Offe gestanne, wie ich der die hechst „praktische" Geschenke so vor mer ausgebreit sah, hätt ich der beinah vor Lache laut uffgekrische, awer ich wollt mein gute Mann nit kränke, un so fand ich denn alles wunnerschee, auch die Anweisung uff en Gummiregemantel, den er wege Unkenntnis vom Carlche seim Maaß nit selbst kaufe konnt, un mir Zwei freute uns wie besesse uff den Moment, wo unser Biebche Besitz von Allem ergreife sollt.

Endlich warn mer so weit.

Die Lichter am Bäumche warn aagesteckt, im Haus roch's nach Danneduft un frischem Anisgebackes un von drauße her klang des Glockegeläut zu uns erei. In meim Herz awer, da war e Stimm, die mir immer zurief: „Ehre sei Gott in der Höh', Friede uff Erde un de Mensche e Wohlgefalle!" Weiß Gottche, ich glaub, noch nie im Lewe is mer's so feierlich zu Muth gewese, wie dazumal.

Mei Carlche uff dem Arm, mein Mann an der Seit, so betrate mer alle drei die Bescheerstubb.

„Guck emal, Carlche, was der des Chriskinnche Alles gebracht hat, — gefällt's unserm Mäusi" — kam's mit ere wahre Fletestimm von meine Lippe, — „seh der emal den Schokkelgaul an, — was der for en lange Schwanz hat — un da die Soldate, — awer nei, Carlche, die derfst de nit in de Mund nemme, die sin ja zum Spiele." —

Während ich mer so alle Mih gab, dem Kind sei Schätze zu erklärn, stand mei Mann dernewe un ließ in seim Zauwerapparat alle Kinste springe. Awer auch er hat grad so wenig Erfolg gehatt, wie ich, un ganz verzweifelt un verdutzt guckte mer uns schließlich an.

„Na," — brach mei Mann endlich los, als des Biebche awer auch nit e Mien verzog, sonnern unverwandt nor nach de bunte Lichtercher am Baum gucke dhat, — „des muß ich awer sage, e so e Undankbarkeit!"

„Er versteht's noch nit," — wagt ich entschuldigend zu sage, — „er es noch zu klein."

„Ach was, dumm is er, dumm un eifällig!" — dhat awer da mei Mann wettern. „Ei so e Sort Kind is mer ja noch gar nit vorkomme. Awer soviel wääß ich, von mir un meiner Familie stammt die Dummheit nit, — mir hatte all helle Kepp!"

Nu ging's awer los. Die vorausgegangene Uffregung un nu die Endäuschung, zu der noch die beleidigende Redensarte von meim Mann kame, brachte mich ganz aus dem Häusi.

„Ja, dei Gescheidtheit!" sagt ich spitz, „die hat mer ja an deine Einkäuf deutlich genug gemerkt. Zum Beispiel hier die Schlittschuh for e Kind von siwwe Monat. Mer määnt du wärst gepickt!" — —

„Määnst de vielleicht, dei Festung wär e geistvoller Geschenk?" schrie mei Mann, un nu beganne mer uns gegeseitig unser mit so viel Lust un Lieb eingekääfte Geschenke vorzuwerfe un se schlecht zu mache nach Note.

Unserm Carlche awer, des seither ganz still uff meim Arm gesesse hat, muß des laute Gezank un Erumgefuchtel nit behagt hawe, denn uff äämal fing er an zu kreische un zu plärre, wie ich's noch nie von em geheert hab. — Des war awer e Glick, denn wenn zwää ihr Uffmerksamkeit em Dritte schenke misse, kenne se nit weiter mitnanner schimpfe. Zudem kam auch noch die Madamm Mai in ihrm derkische Schlafrock in's Zimmer e rei gerast un wollt wisse, was mer ihrm Biebche gedhan hätt, weil's so kreische dhät. No, sie bracht en bald widder zor Ruh un auch mir Zwei, mei Mann un ich, guckte uns ganz beschämt aa un wußte kää Bibswertche mehr zu sage. Daderfor nahm awer die Madamm Mai des Wort un ich muß gestehe, daß ich voll Reu dran denke dhat, wie ich die gut Frää immer for so dumm gehalte hat, während se doch ewe bewies, wie viel kliger se war, als mei Mann un ich.

„Gell Callche" — dhat se nemmlich sage, „all die scheene Sache da, die der dei Eltern kääft hawwe, die wern der schon emal Freud mache, wann de erscht e paar Jährcher älter bist. For jetzt awer — guckste, da dhut's noch des hier, des hat der dei Dete kääft un des baßt for dich." Un da derbei

zog se e lumbig hölzern Schnarr aus dem Sack, e Schnarr, wie mer se uff dem Chriskindchesmarkt for zehe Pfennig kaufe dhut.

Was awer bassirt? Mei Carlche dhat mit seine zwei dicke Händelcher nach dere Schnarr dappe un dhat der zu ihrm Gequietsch lache, so silwern un so goldig, daß meim Mann un mir vor lauder Glickseligkeit die Freudethräne de Backe enunner geborzelt sin. Un wenn mer ääch vorher einfällig genug gewese warn, uns ebbes ganz anneres vom erschte Weihnachts-Eindruck bei unserm Carlche vorzustelle, so froh un seelig wie dazumal warn mer doch noch nie gewese.

Auch unser Chriskinnercher warn nit umsonst angeschafft worde, denn mit ihrer Hilf konnte mer uns nu die scheenste Zukunftsbilder vormale, wie Alles emal werde dhät, wenn unser Sohn ersht so weit wär, um mit Lust un Verstan Besitz von seine Herrlichkeite zu ergreife. Sei Kindheit, die Schulzeit, die ganz glickselig Zukunft lag dort vor uns ausgebreit un die knisternde Dannezweig mit ihre flimmernde Lichtercher wowe ihrn stille Zauwer um unsern beseeligende Traum. Mitte enei awer klang des Lache un Juchze von unserm Biebche, so hell un froh, als ob des bausbackig Wachs-Engelche owe am Chrisbaum in hechst eigner Person aus seiner goldene Blechdrombet eraus em des Signal zugeschmettert hätt:

„Frehliche Weihnachte!"

Carl Hill

„Anſichtskarten.“

Er handelt mit Anſichtskarten;
Das flutet vorüber, trotz Schnee und Eis,
Doch Niemand hört bitten den Alten, leis:
„Anſichtskarten!“

„Hui, hui,“ wie bläſt der Nord mit Gewalt —
Der Alte ſchauert zuſammen;
„Weiß Gott, an der Loire war's nicht ſo kalt;
Doch damals war jung ich und heut' bin ich alt! —
Anſichtskarten!“

„Was plagſt du und marterſt mich, armes Hirn?
Was teuer mir war, iſt begraben.“
Doch halt, — und er runzelt finſter die Stirn,
Er denkt an die Tochter, die — Straßendirn' —
Anſichtskarten!

Es leuchten die Augen in buſchigen Brau'n,
Er denkt an die ruhmreichen Kriege;
„Das war ein Schlachten bei Amiens, traun,
Da hab ich den Hauptmann herausgehaun! —
Anſichtskarten!“

Am Arm eines Freundes huſcht lachend, geſchwind
Hinauf eine Halbweltdame;
„Das war ſie, Mariechen, mein letztes Kind!
Wie wird mir? Es iſt der kalte Wind.“
Anſichtskarten!

Was heult der eiſige Nord ſo bang!
Die Menſchenflut hat ſich verlaufen, — —
Stumm liegt der Alte am Treppenaufgang,
Und um ihn zerſtreut, die Straße entlang —
Anſichtskarten. — — —

Die Forelle.

Es lebt' an der Stromesſchnelle
Ein alter, bemooſter Hecht,
Der hat gegen eine Forelle
Sich dreiſt zu werden erfrecht.

Er ſprach: „Du kleine Kanaille,
Komm' mit und ſei kein Tor!"
Dann — faßt' er ſie um die Taille,
Und — flüſtert' ihr was in's Ohr.

Da ſchrie die kleine Forelle
Und bebte vor Aerger und Wut:
„Geh weiter, du dreiſter Geſelle,
Ich habe kaltes Blut.

Bei Karpfen, Schleien und Stichlein,
Da liebe nur immerzu!
Ich bin ein anſtändig Fiſchlein,
Drum laß mich gefälligſt in Ruh!" —

Da packte den Sünder die Reue,
Er verließ der Forellen Chor,
Und — ſchwamm zu Karpfen und Schleie,
Dort liebte er — wie zuvor!

Der deutſche Vogel.

War ein Zanken und Geſchrei
In der Vögel Kreiſe,
Wer der „Deutſche Vogel“ ſei?
Jeder bracht' Beweiſe.

„Deutſch klingt meiner Lieder Schall
Zu des Lenzes Blüten,
Deutſch bin ich, Frau Nachtigall,
Stamm' ich auch vom Süden.“

Krächzt der ſchwarze Rabe dumpf:
„Hört auf meine Lehre,
Iſt in Deutſchland „Schwarz“ nicht Trumpf?
Gebet mir die Ehre!“

„Mir gebührt der Preis, fürwahr:
„Deutſch zu allen Zeiten!“
Trotzig ſprach's der deutſche Aar,
„Wer wagt's zu beſtreiten?“

Würdevoll ein alter Storch
Sprach: „So ſeid zufrieden,
Warum Streitigkeit und Sorg',
Da die Frag' entſchieden:

Schwarz die Flügel, weiß die Weſt',
Rot die ſtolzen Beine,
Deutſch bin ich, von Storchenneſt,
Deutſch bin ich alleine!“

Otto Hörth

Die Rache des Jubilars.

Eine schnurrige Geschichte.

I.

Es ist etwas Schönes um ein fünfzigjähriges Jubiläum. Wenn man fünfzig Jahre verheiratet ist oder fünfzig Jahre in einer Schreibstube gearbeitet hat, so hat man wohl Ursache, vergnügt auszurufen: „Gott sei Dank, daß diese zwei mal Fünfundzwanzig vorüber sind!“ Und man lädt Verwandte und Freunde zu einem Festessen ein, zu dem sich keiner zweimal bitten läßt. Alles ist eitel Jubel und Vergnügen, und alle Zeitungen berichten lange Spalten darüber.

Böse Zungen behaupten zwar, die Freude der Festgenossen sei keine echte. Die Neffen und Nichten freuen sich höchstens darüber, daß sie der Erbschaft um einen bedeutenden Schritt näher gerückt sind, und die Untergebenen sind vergnügt, weil bald wieder eine Stelle über ihnen frei wird.

Da kommen sie nun aber und feiern auch das fünfundzwanzigjährige Jubiläum ihres Amtes und Berufes. Als ob das so etwas ganz Besonderes wäre! Jeder Mensch, der das Glück hat, vierzig Jahre alt zu werden, kann ein solches Jubiläum feiern; den Eintritt in die Schusterwerkstatt z. B., die erste Düte, die man gedreht, oder den ersten Klecks, den man auf gestempeltes Papier gemacht hat.

Und wenn diese Fünfundzwanziger-Jubilare doch ihr Fest nur für sich, im Kreise der Familie oder in stillem Gedenken am Schreibpult oder in der Werkstatt feiern wollten! Aber da soll es alle Welt wissen, und die Zeitungen sollen es Jedermann verkündigen, daß man fünfundzwanzig Jahre im Dienst gewesen ist. Wozu wären denn sonst die Zeitungen da?

Namentlich der Prinzipal soll es wissen. Es macht's ja nicht jeder Prinzipal wie der alte Amschel Rothschild. Zu

dem kam eines Morgens in sein Separat-Kontor einer seiner Angestellten im Festanzug und mit feierlicher Miene: „Was wolle Se, Herr Maier?" fragte Rothschild. — „Ich wollte Ihnen nur mitteilen, Herr Baron, daß es heute fünfundzwanzig Jahre sind, daß ich in Ihr Geschäft eingetreten bin," war die untertänigste und erwartungsvoll-lächelnde Antwort. „So," erwiderte der alte Amschel, „fünfundzwanzig Jahr'? So lang schon hab ich Geduld mit Ihne gehabt?" —

Und nun will ich eine Geschichte erzählen. Sie ist in einer mittelgroßen Stadt passiert, der wir den Namen Blitzburg geben wollen.

II.

Seit einiger Zeit waren in Blitzburg die fünfundzwanzigjährigen Jubiläen Mode geworden, ja sie bildeten sich zu einer Sucht, zu einem förmlichen Sport aus. Allmählich wagten sich sogar schon zwanzig-, fünfzehn-, endlich selbst zehnjährige Jubiläen an's Tageslicht.

Woher dies kam, das weiß man nicht genau. Die Wirksamkeit einer Ansteckung, die sich offenbar auf einen Jubiläums-Bazillus zurückführt, dürfte Einiges dazu beigetragen haben. Ebenso ist mit Grund anzunehmen, daß die Sucht nachhaltig gefördert wurde durch das Verhalten des Hauptorgans der öffentlichen Meinung in Blitzburg, des „Blitzburger Intelligenz-Blattes".

Der Redakteur dieses Blattes war ein sehr gefälliger, freundlicher und gewandter Herr. Berger war sein Name. Er war Mitglied in allen Vereinen der Stadt, war fast geborenes Mitglied aller Festausschüsse, ein ausgezeichneter Redner, Dichter, Sänger, Tänzer und Theaterkritiker. Er war in der ganzen Stadt bekannt und beliebt, und die feste Position, in der das „Blitzburger Intelligenz-Blatt" allen Konkurrenz-Unternehmungen gegenüber sich befand, war vorzugsweise auf seine Tätigkeit und liebenswürdige Persönlichkeit zurückzuführen. Das wußte auch sein Prinzipal, der Eigentümer, Verleger und Herausgeber des „Blitzburger Intelligenz-Blattes", Herr Hagenau, recht gut; er schätzte ihn darum sehr hoch und gab dieser Hochschätzung, zum nachahmenswerten Beispiele für andere Eigentümer, Herausgeber und Verleger von Tagesblättern, auch in den Berger'schen Gehaltsverhältnissen einen entsprechenden Ausdruck.

Da kam es nun häufig vor, daß auf der Redaktion dieser und jener Bekannte vorsprach; oder er nahm sich nicht einmal die Mühe, auf die Redaktion zu kommen, sondern er machte die Sache in der Pause zwischen zwei Akten im Theater, am Biertisch oder während der „Liederkranz"-Probe ab.

„Lieber Herr Berger," sagt er, „ich habe da einen guten Freund, der feiert am nächsten Sonntag das fünfundzwanzigjährige Jubiläum seines Eintritts in die freiwillige Feuerwehr. Er hat es mir zufällig und unabsichtlich verraten, sonst wüßte ich es nicht. Es wird ihm große Freude machen, wenn wir ihn durch ein Fest überraschen, noch größere aber, wenn auch die Oeffentlichkeit daran Teil nimmt. Diese möchten wir zunächst aufmerksam machen. Wollen Sie nicht so freundlich sein, eine entsprechende Notiz in Ihr Blatt aufzunehmen, und da Sie dergleichen am besten verstehen, wollen Sie nicht so gütig ein, die Notiz auch selbst abzufassen?"

Der freundliche Herr Berger sagt zu. Am nächsten Tage erscheint im „Blitzburger Intelligenz-Blatt" folgende Notiz:

„Wie wir erfahren, sind es am nächsten Sonntag fündundzwanzig Jahre, daß unser geschätzter Mitbürger Herr Wasserträger in die hiesige Feuerwehr eingetreten ist. Seine Kameraden und Freunde beabsichtigen diesen Tag in Gemeinschaft mit ihm festlich zu begehen. Wir sind überzeugt, daß die ganze Stadt freudigen Anteil nimmt an diesem seltenen Ereignisse."

Die Notiz wirkt; es gibt ein prächtiges Fest, der Jubilar vergießt Tränen der Freude, und seine Kameraden haben etliche Brände mehr zu löschen. Irren wir nicht, so hat Herr Berger auch die Rede verfaßt, die der Herr Kommandant dem Gefeierten hält, sowie den Festspruch, den ein weißgekleidetes Mädchen vorträgt; von ihm stammt auch der rührende Bericht über das Fest, der Tags darauf im „Blitzburger Intelligenz-Blatt" erscheint, und in welchem viel die Rede ist von der wohltätigen Macht des Feuers, wenn sie von einer Feuerwehr bezähmt und bewacht wird, sowie von der Sicherheit, mit der die Blitzburger schlafen können, da der Gefeierte zum Dank für seine Mitbürger sich entschlossen hat, wo möglich noch eifriger zu wachen als bisher und auch in Zukunft jeden Brand unnachsichtig zu löschen.

Ein paar Wochen darauf kommt der Feuerwehrmann Wasserträger zu Herrn Berger in ganz der nämlichen Angelegenheit. Sein Freund Himmelheber — es ist derselbe, der sich

um die Organisation des Feuerwehrmanns-Jubiläum so verdient gemacht hat — ist am nächsten Dienstag fünfundzwanzig Jahre Geschäftsteilhaber in der berühmten Goldleistenfabrik Neubauer & Cie., und seine Freunde wollen diesen Tag festlich mit ihm begehen. Eine kleine Notiz sei höchst erwünscht und würde dem Jubilar ganz besondere Freude machen.

Herr Berger macht die Notiz. Das Fest findet statt und alle Welt ist vergnügt. Herr Berger macht auch den Bericht. Es ist schade, daß das „Blitzburger Intelligenz-Blatt" nicht illustriert ist; sonst würde auch das wohlgetroffene Bildnis des Jubilars darin erscheinen.

So geht es weiter; die Jubilare werden immer zahlreicher. Schließlich kommen auch solche Bittsteller, welche die Andeutung fallen lassen, der Jubilar, der da und da im Geschäfte sei, könne eine Sammlung von Jubiläumsgeschenken, namentlich solche in klingender Münze und ähnlichen kunstgewerblichen Arbeiten, recht gut brauchen; seine Prinzipale seien rechte Knicker, denen man durch eine Notiz in der Zeitung einen gelinden Zwang antun müsse; wenn sie sein Gehalt auch nicht dauernd aufbessern, so müssen sie dem Jubilar Schanden halber doch ein ansehnliches Geldgeschenk zukommen lassen.

Herr Berger macht auch diese Notiz. Er macht ferner den Bericht über das Fest, und wenn auch die Herren Prinzipale sich ärgern über die Summe, die sie so unvorhergesehen ausgeben müssen, so freuen sie sich doch darüber, daß jetzt alle Welt in der Zeitung von ihrer Uneigennützigkeit und Hochherzigkeit liest. Ihre Freigebigkeit und ihr gutes Herz ist da so lebhaft geschildert, daß sie schließlich selbst daran glauben.

Am Ende erscheint keine Nummer des „Blitzburger Intelligenz-Blattes", ohne daß die Ankündigung eines Jubiläums oder der Bericht über ein solches darin steht.

III.

So sind Jahre vergangen, und allmählich nahte die Zeit, wo auch Herr Berger sein Jubiläum feiern sollte. Fünfundzwanzig Jahre waren es in der Tat, daß Herr Berger zur Freude der Stadt und zum Nutzen seines Prinzipals das „Blitzburger Intelligenz-Blattes" redigierte. Er selbst hätte zwar diesen wichtigen Abschnitt seines Lebens gewiß vergessen, aber seine Gattin, welche die Jahre bei Andern um so zuverlässiger zählen konnte, je weniger sie dies bei sich selbst vermochte, sorgte schon

dafür, daß er das wichtige Ereignis nicht übersah. Er hatte sich bereits an den Gedanken gewöhnt, daß er jetzt nun selbst Jubiläum zu feiern hätte, nachdem er es so vielen Andern hatte feiern helfen, und die beiden Leutchen besprachen das Fest schon bis in alle Einzelheiten hinein. Es war ja notwendig, daß sie sich etwas vorbereiteten.

Frau Berger sagte: „Die Vorstände Deiner zwölf Vereine werden jedenfalls alle zum Gratulieren kommen. Die müssen wir alle zum Frühstück dabehalten. Wir brauchen dazu ein neues Wein-Service, und zwar muß es aus Musselin-Glas sein, denn beim letzten Kaffee-Kränzchen hat die Frau „Liederkranz"-Präsidentin triumphierend erzählt, ihr Mann habe ihr ein Musselin-Service gekauft und von der will ich mich nicht in Schatten stellen lassen."

Herr Berger versprach, es ebenso zu machen, wie der „Liederkranz"-Präsident.

„Neue Vorhänge müssen wir auch haben," fuhr Frau Berger fort. „Es müssen Crême-Vorhänge sein, mit gehäkelten Zwischensätzen, wie die Frau Gerichtspräsidentin und die Frau Postdirektorin sie haben. Wenn wir etwas Neues anschaffen, kann es nichts Schlechteres sein, als die es haben." Frau Berger, sonst eine sehr höfliche Frau, pflegte eine Reihe der höchstgestellten Damen, wenn sie von ihnen in der dritten Person sprach, nicht anders als „die" und „der" zu nennen.

Herr Berger versprach auch die neuen Vorhänge. „Ich habe bemerkt," sagte Frage Berger weiter, „daß Dein Frack zu schäbig ist. Du mußt Dir einen neuen kaufen; ebenso einen neuen Cylinder. Die Façon Deines jetzigen ist schon viel zu alt." Herr Berger wehrte sich gegen den neuen Frack und den neuen Cylinder, aber umsonst. Seine Frau ruhte nicht eher, als bis er ihrem Wunsche nachgegeben und beides zu seiner persönlichen Verschönerung und Modernisierung bestellt hatte.

Es war nun nicht mehr als selbstverständlich, daß er seiner Frau empfahl, sich ein neues Prachtkleid anzuschaffen; so selbstverständlich, daß Frau Berger durch diese Anempfehlung gar nicht überrascht war. Sie hatte vielmehr selbst schon daran gedacht; sie wußte bereits, daß das Kleid von violettem Atlas sein müßte und wußte sogar schon, welche Form und Farbe der neue Hut, der natürlich dazu gehört, haben müßte. Frau Berger wehrte sich zwar noch ein wenig gegen den definitiven Entschluß, aber Herr Berger war ein viel zu erfahrener Ehemann, als daß er diesen Widerstand nicht nach seinem wirklichen Werte

hätte taxieren sollen. Nach dieser Richtung war Alles in O
nung. Kinder hatten die Leute keine, also brauchten sie
diese um keine neue Toilette besorgt zu sein.

Dann kam Anderes an die Reihe. „Vormittags kom
die Gratulanten," sagte Frau Berger; „das Frühstück ist
uns, Abends ist Festtafel in der Harmonie mit darauffolgend
Ball; die Spitzen der Behörden und die ersten Bürger mit ih
Damen nehmen daran Teil."

„Ich bin nur neugierig," sagte Herr Berger, „wer
Festtoast auf mich hält und wer dem weißgekleideten Mädc
den Festspruch verfaßt." Es war dem Manne nicht zu
danken, daß er schon im Voraus seinen Ersatzmann kennen
lernen wünschte.

„Ich dagegen bin neugierig," erwiderte Frau Berger, „
für eine Jubiläumsgabe Dir Dein Prinzipal darbringen w
Er ist nicht gerade geizig, aber diesmal könnte er sich wohl
einer außerordentlichen Anstrengung aufraffen. Nur nichts
die Haushaltung! Da haben wir nichts nötig. Lieber e
bare Summe! Ich weiß schon, was wir damit anfangen würd
Ich möchte schon lange unser Eßzimmer altdeutsch eingeric
haben. Unsere Möbel sind viel zu altmodisch; die hat n
schon lange nicht mehr. Man hat sogar schon wieder wel
die neuer sind als die neuen."

Herr Berger war damit einverstanden. „Deine Verein
fuhr Frau Berger fort, „mögen Dir Gebrauchs- und Zier-Geg
stände schenken: Teppiche, Uhren, Vasen, Rauchtische, Bec
Bierkrüge und dergleichen. Was sich dazu eignet, stellen
dann auf unser neues altdeutsches Büffet. O das wird
herrlich machen!"

Herr Berger war auch damit einverstanden.

IV.

Der große Tag war gekommen. Herr Berger hatte la
mit sich gekämpft, ob er morgens auf die Redaktion gehen s
oder nicht. Er ging. Man sollte nicht sagen, daß er an ein
einzigen Tage, und wäre es auch sein höchstes Fest, seine Pfl
versäumt habe. Er konnte ja später, wenn die dringlichste Ar
erledigt war, wieder nach Hause gehen, sich umkleiden und
festlichen Ansturm erwarten.

Unter dem Torbogen des Geschäftslokals begegnete i
sein Prinzipal, der ihn wie gewöhnlich freundlich grüßte

nicht tat, als wenn er von irgend etwas wüßte. „Aha," dachte Herr Berger, „der will mich zu Hause überraschen! Für so zartsinnig hätte ich ihn doch nicht gehalten!"

In der Redaktionsstube sah es wie alle Tage aus; Pult, Sessel, Papierkorb, Bücher- und Zeitungsgestelle, sie alle schienen keine Ahnung davon zu haben, daß es ein Jubiläumstag war. Auch die Drucker, Setzer, Lehrbuben, selbst der Metteur-en-Pages nicht. Sie benahmen sich wie immer und ließen nicht das Geringste merken. „Eine solche Stille, Zurückhaltung und Verschwiegenheit ist mir noch bei keinem Jubiläum vorgekommen," dachte Herr Berger. „Vielleicht rührt dies davon her, daß ich jetzt zum ersten Mal selbst der Jubilar bin!"

Er beeilte seine Arbeit mehr wie sonst, dann gönnte er sich den Luxus einer Droschke und fuhr nach Haus. Seine Frau hatte sich schon in ihren Staat geworfen und prüfte mit einem letzten Blicke das Schlachtfeld: die Zimmer, die neuen Vorhänge, den gedeckten Frühstückstisch, das neue Musselin-Service, das Dienstmädchen, die Köchin und eine Aufwärterin in frischweißem Aufputze. Es war Alles in Ordnung; Haus Berger durfte sich sehen lassen.

Jetzt warf sich auch Herr Berger in den Staat. Dann gesellte er sich zu seiner Frau und prüfte auch seinerseits, ob Alles in Ordnung sei. Es fehlte nichts. Dann warteten beide. Es dauerte eine halbe Ewigkeit, und es wollte immer noch niemand kommen. Es schlug zwölf Uhr, dann halb ein Uhr, endlich ein Uhr. Da dämmerte in beiden eine Ahnung auf, die rasch zur entsetzlichen Gewißheit wurde: Es kam überhaupt Niemand, es gab überhaupt keine Jubiläumsfeier.

Von ihrem Schrecken erholte sich zuerst Frau Berger. „Ja hast Du denn," fuhr sie ihren Mann an, „Niemandem eine Andeutung gemacht, daß heute Dein Jubiläum ist?"

„Keinem Menschen," antwortete Herr Berger zerknirscht.

„Und Du hast geglaubt, sie wüßten es alle von selber und kämen ohne weiteres Zutun?" fuhr sie wütend fort.

„Ich kann doch die Leute nicht auffordern, mir ein Jubiläum zu feiern?" entgegnete er mit einem gewissen Stolze.

„Und Du hast geglaubt," fuhr sie unerbittlich fort, „alle die Jubiläen, die Du hast feiern helfen, seien ganz ohne Zutun der Jubilare zustande gekommen?"

„Sie wartete seine Antwort nicht ab, sondern rauschte mit ihrem Seidenkleide hinaus und schlug die Türe hinter sich zu, daß das ganze Haus erbebte.

Herr Berger zog etwas langsamer nach einer andern Seite ab. Er warf sich wieder in sein Alltagsgewand und nahm dann den Weg zur Redaktion unter die Füße. In gewohnter Weise arbeitete er dort, als ob nichts vorgefallen wäre.

V.

Drei Tage nach diesem Ereignis, das eigentlich der betrübliche Mangel eines Ereignisses war, stand im „Blitzburger Intelligenz-Blatt" folgende Notiz zu lesen:

Wie wir vernehmen, wird nächstens unser hoch geschätzter Mitbürger, Herr Steiger, Türmer an Sankt Peter, das fünfundzwanzigjährige Jubiläum seines hohen Amtes feiern. Die zahlreichen Freunde und auch die Vorgesetzten unseres sehr werten Mitbürgers haben die Veranstaltung eines besonderen Festes bereits in die Hand genommen. Unsere ganze Stadt, die mit tiefer Verehrung zu dem Jubilar aufblickt, nimmt gewiß an dieser erhabenen Feier Teil.

In der nächsten Nummer des „Blitzburger Intelligenz-Blattes" war Folgendes zu lesen:

Wir erhalten die nachstehende Zuschrift: „Bekümmern Sie sich ein andermal um Ihre Angelegenheiten und nicht um die meinigen. Ich bin erst achtzehn Jahre Türmer, und auch, wenn ich es fünfundzwanzig wäre, würde es mir nicht einfallen, ein Fest zu feiern oder ein solches von Andern anzunehmen. Ich tue meine Pflicht und will nicht in den Zeitungen herumgeschmiert werden. Merken Sie sich's! Steiger, Türmer an Sankt Peter."

Daran hatte die Redaktion folgende Bemerkung gefügt:

Wir haben diese Zuschrift unverkürzt aufgenommen, um uns für den Irrtum zu strafen, den wir mit der Notiz, die uns von sonst vertrauenswerter Seite zukam, begangen haben. Wir haben uns nur erlaubt, sie schriftgemäß etwas zu glätten; an ihrem Sinn und an ihrer Ausdrucksweise haben wir nichts geändert.

Nach ein paar Tagen brachte das „Blitzburger Intelligenz-Blatt" folgende Notiz:

Es wird uns mitgeteilt, daß der im Dienste des hiesigen städtischen Kanal- und Kehricht-Amts stehende Ausräumer Herr Schmutzer demnächst den fünfundzwanzigsten Jahrestag seines Eintritts in seine Stellung feiern wird. Seine Kollegen und das städtische Kanal- und Kehricht-Amt sind bereits mit Vorbereitungen beschäftigt, den festlichen Tag würdig zu begehen. Wie wir vernehmen, soll u. A. dem Jubilar ein neuer Besen überreicht und sämtliche Kehrichtwagen in feierlichem Aufzuge durch die Straßen der Stadt geführt werden. Wir sind überzeugt, daß die ganze Stadt an diesem seltenen Feste den regsten Anteil nimmt.

Tags darauf enthielt das „Blitzburger Intelligenz-Blatt" folgende Erwiderung:

Die heutige Nummer 261 Ihres Blattes enthält die Mitteilung, daß der bei uns bedienstete Kanal- und Kehr-Arbeiter Schmutzer demnächst sein fünfundzwanzigjähriges Jubiläum feiern, und daß u. A. auch seine vorgesetzte Behörde sich mit den Vorbereitungen zu einer Feier dieses Tages beschäftige.

Wir haben diese Mitteilung amtlich dahin zu berichtigen, erstens daß der Fall eines Jubiläums garnicht vorliegt, indem der fragliche Arbeiter Schmutzer erst elf Jahre bei uns beschäftigt ist, und zweitens daß wir, auch wenn der Fall einmal eintreten sollte, uns keineswegs entschließen könnten, der immer mehr einreißenden Unsitte des Feierns fünfundzwanzigjähriger Jubiläen auch unsererseits zu huldigen, von der Beteiligung des unterzeichneten Amtes an einer solchen Feier also keine Rede sein kann.

Wir ersuchen Sie unter Berufung auf § 11 des Reichs-Preßgesetzes vom 20. Mai 1874 diese unsere Berichtigung in Ihrer nächsten Nummer in derselben Schrift und an derselben Stelle wie die berichtigte Notiz abzudrucken.

Das städtische Kanal- und Kehricht-Amt.
Unterschrift: (Unleserlich.)

Dazu fügte die Redaktion folgende Bemerkung:

Wir fühlen uns gedrungen, das Publikum um Entschuldigung zu bitten, daß wir nun schon zum zweiten Male eine falsche Jubiläums-Nachricht veröffentlicht haben. Zu unserer Entlastung möchten wir indessen anführen, daß es bei der Raschheit, mit der die Jubiläums-Nachrichten dem Publikum stets mitgeteilt werden sollen, der Redaktion nicht möglich ist, jedesmal vorher die wünschenswerten Erkundigungen einzuziehen. Wir werden indes unser Möglichstes tun, um derartigen Irrtümern für die Zukunft vorzubeugen.

Nach acht Tagen war im „Blitzburger Intelligenz-Blatt" Folgendes zu lesen:

Wie wir erfahren, wird demnächst im hiesigen Landeszuchthaus eine erhebende Feier stattfinden. Einer der Insassen desselben, Herr Beutelschneider, wird nämlich die fünfundzwanzigste Wiederkehr des Tages feiern, an welchem er wegen mehrerer schweren Verbrechen der Anstalt übergeben worden ist. Die Zuchthausdirektion wird, wie wir vernehmen, den seltenen Tag zur Veranlassung nehmen, dem Jubilar und auch seinen Mitsträflingen ein gemütliches Fest zu bereiten.

Tags darauf veröffentliche das „Blitzburger Intelligenz-Blatt" folgende „Amtliche Berichtigung":

Mit Bezug auf Ihre Notiz, betreffend das Jubiläum eines Sträflings, fordern wir Sie unter Berufung auf § 11 des Preßgesetzes auf, die Notiz dahin zu berichtigen, daß dieselbe von A bis Z erlogen ist.

Die königliche Zuchthaus-Direktion.
Unterschrift: (Unleserlich.)

Gleichzeitig mit dieser Berichtigung hatte der Redakteur des „Blitzburger Intelligenz-Blattes" ein vertrauliches Schreiben des ihm befreundeten Zuchthaus-Direktions-Sekretärs erhalten, worin ihm dieser mitteilte, der Herr Direktor sei über die Notiz so aufgebracht gewesen, daß er das Blatt wegen Beleidigung einer königlichen Behörde (§ 196 des Reichsstrafgesetzes) verklagen wollte; er, der Sektretär, habe ihn glücklich noch von dieser Idee abgebracht, wünsche aber nicht, seine Freundschaft noch einmal auf eine solche Probe gestellt zu sehen.

Es war daher der Redaktion des „Blitzburger Intelligenz-Blatt" nicht zu verdenken, wenn sie an die Berichtigung der königlichen Zuchthaus-Direktion die folgende Bemerkung knüpfte:

Es ist nun schon das dritte Mal, daß unser guter Glaube auf die schändlichste Weise mißbraucht wurde. Das ist um so unverantwortlicher, als der Redaktion, außer der Unannehmlichkeit, ihre Nachrichten widerrufen zu müssen, auch noch andere Nachteile daraus erwachsen können, denn es wird durch derartige Nachrichten nicht bloß das Publikum getäuscht, sondern auch die Ehre und das Ansehen von achtbaren Personen sowie von hochgeschätzten städtischen und Staatsbehörden in empfindlicher Weise verletzt. Da es uns nun aber durchaus unmöglich ist, die uns zugehenden Jubiläums-Nachrichten auf ihren wirklichen Wert zuverlässig zu prüfen, so wird das verehrte Publikum es wohl begreiflich finden und vielleicht auch, wie wir hoffen, uns seinen Beifall nicht versagen, wenn wir von nun ab über kein Jubiläum mehr, es sei, welches es wolle, eine Notiz veröffentlichen.

Dabei blieb es. Und nun, da der Reiz der Oeffentlichkeit verschwand, nahm auch die Jubiläumssucht wieder ab. Der Türmer, der Kanal- und Kehricht-Arbeiter sowie der Sträfling hatten dazu beigetragen, den Leuten das Jubiläumfeiern zu verleiden. Bald erhielt in Blitzburg kein fünfundzwanzigjähriger Jubilar mehr eine Feier.

Das war die Rache des Jubilars. Ob er gegen die fünfzigjährigen Jubiläen auch so streng ist, wissen wir nicht. Wir wollen ihm aber wünschen, daß wenigstens sein fünfzigjähriges Jubiläum nicht vergessen wird.

Julia-Virginia

Bin eine wilde, blonde Blume.

Bin eine wilde, blonde Blume
Und blühe verborgen im tieftiefen Tal —
Es welkt meines Mundes blutrote Blüte
Langsam dahin in lachender Qual.

Und hab doch so großen, unsäglichen Hunger
Nach flammender Höhe, nach Leben und Licht!
Soll ich denn ewig im Talgrunde darben?
Küßt niemals die Sonne mein junges Gesicht? —

Meine Wangen, die waren zwei Rosen rot.

Meine Wangen, die waren zwei Rosen rot,
Und sind jetzt so weiß . . so weiß . .
Die große Flamme ist kläglich verloht
In Nächten einsam und heiß.

Meine Wangen, die blühten in Schaffenslust
Und waren gar bald erblaßt. — —
Ersticke mit Küssen das Weh in der Brust,
Das mich so wild erfaßt!

Fatum.

Seit deines Geistes Adlerflügel
Mich trug in meiner Sehnsucht Land,
Seit jenes unlösbare Siegel
Dein heißer Mund mir aufgebrannt:
Bin ewig ich dein Eigentum! —
Ich, die zu herrschen nur begehrte,
Die fieberte vor Durst nach Ruhm,
Und die der Ehrgeiz fast verzehrte.

Es war wohl erſt nur Drang zum Lichte,
Der mich in deine Arme trieb,
Dieweil von deinem Angeſichte
Ein Leuchten an mir haften blieb.
Doch bebend wurd' ich bald gewahr:
Es war mein Schickſal, dich zu lieben.
Der Ew'ge ſelbſt ſchuf uns zum Paar . . .
So ſteht's im großen Buch geſchrieben.

An deiner Bruſt, in deinen Armen
Wär' ich zum Leben bald erwacht,
Wenn du mit göttlichem Erbarmen
Mich wachgeküßt aus dunkler Nacht;
Wenn du von deinem Ueberfluß
Mir Roſen ſorglich ausgebreitet,
Und — ſtützend meinen ſchwachen Fuß —
Zur lichten Höhe mich geleitet.

Und ich — ich hätte dich umſchmeichelt
Wie Frühlingswind den ſtarren Firn,
Mit Kinderhänden weggeſtreichelt
Die Runenſchrift auf deiner Stirn.
Ich hätte meine junge Kraft
Zum Opfer lächelnd dir gegeben,
All die verborgne Leidenſchaft
Zur höchſten Luſt, zum höchſten Leben!

Du nahmſt ſie nicht. — In grellem Scheine
Erblinkt ein Reif an deiner Hand.
Verraten kannſt du nicht die Eine,
Die liebend einſt dein Arm umwand. — —
So trieb's uns von einander fort,
Sieghaft die Satzung aber waltet.
Und meiner Knoſpen Fülle dorrt,
Eh' ſie zur Blüte ſich entfaltet!

Pan.

(Ein Mittſommertraum.)

Gewahrt ich ihn doch an des Bergwaldes Rand
In ſchwelender Mittagsglut ſengendem Brand,
Als ich — müde vom Streifzug durch Fluren und Felder,
Durch blumige Auen und ſchweigende Wälder —
Der laſſen Glieder ſchwellende Laſt
Auf ſchattige Moosbank gebettet zur Raſt.
Horch! Ueber mir plötzlich ein liebliches Flöten.
Es haftet mit freudig beſtürztem Erröten
Staunend mein Antlitz am heidniſchen Gotte,
Zur Ruhe gelagert vor kühlichter Grotte.
Und wirklich: da ſitzt er, der Große, Allwaltende,
Der hier in der Wildnis geheimnisvoll Schaltende,
Die Schäferſchalmei in nervigen Händen,
Mit rötlichem Luchsfell umgürtet die Lenden. —
Wie brünſtig er flötet! Wie ſchmachtend er tutet!
Von Liebe und Sehnſucht ſehrend durchglutet,
Während ſein Bocksfuß, hufig und nackt,
Zum klingenden Spiele ſchlägt emſig den Takt.
Es tönte die Weiſe ſo ſüß . . . ſo berauſchend . . .
Ich ſchlich mich herbei, dem Argloſen lauſchend.
Und mein irdiſches Ohr begierig verſchlang
Der lockenden Syrinx betörenden Klang!

Und ſieh! In der Runde, weit und breit,
Belebt ſich des Waldes Tiefeinſamkeit.
Es hüpfen und ſchlüpfen aus Klüften und Spalten
Der Waldwelt ſagenumwobne Geſtalten:
Der grünen Dryaden windleichte Scharen —
Feuchte Najaden mit ſchilfigen Haaren,
Verfolgt von Panisken, zottig-geſchwänzten,
Mit lüſternen Leibern, efeuumkränzten —
Faunsbübchen dazwiſchen, ruppige Törchen,
Die ſchäkernd ſich zauſen an ſpitzigen Oehrchen —

Silene — Satyre — mit ew'gem Gelüſte
Auf lieblicher Nymphen ſammetne Brüſte,
Mit derbem Geſcherze, mit ſchalkhaftem Spott — —
Und alle umtanzen den großen Gott
Bacchantiſch in immer wilderen Kreiſen.
Und ſüß und ſüßer ſchluchzen die Weiſen . . .
— — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — —

Aus wachendem Traume fahr' jählings ich auf
Und ſtarre verwundert ins Blaue hinauf;
Entflohen der Gott — entſchwunden der Spuk —
Verſunken der ganze geſpenſtiſche Trug,
Das lachende, tanzende Waldgelichter,
Die ſchneeigen Nymphen, die Satyrgeſichter.
Grau grinſt mich wieder die Alltagswelt an.
Und ich ſchleich' mich verwaiſt vom entzauberten Plan,
Lenk zögernd die Schritte hinunter zu Tal,
Zu den Menſchlein mit ihrer Philiſtermoral,
Mit ihren Bergen von Bürden und Laſten,
Zurück zu des Lebens lärmendem Haſten,
Und balde, gar balde, gleich flüchtigem Schaum,
Zerſtiebte der Seele Mittſommertraum. —
Nur manchmal zur ſchattenden Abendzeit
Wird mir ums Herze ſo ſeltſam, ſo weit,
Und rings aus der Mauern beengendem Zwange
Stehl ich mich bergwärts zum waldigen Hange,
Zur einſamen Stätte allgöttlichen Webens,
Doch lauſche vergebens, ach immer vergebens
— Nur leiſe umraunt von der Föhren Sang —
Auf paniſcher Weiſen melodiſchen Klang. — — —

Eva.

Und du — du ſollteſt das Zepter ſchwingen.
Ich wollte dir dienen, treulich wie keine;
Wollt' Tag um Tag dir zu Füßen verbringen,
In Andacht vor deinem Glorienſcheine.

Ich wollte die ſchönſten Elogen verbrauchen
Bei deiner Muſe erhabnen Ergüſſen —
Und ſamt deiner Würde dich untertauchen
— — — In ein Meer von purpurnen Liebesküſſen!

Wildeinſamkeit.

Weltfernes Eiland — Traum meiner Nächte —
Bette mich wieder in deinen Schoß.
Stärke die Seele, die müde, geſchwächte,
Denn ſieh — ich ſehne mich grenzenlos
Zurück zu der ſtählenden Luft deiner Küſten.
Laß mich geneſen an felſigen Brüſten,
Wildeinſamkeit!

Laſſe die Salzflut den Leib mir umbranden.
Laß Nordlandwinde die Schläfen mir kühlen;
Denn ich erſtickte in Roſenguirlanden,
Im üppigen Wuſte von ſchwellenden Pfühlen;
Denn ich verlor mich, denn ich verflachte
Da draußen, wo alles nur liebte und lachte.
Wildeinſamkeit!

Und laſſe mit gierig geöffneten Lippen
Neukraft mich ſaugen am Born der Natur;
Neukraft mir holen an ſtarrenden Klippen,
Fern vom Gewoge der Weltſtadtkultur:
Um einſam im Kampf mit Wettern und Winden
Lachend und weinend mich wiederzufinden.
Wildeinſamkeit!

Ikarus.

Es riß mein wilder Höhentrieb
Mich herriſch aus der Nacht hervor,
Und — wundgepeitſcht vom Geißelhieb
Der Ehrbegier — ſtürm' ich empor:
Nach dem Ikarien meiner Gluten,
Nach jenem fernen Flammenreich,
Des purpurrote Sonnenfluten
Mich magiſch ziehn in ihr Bereich. —

Verſunken iſt das enge Tal,
Dem lieblos ſich mein Flug entwandt;
Vergeſſen auch die ſüße Qual,
Die einſtmals mich in Ketten band.
Nur vorwärts treibt wie Folterſpieße
Mich meines Dämons Herrſcherblick.
Und ſelbſt, wenn er noch von mir ließe,
Ich will — ich kann nicht mehr zurück!

Und ſchaudernd weiß ich doch, daß ſchon
In heißer Gier die Flamme loht,
Die mit verachtungsvollem Hohn
Mich ſtrafend zu vernichten droht.
Und offnen Augs und doch umnachtet
— Entfacht von wilder Träume Kuß —
Nach ſeinem Sonnenballe trachtet
Ein armer neuer Ikarus!

Harry Kahn

Aus „Die vier Lebensalter“.

Sommer.

(Für E. T.)

Der Mann:

Immer höher hängt der Himmel,
Immer weiter wird die Welt,
Immer ferner das Gewimmel
Von Gezänk, Gezerr, Gezelt.

Pflug und Pferch und Pfade gleiten
Weg wie Jahr und Tag im Nu —
Und es gibt nur Ewigkeiten
Und im Raum nur: Ich und Du. —

Das Weib:

Goldener Glanz glüht auf den Garben,
Drüber drohet dumpfer Dunſt
In der ſchwächend-ſchwülen Brunſt
Flackern aller Falter Farben.

Und es ſcheint die Scholle ſich
Durſtigen Dranges aufzudehnen —
Wie ſich meine Glieder ſehnen
Zu vereinen: Dich und Mich.

Sommerhoffnung.

(Für G. H. A.)

Alle Blüten werden reifen,
Alle Knoſpen ſpringen auf;
Laß das wirre Um-dich-greifen,
Laß das Schwärmen, laß das Schweifen;
Alle Blüten müſſen reifen,
Alle Knoſpen brechen auf . . .

Und in ſeligem Entfalten
Finden deine Triebe Ruh;
Erdverwachſene Wurzeln halten
Deinen Stamm in Sturms Gewalten;
Und in freudigem Entfalten
Findet deine Seele Ruh. —

Gebet im Sturm.

(Zum Andenken an J. W. G.)

Gib mir das Zügel der Winde,
Zornig zauſender Gott!
Daß ich das Ziel mir finde
Aus meiner ſauſenden Not.

Daß nicht mein Same verwehe,
Nicht meine Flamme zerſtiebt,
Daß ich die Sonne ſehe,
Die meine Sehnſucht liebt.

Daß mir im Weſten werde,
Was mir im Oſten war,
Als mich, weihend der Erde,
Weinend das Weib gebar. —

Johanna Klein

Die neue Nähmaschine.

Es war Heiligabend. Hoch lag draußen der Schnee; und immer noch fielen dicke Flocken langsam und gerade nieder auf die winterliche Erde. Echtes Weihnachtswetter. „Da ist's am besten in der warmen Stube," dachte die Frau des Prokuristen Ramlor, und legte noch einmal tüchtig Kohlen nach. „Gleich kommt auch der Papa," sagte sie zu dem Papagei im Käfig. „Papa, Papa," echote dieser, und der Kanarienvogel machte sein „Piep" dazu.

Sie sah durch den „Spion" am Fenster die menschenleere Straße entlang. Unten vor dem Hause hielt ein Karren. Schwere Schritte kamen die Treppe herauf. Ungeduldig öffnete sie die Vorplatztür. Sie trugen mühsam etwas Schweres und setzten es gleich darauf vor ihr ab: eine neue Nähmaschine. „Die sollten wir hier abgeben!" „Das muß wohl ein Irrtum sein," meinte Frau Ramlor. „Nein, der Herr, der sie gekauft hat, hat selbst diese Adresse auf den Zettel geschrieben."

Es war ihres Mannes Handschrift; die Sache hatte ihre Richtigkeit, aber sie konnte sie nicht begreifen. Kopfschüttelnd machte sie den Männern Platz, damit sie ihre Last in die Stube bringen konnten, ärgerlich, daß sie ihr die zum Fest blitzblank gescheuerten Dielen mit ihren plumpen Stiefeln wieder schmutzig machten. „Wir sollten eine alte Maschine mitnehmen," sagten sie stehenbleibend. „So?" sagte Frau Jettchen gedehnt. „Ich will aber keine mitgeben. Die neue mag vorläufig hier bleiben, die alte aber erst recht. Bestellen Sie das nur." Die Männer gingen — vergebens hatten sie sich auf ein gutes Trinkgeld gespitzt.

Frau Ramlor war außer sich; das ganze Fest war ihr verdorben. Da hatte sich wahrscheinlich wieder einmal ihr gutmütiger Franzel im Gesang- oder Turnverein von einem Nähmaschinenhändler beschwätzen lassen, ihm eine teure Maschine

abzukaufen. Wo er wohl so lang blieb, dachte sie und ging mit dem Putzlappen umher, die Spuren zu vertilgen, die die Männer hinterlassen. Das Bücken wurde ihr sauer; denn mit den Jahren war aus dem schlanken Frauchen eine behäbige Matrone geworden.

Wieder lief sie an den „Spion". Aha! da kam endlich ihr Franzel die Straße herauf. Ganz ahnungslos. Sie wollte es ihm aber schön sagen! Die Maschine mußte wieder zum Hause hinaus. Sie brauchte keine neue — die alte war ihr gut genug; die hielt sie aus bis an ihr Lebensende. Heute allerdings konnte sie nicht mehr weggeschafft werden — dazu war es zu spät an der Zeit — und sie scheute auch die schmutzigen Stiefel der Männer. — Da wollte sie lieber garnichts sagen; gar keine Notiz von dem Ding da nehmen: um des lieben Friedens in den Feiertagen willen. Nur wenn Franz davon anfing; dann natürlich konnte sie nicht schweigen.

Endlich war er oben. Sie öffnete ihm die Tür und ging gleich in die Küche. „Ist Niemand hier gewesen?" fragte er. „Nein," gab sie kurz zur Antwort und machte die Tür hinter sich zu. Drinnen betrachtete er indessen die neue Maschine, ob sie beim Transport auch nicht gelitten hätte. Da brachte Jettchen auch schon den Tee. Ganz gegen ihre Gewohnheit sagte sie kein Wort; auch bei der zweiten und dritten Tasse nicht. Es wurde ihr schwer, aber er sollte es merken.

Er schien aber nichts zu merken, sondern plauderte ganz harmlos von diesem und jenem, um dann ganz unvermittelt zu fragen: „Nun, Jettchen, was sagst Du denn zu Deinem Christkindchen?" — „Garnichts sage ich dazu, nur daß sie nach den Feiertagen wieder aus dem Hause kommt!" — „Jettchen, Du wirst Dich und mich doch nicht lächerlich machen wollen. Die Maschine ist gekauft und bezahlt — der alte Rappelkasten in Zahlung genommen!" — „Rappelkasten!" brauste sie auf, „Rappelkasten, sagst Du, Franz? Die Maschine ist ein Stück von meinem Leben! Ich weiß es noch wie heute, wie mein Vater selig sie mir gekauft. Ich war Deine Braut und sollte meine Aussteuer darauf nähen. Das hab' ich denn auch eifrig getan und in Liebe und Sehnsucht dabei an Dich gedacht. — Dann zog sie mit mir in meine neue Heimat an den Main, und so oft ich sie abwische oder darauf nähe, gedenk ich der alten am grünen Rhein. — Und darnach, Franzel, hab' ich die kleinen Ausstattungen für unsere Kinder drauf gemacht — — und ihre Totenhemdchen, Franzel."

Da schluchzte sie laut, und die hellen Tränen liefen ihr über die runden Backen. Auch dem Manne wurden die Augen feucht. „S'ist wieder Heiligabend, Jettchen, sei still — ich hab' ja gedacht Dir eine Freude zu machen. Hast Du denn diesmal nichts für mich?" — „Du verdienst eigentlich nichts, Du böser Mann, der Du mich so kränken kannst," lächelte sie wieder, holte dabei aber doch schon aus der Kommode einen in Seidenpapier gehüllten Gegenstand — schmunzelnd löste sie die Stecknadeln und breitete eine gestickte Weste und eine in Seide gehäkelte Kravatte vor ihm aus. Dabei sah sie ihn Bewunderung heischend an. „So, damit kannst Du Staat machen; und die Weste hab' ich auch auf dem „Rappelkasten" genäht."

„Na, werd' nicht giftig, Jettchen, und ich danke Dir auch vielmals. Das ist ja eigentlich viel zu schön für mich!" —

Das Fest verlief still; man ging zur Kirche, aß den ersten Tag den frischen Gänsebraten, den zweiten die Reste und zum Kaffee Kuchen und Spekulatius, wie Frau Jettchen noch immer das nach Rezepten der Mutter bereitete und von ihr mit dem rheinischen Ausdruck bezeichnete Gebäck nannte. In den ersten Jahren ihrer Ehe hatten sie gemeinsam ein Bäumchen geschmückt, aber als ihr letztes Kindchen am heiligen Abend gestorben war, machten sie keinen Christbaum mehr und mochten auch keinen bei anderen sehen. Der Arzt hatte damals gemeint, daß der plötzliche Anblick der hellen Lichter im Verein mit der Freude einen zu starken Reiz auf das zarte Hirn ausgeübt.

Und immer, wenn es wieder Weihnachten wurde, lag ein Druck auf dem kinderlosen Paar. — — —. Diesmal kam noch ein anderer dazu; der ging von der Ecke aus, wo die unschuldige neue Nähmaschine stand.

Und als sich Ramlor nach den Festtagen wieder zum Kontor begab, sagte ihm Frau Jettchen: „Geh bei dem Nähmaschinenhändler vor und mach, daß das Ding da wieder fort kommt." — „Sei gescheit, Jettchen, und mut mir das nicht zu." Und sie: „Lieber laß ich mich von Dir scheiden, als daß ich mich von meiner lieben, alten Maschine trenne." — „Dann behalt Du die alte und ich nehme die neue," sagte ihr Mann und ging.

Und dabei blieb's: er ließ sich im Geschäfte im Nähen unterrichten, die einzelnen Teile und Apparate erklären. Denn Frau Jettchen brachten, wie sie sagte, keine zehn Pferde zum Umlernen; denn „die Neue" war ein ganz anderes System.

Ramlor hatte das Nähen fix kapiert, wie er überhaupt sehr geschickt mit den Händen war — ein Bosseler. In den Abendstunden und Sonntags sägte und schnitzte, pappte und malte er, und die Nadel konnte er fast so flink führen wie die Feder. Und ehe er und Frau Jettchen es gedacht, sollte seine Kenntnisse im Maschinennähen Verwertung finden.

In den ersten Tagen des neuen Jahres kam die Nachricht, daß bei Frau Ramlors Schwester statt des erwarteten einen Weltbürgers Zwillinge angekommen wären, mit beigefügten Bitte um Stiftung der zweiten Garnitur. Natürlich war sie dazu bereit — es wurde eingekauft, zugeschnitten und dann ging's an's Nähen. Er übernahm die dicken Sachen — die Säume, sie die Feinheiten.

„Tatatata" machte die alte Maschine, wie eine behäbige Matrone — „Tititititi" die neue, wie ein junger Sausewind. Der „Lori" schwatzte dazu alles, was auf seinem Repertoir stand, — das Vögelchen pfiff aus voller Kehle. Es war ein Heidenlärm. „Jetzt fehlen uns nur noch die beiden Schwiegersöhne, für die wir uns so abarbeiten," sagte der neugebackene Onkel. „Und die einmal später die beiden Maschinen haben sollen, gelt Franzel?" — „Damit sie aber nicht wie Streit stiften, wollen wir voraus bestimmen, daß das von den Mädels, das zuerst heiratet, die alte haben soll." „Nein, umgekehrt, Mann, wer zuerst eines Mannes Herz erobert, soll auch die neue Maschine haben." — „Da streiten wir uns ja schon wieder drum, Jettchen." — „Na, dann soll das Los entscheiden."

Und lustig und einträchtig rasselte „die alte" wie weiter neben „der neuen".

Emil Klotz

Der Weg.

Hätt'ſt du, Geliebte, heute geſehen,
wie ich den einſamen Weg hinſchlich,
den noch geſtern wir Beide gegangen —,
müd und ſchmerzlich, mit ſtumpfem Gefühl,
an dem Bächlein entlang, das du kennſt,
und das dreimal ſchneller als geſtern
an mir vorbei in die Ferne eilte,
und wie der Wolken ſegelnder Flug
ſchneller und ſchneller am Himmel dahinzog,
Luft und Vögel, der Blumen Duft,
alles in die Ferne entſchwebte,
und nur ich am Boden zurückblieb,
der ſo träge und unbeweglich,
braun und ſtarrend ſich vor mir ausſtreckt,
wie ein lebloſer Rieſenkörper,
meiner Seele Bewegungen hemmend,
ſie zurückhält — —:
wütend hab' ich ihn getreten!
mit den Füßen geſtampft den verfluchten!
Aber es blieb vergeblich und all
meiner Sinne geſchwungene Flügel
ſanken ermattet wieder zurück — — — —
und ich ſchlich wieder dumpf und ſchmerzlich,
wie ein armer Gelähmter den Weg,
den wir noch geſtern gemeinſam gegangen,
und der uns geſtern ſo leicht und ſo freundlich,
wie ein artiger Jüngling begleitet.

M... S... zum Geburtstag.

Zwei Sterne, die am Himmel ihre Bahn,
durch all das Sterngetümmel ihren ſtillen Weg verfolgen,
der unſichtbar den beiden vorgezeichnet iſt — —
und doch im ungeheuren Raume ſich verliert —,
dem Menſchenauge ſich verliert und ſeinen atemloſen Blicken,
die hinter jener Sterne Strahlen rennen und ſie meſſen möchten,
die aber deren Metermaßen ſich ſo ſchnell entziehn, wie Luft den plumpen Händen —,
daß alle dieſe ausgeſandten Blicke
hülflos zurück aufs dunkle Pfühl des Hirnes taumeln —,
und dann, nach einer Nacht, die alles ſchwarz vertilgt,
die alles tief verſchlingt und nur den gaukleriſchen Traum
im dämmernden Gemach als Wahngebilde läßt —,
unter dem hohen blauen Morgenhimmel
peinlich verlogen auf's Papier den Sternenhimmel kritzeln,
als ein Gewimmel von unzähligen, kleinen, ſchwarzen Pünktchen —
— — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — —
die treffen ſich nach tauſenden von Jahren auf ihrer Bahn
in einem Punkt —
der ewig unerforſcht, ewig vergeſſen bleibt:
wir blieben einſam ſtehn, als wir zum erſten Mal in's Auge ſtill uns ſahn.
— — — — — — — — — — — —

Gaben.

Veilchen ſchickteſt du mir, unter Blättern duftend verborgen,
wieſenlächelnde, waldüberrauſchte, nackte Kinderchen der Natur,
die aus der Erde ihr kurzes, glückliches Daſein ſaugen,
in die Lüfte atmen den reinen, beſtrickenden Glanz!
Und da denk' ich an ihre großen göttlichen Schweſtern,
deine Augen, du Liebſte, die du mit zauberndem Blick
meiner Seele Fluren mit tauſenden Blumen belebſt —;
aber am liebſten mit ſtill-verborgenen treublauen Veilchen,
die erſt mein ſuchender Blick meinem Fühlen enthüllt.

Und da komm' ich dir plump jetzt mit Süßigkeiten geſtolpert,
wie der Konditor ſie macht und im Laden ausſtellt,
wie ſie die dumm-kleinen, naſchenden Mädchen frech kaufen —.
Aber, du weißt ja, du ſiehſt ja unter der plumpen
Tagesbewegung die Hand und den Blick des Geliebten:
wie er im Laden — der ungewohnte und ungelenke Käufer —
gleich die zwei Herzchen erſpäht und doch mit unſicherer Miene
nach dem Preiſe erſt fragt, weil er doch ſparſam ſein muß;
und ſich im Stillen dann freut, wenn ſie nur weniges koſten,
weil doch die Liebe allein ihren Wert erſt beſtimmt.

Drum nimm ſie und ſchenke davon auch freundlich den andern,
teile ſie gütig und ruhig, mit ſicher ſpendender Hand,
wie's einem edlen Weibe, dem liebenden aber doppelt geziemt:
die ja bei all ihrem Geben an ihren Einz'gen nur denkt,
dem ſie die Liebe der Welt und den Himmel gewinnen möchte.

M... [illegible]

Zwei Sterne, die am Him[illegible] —
durch all das Sterngetüm[illegible] versprochen —
der unsichtbar den beid[illegible] — — — — — — —
und doch im ungeheur[illegible]rung, der
dem Menschenauge sich [illegible] daher kam,
die hinter jener Ster[illegible]
die aber deren Met[illegible]
[illegible] doch nah,

daß alle diese aus[illegible]
hülflos zurück auf[illegible] sie überraschen,
und dann, nach e[illegible] einprägen
die alles tief ver[illegible]den „da" Sein.
im dämmernden [illegible]
unter dem hohe[illegible] war ich streng verborgen,
peinlich verlogen [illegible] in eine Wolke. —
als ein Gewimm[illegible] — — — — — — —
— — — — — — — — — — —
— — — [illegible] und lauschte nur,
die treffen sich [illegible]
in einem Punkt [illegible] Blütenblätter,
der en[illegible], sich leise regten,
wir blieben [illegible]selte aus feinsten Poren — —
[illegible] Traum versank,

— —

[illegible] in den stillen Märchen
[illegible]mend sinkt,
[illegible] dringt
[illegible] ihn umgleiten,
[illegible] breiter Sonne, von Wassers Kühle dicht umschattet,
[illegible] und Arkaden leiten,
[illegible] der nie geseh'nen Pracht,
[illegible] schläft — still schläft —

nur noch der Wellen Hügelleben über sich,
mit Sonnenstrahlen verschlungen im Tanz,
fern, endlos fern Musik — leises hohles Rauschen —
und dann erwacht — — —:
er sitzt am Strand und hat geträumt — —
und doch zieht es ganz fern noch wie Musik dahin,
wie leises Klingen einer einzigen, endlos gedrehten Saite — — —
— — — — — — — — — — — — —
So, wie du auch, wenn's Glück dir hold ist, einen jener Träumer siehst,
Weltwanderburschen, der im leichten Ränzel
sein ganzes irdisch Hab, und in der freien Brust
das goldne Herz hat, das im Freien nur erklingt,
nur unterm Himmelsdome leis und fein erklingt
mit Milliarden Tönen in der Harmonie des All,
des reiner Ton, einmal gehört in der Akustik dieser Wölbung,
so süßen Widerklang ihm giebt, daß er entzückt, betört, verlockt,
selig verbannt ist aus der Menschen Häuser,
von Tal zu Berg, von Berg zu Tal
die blauen Himmelssäle zu durchwandern — —;
der dann
im riesigen Ueberschwang von der Natur, der Tausendschönen,
hingerissen,
mit tausend Armen, tausend Augen greifen möchte
in tausend Kataraкte Licht und Dunkel — —,
wahnsinnig fast vor Glück sanft überwältigt wird
von ihr, die gütig ihm den Schlaf dann sendet.
So liegt er nun, von fühlendem Moos umschlossen,
mit bleich geschlossnen Augen, und der Schlaf
sitzt neben ihm — und stille hält er ihm,
still vor die dünnen Lider — den Zauberspiegel, den heilkräftigen,
aus dem der Schlafende wohltuend Lichtempfinden sammelt
zu neuem innig-glücksvertieftem Schauen — —,
da unterdes die aufgenommenen Blicke der Natur
tiefinnerlich ihr sonniges Leben ihm verwirkten,
daß er wertvoller sich erhebt, verwandter,
und stolzer steht, und fester, wissender,
ein Mensch in der Natur.
Einsam!
und wenn's ihm glückt, zu zweien.

Emil Klotz

Allein.

Es war ein wunderheller Frühlingstag —
und ich — ich hatte mich mit ihr verspr
— — — — — — — —

Ich wartete an einem Mauervorsprung,
mich, wenn sie schnellen Schrittes dahe
ihrem Blick verbarg — — — —

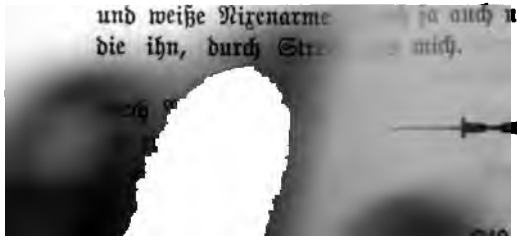
Nicht in der Ferne sichtbar und doch
doch da!
wollt ich mit sichrer Zaubermacht sie
und ihr für immer ein Symbol ei
von meinem ewig unveränderlichen

Und allen andern Menschen war
denn meine Seele hüllte mich in
— — — — — —
— — — — — —

So stand ich einsam da und
was meine Seele leise flüstert
wie über mir des Flieders
von denen Sonne tröpfelte,
und aller Duft herniederrie
bis ich in einen sonnigen
tief sank — — — —

So, wie der junge Fis
ins blaue Wasser träu
weil die Sonne mit ih
und weiße Nixenarme ja auch nicht sehen,
die ihn, durch Str mich.

Glück verloren. —
auf sie gewartet hatte
us. —
— —
— — — — —
her nicht so gut sein solle
mit mir.



...dinand Kolb

...!

...einſam wähnſt,
...klen Fluten ſingt,
...Buſen bebt
und Frieden ringt.

...enn es wehmutsvoll
... weitertönt;
...dein Auge weint,
...zen längſt verſöhnt.

..., wie ich dich einſt geliebt,
...r, namenloſer Pein — — —
...aſſen, wirſt mein Auge flieh'n —
Sklavin deiner Liebe ſein!

Sturm.

...ſo ſatt, ſo müd' und träg' lag die Natur,
...ber zog ein Gewitter unheilkündend auf.

...aus ſchwülem, dunklem Raum und ſann und ſann
...g und ſtumm von Menſchengröße und Vergänglichkeit.

...e Wolken dort am Firmament; ſo ſchwer die Bruſt,
Zentnerlaſt der Bann der Liebe und ihr Sehnen lag.

Leid faßt' mich mit Zaubermacht, und eine Sehnſucht,
...und unbekannt, zog in mein Herz mit namenloſer Pein.

...onner grollte, und der Sturm ging hoch, entfeſſelt, wild,
...ungeſtümer Kraft, und wütend brach er, was zum Hemmnis ward.

...r ſchien das Leben arm, und durch das Weltall trug
ich meine Sehnſucht fort, weit, weit, zu Himmelshöh'n und ihrer
Heimat zu.

Herbſt.

Es iſt der Herbſt, der über Stoppeln fegt
Und dürres Laub von welken Bäumen ſtreift,
Es iſt der Herbſt, der kaltes Bangen legt
Auf Flur und Hain, die friſcher Tau bereift.

Es iſt der Herbſt auch in des Menſchen Bruſt,
Der tiefe Furchen in ſein Antlitz prägt,
Es iſt der Herbſt, mit dem er leidbewußt
Zu Grabe ſeine letzte Hoffnung trägt.

Und Herbſt iſt's dort, wo noch vor kurzer Zeit
Ein Herz mir ſchlug in Glück und Sonnenſchein,
Dem ich ein Leben, eine Welt geweiht — —
Schon iſt es Herbſt, — bald wird es Winter ſein.

Liebesglück.

Nun haben ſich unſere Herzen gefunden
Und ſchlagen zuſammen in ſeliger Luſt;
Zum Kranz hat der Frühling uns Blüten gewunden
Und Liebe gelegt in die ſchwellende Bruſt.

Und brechende Knoſpen und duftende Roſen
Hab' ſcherzend ich dir in die Locken gedrückt
Und ſchmücke dich ſchön unter Herzen und Koſen,
Wie Traumkönig einſt ſeine Liebſte geſchmückt.

Dann küſſ' ich dir trunken die ſonnige Stirne,
Es ſtreift mich dein Atem, dein Herz ſchlägt ſo warm,
Wie Engelſang tönt's mir aus himmliſcher Ferne,
Und ich halte jauchzend mein Glück — dich im Arm.

Georg Lang

Die Windsbraut.

Der junge Schiffer eilet zum Land,
Die Windsbraut hat ſich erhoben.
Sie fährt vom Meere zum felſigen Strand,
Mit den Wellen zu tanzen und toben.

Und ob der Jüngling rudert und ſchafft,
Er kann das Land nicht erreichen;
Ihm iſt, als müßte des Armes Kraft
Dem ſtärkeren Arme weichen.

Die Mutter am Ufer ruft bange: „Mein Kind,
Enteile den tückiſchen Wellen!
Schon wird zum Sturme der tobende Wind
Und droht den Kahn zu zerſchellen!“

Und der Jüngling rudert mit ängſtlicher Haſt,
Es ſchrecken ihn Nebelgeſtalten.
Ihm iſt, als hätt' ihn die Windsbraut erfaßt
Und wollt' ihn im Meere behalten.

Und plötzlich umſchwirrt ihn geſpenſtiſch ein Weib
Mit fliegenden, flatternden Haaren,
Und plötzlich ſchmiegt ſich's an ſeinen Leib,
Mit ihm durch die Wogen zu fahren.

„Friſch auf zum Tanze, du ſchmucker Geſell!
Die Wellen hüpfen ſo heiter,
Die zuckenden Blitze leuchten ſo hell,
Und die Möven ſind unſre Begleiter!“

„O laß mich, laß mich, mein Blut wird zu Eis,
Die Mutter will mich umfangen!"
„Dich laſſen? Dein Herzchen pocht ja ſo heiß
Und füllt mir die Bruſt mit Verlangen!"

„O laß mich, laß mich, die treueſte Maid
Harrt meiner daheim mit Schmerzen!"
„Dich laſſen? — wen ſich die Windsbraut gefreit,
Den wird keine andre mehr herzen!" —

„Friſch auf denn zum Tanze!" ſie faßt ihn mit Macht,
Die Ruder entgleiten ihm leiſe,
Der Jüngling ſtöhnt, und die Windsbraut lacht,
Und der Nachen dreht ſich im Kreiſe.

Jetzt küßt ſie in taumelndem Ringelreihn
Die bebenden Lippen des Knaben, —
Da ſchließt ihn das Meer in die Arme ein:
„Zurück! ich allein will ihn haben!"

Schlechte Muſikanten.

Im Dorfwirtshaus, verſtimmt und verſtaubt,
Lag eine Geige, des Herrn beraubt.
Fremd war er am Wege geſtorben;
So hat ſie der Bauer erworben.

Still lag ſie wie ein verſchüchtert Kind,
Dem Vater und Mutter geſtorben ſind;
Doch hielt ſie der Bauer im Arme,
Dann ſchrie ſie, daß Gott ſich erbarme. —

So ward ſie verſtoßen, verachtet zumal
Und ſah nicht Sonne noch Mondenſtrahl,
Bis endlich über die Schwelle
Leicht hüpfte ein froher Geſelle.

Der fand die Geige verſtaubt im Eck
Und zog ſie jubelnd aus dem Verſteck:
„Hervor, du Holde, du Schöne!“ —
Nun ſang ſie bezaubernde Töne. —

Ihr fragt: Wie endet das Gedicht? —
O Himmel, wir verſtehn uns nicht!
Soll ich ein Wort noch ſagen,
Muß ich uns all' verklagen.

Geſteht es nur, ob ihr nicht kennt
Manch zartbeſaitet Inſtrument,
Von dem ihr ab euch wandtet,
Weil ihr es nicht verſtandet. —

So ward ſein Weſen ſtumm und lahm,
Bis ihm der rechte Spielmann kam
Und aus der Seele Tiefen
Die Töne lockt', die ſchliefen.

Warum denn weckten wir ſie nicht? —
Wir tun ja leidlich unſre Pflicht,
Wir ſind auch nicht Pedanten;
Doch — ſchlechte Muſikanten.

Weißenburg.

Wir haben Brüderſchaft gemacht,
Der Preuße und der Bayer;
Zu Weißenburg wohl in der Schlacht,
Da war die große Feier.

Zu Weißenburg aus jedem Haus
Da fletſcht der Mohr die Zähne,
Und geht er nicht von ſelbſt hinaus,
So fliegen bald die Späne.

Georg Lang

Ei, Weißenburg, was hat allhier
Das ſchwarze Volk verloren?
Ei, Weißenburg, gefällſt du dir
Als Gaſthaus zu den Mohren?

Nein, Weißenburg, du ſollſt nicht ſein
Die Burg von ſchwarzen Räubern!
Wir kommen über'n klaren Rhein
Und wollen dich ſchon ſäubern!

Es rief der Kronprinz: „Wacker drauf!
Nun vorwärts, deutſche Jungen!"
Wie ſind wir da im Dauerlauf
Gen Weißenburg gedrungen!

Wie ward's am deutſchen Rheine da
So heiß den ſchwarzen Horden,
Viel heißer, als in Afrika
Es ihnen je geworden! —

Und als die Arbeit war geſchafft,
Da machten wir zur Feier
Zu Weißenburg wohl Brüderſchaft,
Der Preuße und der Bayer.

Komm, Bruder, reich' mir deine Hand,
Wer will uns widerſtehen,
Wenn wir fürs deutſche Vaterland
Vereint zum Kampfe gehen?

Nun ſchickt den Mohren über'n Rhein,
Auf daß er uns beſcheinigt,
Wie ſäuberlich wir im Verein
Heut Weißenburg gereinigt.

Wir aber ſetzen uns zum Wein,
Der Franzmann ſitzt im Peche;
Der Kronprinz lebe! Schenket ein!
Napoleon zahlt die Zeche!

Sonnenaufgang im Westen.

Und mocht's den Schlaf auch kosten,
Ein jeder stand und fror,
Und sah, wie fern im Osten
Die Sonne stieg empor.

Nun klirrte hinter ihnen
Ein Fensterlein am Haus,
Und wunderholde Mienen
Sahn morgenfrisch heraus.

Da wandte den Genossen
Sich ab ein junger Fant·
Dorthin, wo lichtumflossen
Die Jungfrau vor ihm stand.

Drauf sprach er zu den Gästen
Und sah zur Maid hinauf:
„Verzeiht! mir ging im Westen
Die Sonne heute auf!"

Die Waldesſchenke.

Zwiſchen Wald und Wieſengrund
Winkt die Schenke klein.
Sucht ihr eine frohe Stund',
Burſche, kehret ein!
Förſters Tochter, tauſend Wetter!
Friſch wie wilde Roſenblätter,
Die kredenzt den Wein!

Schatten vor der Sonne Glut,
Tiſche blank und rein,
Alter Wein und junges Blut,
Ha, hier iſt gut ſein!
Jägerburſch mit finſtern Brauen,
Laß uns froh dein Mädel ſchauen,
Denn ſie bleibt ja dein! —

Nimmer fällt das Wandern ſchwer
Nach ſo guter Raſt.
Bring uns noch vom Beſten her,
Mädel, den du haſt!
Dann leb' wohl, du liebe Schenke,
Und wir ſind dereinſt, ich denke,
Wiederum dein Gaſt!

Schwalben, glückliche Reiſe!

Schwalben, Schifflein im Himmelsblau,
Größer zieht ihr die Kreiſe!
Die ich ſo gern dort oben ſchau',
Ach, ihr verlaßt die Heimatau,
Schwalben, glückliche Reiſe!

Fliehen wollt ihr die trübe Zeit,
Glücklich entrinnen dem Eiſe;
Aber die Alpen ſind hoch und breit,
Ach, und das Meer iſt tief und weit,
Schwalben, glückliche Reiſe!

Wie ihr mit heiterer Zuverſicht
Sucht die gewohnten Gleiſe!
Ewig ſucht ihr das Sonnenlicht,
Berge und Meere ſchrecken euch nicht!
Schwalben, glückliche Reiſe!

Wenn euch aber zur Heimkehr mahnt
Sehnſucht im Herzen leiſe, —
Wenn ihr den deutſchen Frühling ahnt, —
O, ſo ſei euch der Weg gebahnt!
Schwalben, glückliche Reiſe!

Der Zeiſig.

Ein lockerer Zeiſig,
Der bin ich, das weiß ich!
Im Sonnenſcheine ſing' ich froh,
Im Regen mach' ich's ebenſo;
Wer meint denn auch, mit Klagen
Die Wolken zu verjagen?

Ein lockerer Zeiſig,
Der bin ich, das weiß ich!
Groß iſt die Welt, und ich bin klein,
Wo mir's gefällt, da kehr' ich ein,
Streich über Tal und Hügel,
Wofür hab' ich denn Flügel?

Ein lockerer Zeiſig,
Der bin ich, das weiß ich!
Ihr Büblein, ſpottet nicht ſo ſehr!
Es gibt der lockern Vögel mehr,
So locker wie der Zeiſig,
Und — wen ich meine, weiß ich.

„Tand für Künſtlerhand“.

Des Künſtlers Flug.

Ein ſchwer Beginnen! Wie der Aar
Sollſt du im Flug den Aether grüßen,
Und doch behalten immerdar
Den Boden unter deinen Füßen.

*

Natürlichkeit und Nüchternheit.

Er lud ſich die Natürlichkeit —
Wie tat er wohl! — ins Atelier;
Doch ſchlüpft' dafür die Nüchternheit
Herein und tat dem Bilde weh.

*

Leiten, nicht verleiten.

Auch zum Häßlichen die Spur
Zeigt Natur; wer will's beſtreiten?
Merke wohl! dich ſoll Natur
Leiten, aber nicht verleiten.

*

Fremde Fehler.

„Ich will nicht fremde Fehler erben,
Nur die Natur ſoll mich begeiſtern!“ —
Ja, ja, du könnteſt dich verderben
An Rafael und andern Meiſtern!

*

Schön, nicht obſcön.

Mal' nur den Körper ohne Hülle,
Du offenbarſt der Schönheit Fülle. —
Doch ſtrecke halbverhüllt und lüſtern
Die weichen Glieder hin im Düſtern:
Du biſt kein Prieſter mehr des Schönen,
Du wirſt ein Kuppler des Obſcönen.

*

Georg Lang

Mandarinenweisheit.

Wie! der Neuling will es wagen,
Kecklich uns zu überfliegen? —
Hört, der Kerl wird totgeſchlagen,
Oder — er wird totgeſchwiegen!

*

Der Uebermenſch.

Nur nicht den Kopf zu hoch empor gerichtet!
Nicht Einer lebt, der keinem wär' verpflichtet.

*

Der flügellahme Aar.

Schelte nicht den flügellahmen Aar,
Der voll Sehnſucht ſchaut zum Aether klar;
Wer von Jugend auf am Boden klebt,
Weiß nicht, wie ſich's in den Lüften lebt.

*

Wahr und klar.

Dein Werk ſei wie des Mondes Licht:
Es leuchte, — doch es blende nicht.

*

Ein Koſtümmaler.

„Ich malt' einen Herrn und Diener
Aus Guſtav Adolfs Zeit." —
O nein! zwei gute Berliner
In einem geborgten Kleid!

Georg Lang

Goethes Vaterstadt spricht:

(Zur Goethefeier 1899.)

Und ob der Mast die Meere stolz
Durchkreuzt nach allen Winden,
Es wird sich doch in Mark und Holz
Ein Hauch der Heimat finden.

Wohin sich Wolfgang auch gewandt,
Der größte meiner Söhne:
Verraten, wo die Wiege stand,
Nicht schon des Dichters Töne?

Fließt seine Rede nicht dahin
Sanft wie die Flut des Maines,
Leicht, wie die lichten Wolken ziehn
Im Hauch des Frührotscheines?

Der Heimathimmel mild und klar,
Von heit'ren Höh'n umgeben,
Wie spiegelt er sich wunderbar
In Wolfgangs Seelenleben! —

Durch Wall und Graben, Tor und Turm
Sah ich den Knaben dringen,
Dort suchte er im Drang und Sturm
Den Götz von Berlichingen.

Und auf dem Gipfel seines Ruhms
Schuf er uns hold wie Märchen
Die Poesie des Bürgertums,
Die Gretchen und die Klärchen.

Nicht gab die Spree, die Isar nicht
Dem Jüngling Zucht und Sitte:
Der Geist, der gleich zu allen spricht,
Gedieh in Deutschlands Mitte.

Wenn heut der Erdball rühmt und preist:
„Der Menschheit galt sein Leben!"
So würdigt auch, was diesem Geist
Die Heimat mitgegeben!

Friedrich Linden

Lautenſpiel.

Wenn in ſtiller Abendſtunde
Sich die Fenſter dämm'rig malen,
Wenn Geſtalten, liebe, bunte,
Träumend mir entgegenſtrahlen,
Wenn ich drinnen wiederfinde,
Was ich draußen längſt verloren,
Und die Frühlingsluft, die linde,
Mich zum Spielen auserkoren,
Dann greif' ich wieder nach der alten Laute,
Dann tönet traurig flüſternd mein Geſang,
Und jene Kindheitszeit, die ſüße, traute,
Malt vor die Seele neu ein jeder Klang.

Schwanengeſang.

Die Leier ſchweigt, die Saiten werden ſpringen,
Im Windeshauch der letzte Klang verhallt;
Es werden Andre neue Lieder ſingen,
Wie Nachtigallen drauß' in Feld und Wald.

Ach! wer kann meine fremden Weiſen deuten
Und fühlen jenen Drang, der ſie gebar?
Wird einer Seele Glück es je bereiten,
Was mir die Seligkeit des Himmels war?

In andern Sphären ward der Geiſt geboren,
Der mir ins Ohr die Klänge einſt gelallt;
Und jenen Sphären bleibt es unverloren,
Was hier im Sturm und Wechſel ſchnell verhallt!

Ernſt Emil Lohr

Abend auf dem Rhein.

Dein Auge ſchweifte traumverloren
Und weltvergeſſen übern Rhein,
Aus dunkler Wolken ſchmalen Toren
Fiel golden letzter Dämmerſchein.

Die Wellen rauſchten träumend leiſe,
Und ruhig glitt dahin der Kahn,
Manch alter Sage traute Weiſe
Klang um uns auf dem Waſſerplan.

Du ſaßeſt da wie jene holde
Dem Stromgott angetraute Fee,
Deren Palaſt, von lauterm Golde,
Verlockend winkt im klaren See.

Und doch — wie ſie zu ihrem Harme
Gebannt iſt auf des Stromes Grund:
Bemerkt ich auch an dir, du Arme,
Ein ſchmerzlich Zucken um den Mund.

Fritz Mathern

In den Schollen.

Gleich neben dem Kleestück war ein grobgepflügter Acker — das hatte Hans Leps schon gestern Abend gemerkt, als er aus dem Holze hoppelte, um den gewohnten Abendklee zu naschen.

Nun graute es schon drüben im Osten und er dachte allgemach daran, seine Schlafstelle für den kommenden Tag herzurichten. Vorsichtig hoppelte er aus dem Klee, wischte sich mit dem rechten Vorderlauf das Gesicht und machte dann auf einem Schollen Kegel. Seine ängstlichen Lichter spähten in die Runde, von allen Seiten prüfte der in mancher harten Schlacht Erfahrene den Wind. Die Luft war rein. Da stieg er hinab in die Furche, und begann mit den Vorderläufen sein Bett zu scharren. Die langen scharfen Zehen kratzten die harte Erde, daß es stiebte, und bald war die Sasse fertig. Er setzte sich davor und überlegte einen Moment. Richtig, von dorther kam der Wind, er war gedeckt. Noch ein Kegel, dann hinein ins Lager. Die langen Hinterläufe untergezogen, die Löffel auf den Rücken gelegt, so war er geborgen.

Der Rote kam hier unter Tag nicht her, der Leutverderber mit der langen Lunte und den listigen Augen, der fing seine Beute drinnen im Holz; auch der Marder hatte hier nichts zu suchen.

Nur Jochen Feth blieb übrig und seine Diana. Aber vor dem war man ja, Gott sei's geklagt, nirgends sicher. Er war einfach vis major. Herr Jochen Feth war der Ortsschulze vom Dorf drüben und er hatte die Jagd gepachtet in Verachtung des Spruchs, daß einem Bauern keine Flinte gehört. Von Jochen Feth drohte Hans Lepsen Gefahr, von sonst niemand. Und auch Jochen Feth und seiner Diana war er nun schon drei Jahre entgangen. Nur der rechte Löffel hatte ein Loch, da hatte eins von Jochens Nullschroten — dünnere schoß er sein Lebtag nicht — durchgepfiffen.

Und Hans Leps überließ sich seinen Gedanken. Die Häsin, die feiste, ging ihm durch den Sinn, die heut' Nacht zum Klee gekommen war. Seinen elegantesten, stolzesten Kegel hatte er gemacht — wie Adonis mußte er ausgesehen haben.

„Wollen gnädige Frau sich nicht noch etwas weiter nach links bemühen, dort steht er noch völlig grün. Tadellose Aesung."

Da hatte sie den einen Löffel erhoben, den anderen so unnachahmlich zurückgelegt, halb zwinkernd und halb nonchalant — das war die Höhe! Er kannte das. Und bei dem Gedanken rückte er unruhig in der Sasse.

Aber im Moment fuhr er wieder nieder und schrumpfte in seinem Lager zusammen bis auf sein kleinstes Volumen. Denn über seinem Haupte hatte etwas geschwirrt und getost — er glaubte im ersten Augenblick wahrhaftig, der Schnelle Reißer wär's, der freche Bussard. Aber als es neben ihm aus der Furche tönte krrr, zäck — krrr, zäck — da war er wieder beruhigt. Hühner waren's, eine Kette, die ihre Stätte suchten. Geschwätziges, unruhiges Volk! Hoffentlich blieben sie nicht lange, mit ihrer scharfen Witterung lockten sie die Diana, wenn der Henker den alten Jochen heute herausführte, auf hundert Gänge an. Eine ungemütliche Nachbarschaft. Er mußte sie auf gute Art loswerden.

Nun hatte ihn die alte Henne eräugt.

„Ah, guten Tag, Herr von Leps! Wie steht das werte Befinden?"

„Danke ergebenst, gnä' Frau, für freundliche Nachfrage, man lebt ja. Wie befindet sich die geschätzte Familie? Der Herr Gemahl wohlauf?"

„Oh, ich danke, mein Mann ist wohl, er hört den Kleinen eben die Lektion ab. Wir haben leider große Verluste gehabt. Es sind nur noch drei, die übrigen nahm uns das Geschick. Da haben wir uns jetzt mit der Familie von überm Bach zusammengetan. Sie wissen ja, Herr von Leps, unsere Prinzipien erlauben uns nicht, als Einsiedler zu leben. Allein ist das Huhn ein Nichts, vereint sind wir eine Macht. In der Familie ist der starke Hort unserer Tradition."

„Hm!" sagte Herr Leps.

„Ja, ich weiß, Herr von Leps, daß Sie anderen Anschauungen huldigen, ich kann sie aber — Sie nehmen's mir nicht übel — nicht für die richtigen halten. Wir erachten es einfach für unsere moralische Verpflichtung — Gott, da hören

Sie nur, Herr von Leps, da ist mein Mann schon wieder im Streit mit dem Herrn Ueberbach, den ganzen Tag disputieren sie!"

Richtig kam Herr Perdix mit Herrn Ueberbach die Furche herunter, eifrig diskutierend und flügelschlagend, indes die junge Schar sich in der Nähe tummelte.

„Nimmermehr kann ich das zugeben, hochverehrter Herr," sagte Herr Perdix, „nimmermehr! Meine Kinder sollen in Ehrfurcht vor der Autorität heranwachsen, vor der Autorität, die unserem Geschlechte bis hierher den Weg gewiesen hat und ihn auch hoffentlich noch weisen wird, bis das Geschlecht der Perdix dereinst zur wohlverdienten Herrschaft in der Welt kommen wird. Und dabei bleibe ich."

„Mein hochgeschätzter Herr Perdix," versetzte Herr Ueberbach würdig, „wenn Sie sonst keine Argumente haben — diese können mir nicht genügen. Wenn der Schnelle Reißer sich zeigt, dann auf dem schnellsten Wege in den Dorn oder ins Kraut! Das ist der Satz, der von uns beiden nicht bestritten wird."

„Stimmt!" sagte Herr Perdix.

„Schön, nun sage ich, das hat seinen sehr einfachen Grund. Erwischt Euch der Schnelle Reißer, dann ist's eben aus. Er schlägt Euch und kröpft Euch auf dem nächsten Maulwurfshaufen. Furcht ist's drum, Furcht und Vorsicht, ganz ordinäre Vorsicht, die Euch in die Hecken treibt."

„Aber pfui, Herr Ueberbach," sagte hier Frau Perdix, „aber pfui, Sie sind ja ein reiner Petroleur, ein gänzlich wurzelloser Hahn, das hätte ich ja nie und nimmer von Ihnen gedacht, daß Sie in solcher Art unsere heiligsten Traditionen anzutasten wagen. Nein, verehrter Herr, lassen Sie sich von einer simplen Henne sagen, was Sie einst sehr gut wußten, was Sie aber in schnöder Ueberhebung zu vergessen trachten. Er ist ein Verbrecher, der Schnelle Reißer, er nährt sich von Fleisch — o Schande, daß ich es aussprechen muß — und darum lehrt unsere Moral, daß es Unehre ist und Sünde, wenn sein frecher Blick auf uns ruht. Und diese festen und unwandelbaren Grundsätze lassen wir uns nicht beflecken, verstehen Sie, Herr Libertin!"

„Bravo, Perdica, meine Liebe," sagte Frau Ueberbach, „das haben Sie ihm gut gegeben. S'ist nicht zum Aushalten mit dem Mannsbild. Sagte er nicht gestern unserer Lotte, sie soll sich hüten, übers Jahr ihr Gelege ins Gras zu bauen?

Ins Korn soll sie gehen, ins Korn! Weil das Gras geschnitten wird und die Sense die Eier zerschlägt. Hat man schon so etwas gehört! So lang man denken kann, steht fest, daß die Wiese der Ort ist, den die Natur geschaffen hat, damit der Herr der Welt, das Huhn, sein Gelege darin unterbringt. Er ist einfach unsittlich, mein Ueberbach, und wenn ich am Leben bleibe, so weiß ich, was ich übers Jahr zu tun habe."

„Na, na, nur nicht gleich so hitzig, meine Liebe!" sagte Frau Perdica, und um dem Gespräch eine andere Wendung zu geben, wandte sie sich an Herrn Leps, dem bei dem lauten Gegacker ganz unbehaglich geworden war: „Nun, und Sie, Herr von Leps, was denken Sie denn von dem Allen, von diesem neuen Geist, der sich hier breit macht? Sie sind doch ein erfahrener Herr!"

„Er liegt und besitzt, laßt ihn schlafen," höhnte Herr Perdix, „er ist ein Nationalliberaler."

Herr Leps überhörte das vornehm. „Ja, verehrte gnä' Frau," sagte er, „ich muß gestehen, Ihre Denkart erscheint mir etwas zu sehr — ich möchte sagen perdizentrisch — —"

Er wollte fortfahren, aber Herr Perdix fiel ihm ins Wort. „Mein Herr," schrie er und warf die Flügel weit auseinander, „mein Herr, ich muß Ihnen erklären — —"

Weiter kam er nicht. Ein ungeheurer Knall machte plötzlich die Erde erbeben, rings spritzte das Erdreich auf, eine dicke ätzende Wolke umhüllte alles. Herr Perdix lag in seinem Blute, er schnappte noch ein-, zweimal mit dem Schnabel, dann war's aus. Frau Perdix war einfach in Stücke zerrissen, und in der Furche nebenan klagten die Jungen. Jochen Feth, Bauernlümmel, der er war, hatte nach seiner Gewohnheit in die laufenden Hühner geschossen, die er mit seinem scharfen Bauerngesicht eräugt hatte. Kaum war der Schuß gefallen, da reckte Herr Ueberbach die Flügel — zäck, zäck, zäck, zäck, sagte er und schwang sich in die Höhe. Die ganze Kette folgte und schwirrte eiligst fort von dem Orte der Vernichtung. Aber noch einmal krachte es und Frau Ueberbach sank tot zu Boden, in der Luft einen artigen Purzelbaum beschreibend.

Und was tat Hans Leps? Er tat gar nichts, sondern wurde in seiner Sasse so klein — so klein, wie man's gar nicht für möglich gehalten hätte. Nun schob er behutsam die langen Hinterläufe noch mehr unter den Bauch, um in einem Augenblick aufschnellen zu können. Und als er Jochens linken Lauf

ebenfalls hatte knallen hören, da machte er — hops — einen Sprung aus seiner Sasse und in heller Flucht gings dem Holze zu. „Gotts Dunner," sagte Jochen Feth erschrocken, „dor löpt hei hen!" Und die Diana, Bauernköter, der sie war, setzte, jiff jaff, hinter ihm her.

Hans Leps aber schwenkte höhnisch die Blume, als er ins Holz wechselte.

Wenn der Hirsch schreit . . .

Novelle.

In tiefem nächtlichem Schweigen ruhen die Höhen und Wälder des Taunus, vom Zauberschein des Mondlichts mild umflossen. Auf der Veranda des einsamen Berggasthauses steht der Jäger und sein Auge schweift über die ungewissen hellen Schleier, die rings die Landschaft umlagern. Ein leises Rauschen zieht durch die hohen Wipfel und vom Dorfe drunten schlägt eine verträumte Glocke die vierte Morgenstunde.

Ein vergessener Schaukelstuhl steht noch aus heißen Sommertagen auf der hölzernen Veranda. Der Jäger läßt sich darin nieder, in sanftem Wiegen umspielen ihn die lauen Herbstnachtlüfte. Und seine Gedanken wandern . . . .

Ein leises Geräusch weckt ihn aus dem Träumen. Sein scharfes Ohr hat vom Walde ein leises Knirschen vernommen — es ist der Jagdhüter, der mit dem treuen „Soliman" vom Dorfe kommt. Das Schweigen des nächtlichen Waldes verrät seine Tritte aus weiter Ferne.

Die Büchsflinte über der Achsel, das Pürschglas umgehängt, tastet der Jäger sich vorsichtig die dunkle Stiege hinab. Kreischend dreht sich der Schlüssel im Schloß der alten Haustüre und mit leisem Winseln begrüßt „Soli" seinen Herrn.

Das Mondlicht ist verlöscht. Begraben in der schwarzen geballten Finsternis des Tannenforstes schreiten die Dreie durch die Nacht. Nur ein ungewisser heller Umriß am Boden und der lichte Einschnitt am Himmel vorn über ihnen zeigt an, wie der steinige Höhenweg verläuft. Ab und zu strauchelt der Fuß unversehens über Steingeröll oder versinkt in ein tief eingefahrenes Wagengeleise.

Langsam geht es vorwärts. In den Tannenwipfeln singt der Nachtwind sein unheimlich Lied, der Waldkauz schreit sein ungehobeltes Hu—hu—hu—hu durch die Stille. Mit dem unhörbaren Fluge seiner weichen Schwingen streicht er am Boden und an den Büschen dahin, der unholde Nachtsänger; viel zu laut erhebt er seine eintönige Stimme im Vergleich zu seiner kleinen Gestalt.

Zum Brunftplatz auf dem lichten Fichtenschlag soll der Weg heut führen. Es ist eine geräumige Blöße am Hang des Berges, bestanden mit Heidekraut und halbmannshohen Fichten. Nach der Westseite umsäumt ein Buchenhochwald den Schlag, an der Ostseite, von welcher der Jäger unter Wind heranbirschen will, umgibt ein dichter, hoher Tannenforst den Brunftplatz. Der Jagdhüter hat einen Sechser und einen starken Zehner dort ausgemacht. Der Geringe soll geschont werden, dem Jagdbaren soll dagegen sein heuriger Brunftschrei zum Schwanenliede werden.

Denn der Jäger will sein Revier weidmännisch und gerecht bejagen. Wie heißt doch der gute alte Spruch, der ihm, von lieber Hand in Holz gebrannt, daheim über'm Eingang zur Jagdstube hängt:

Das ist des Jägers Ehrenschild,
Daß er beschützt und hegt sein Wild,
Weidmännisch jagt, wie sich's gehört,
Den Schöpfer im Geschöpfe ehrt.

Es ist eine gute Stunde Weges zum Brunftplatze. Um etwa zehn Minuten nach sechs Uhr ist Büchsenlicht zu erwarten, eine gute Weile vorher muß der Jäger am Platze sein. Schweigend wandert er mit dem Hüter bergan, schließlich den Weg verlassend und auf einsamer Holzschneise voranmarschierend. Am Ende des Waldwegs ist ein dichter Schirm aus Tannenreisig aufgebaut; hier wird Halt gemacht und die beginnende Dämmerung erwartet.

Der Himmel steht grau über dem schwarzen Walde, nur im Osten zeigt sich schon eine hellere Färbung, die mählich in ein leichtes Rosa übergeht. Die ersten Vorboten des kommenden Tagesgestirns. Nun beginnt der Birschgang. Der Jagdhüter bleibt mit dem Hunde zurück. Der Jäger faßt die Büchse, zieht den grünen Hut fest ins Gesicht und tritt aus dem Schirm.

„Weidmannsheil!" flüstert der Hüter. Der Jäger nickt zurück.

„Weidmannsdank!"

Und noch einmal bleibt er stehen. Wie ein Hirsch, der verhofft, hat er den Kopf gewendet und das Ohr in den Wind gehalten — auch der Hüter lauscht. Da, noch einmal tönt der ferne Klang herüber — kein Zweifel: es war das Orgeln des Hirsches, das weit von drüben herschallt.

Vorsichtig, mit unendlich langsamen Schritten, wandert der Jäger den dämmerigen Forst entlang. Seine Schuhe sind mit dicken Sohlen aus weichem Gummi belegt, der Pürschpfad ist sorgfältig von dürrem Laub und Zweigen reingefegt. Jede Muskel des Körpers ist bei dem angestrengten Gehen angespannt. Behutsam wird der Fuß vom Boden emporgehoben, leicht setzt er sich vor den anderen nieder — noch trägt jener die volle Last des Körpers; sachte schiebt sich das Gewicht auf den vorderen — gottlob, nichts hat gekracht oder geraschelt. Und nun der andere Fuß — und nun wieder der andere — so geht es wohl über eine Viertelstunde lang.

Nun steht er in der Schneise, die auf den Brunftplatz führt. An ihrem Ausgang ist sie dicht mit Tannenästen verhängt, damit das äsende Wild den Jäger nicht eräugen kann.

Nochmals verdoppelt sich die Behutsamkeit des Jägers. Wie ein Geist gleitet seine Gestalt auf dem Moosteppich dahin, er schreitet nicht mehr, nein, er gleitet nur noch voran, stets einen Fuß dicht vor den anderen schiebend. Nun hat er noch zwanzig Schritte bis zu dem Schirm, der am Rande des Platzes, dicht neben der Schneise, errichtet ist. Aber wohl fünf lange Minuten vergehen, bis er seinen Standort erreicht hat . . .

Ein leichter Nebel lagert über der weiten Blöße. Im dämmernden Lichte kann man die Spitzen der Fichtenbäumchen erkennen, die mit grünen Fingern gen Himmel weisen.

Regungslos, wie eine steinerne Säule, steht der Jäger hinter dem Schirm.

Nichts rührt sich. Nur die Nebel ziehen, vom Morgenhauche bewegt, leise hin und wieder.

Sie flattern um die kleinen Kronen der Fichtenbäumchen, erheben sich, zerfließen — und schließlich werden sie vom Lufthauche weggezogen, wie die schleiernde Gaze von der Szene im Opernhause, wenn Tannhäuser zu den Füßen der Frau Venus liegt.

An alles das und noch an tausend andere Dinge denkt der Jäger, indem er unausgesetzt die heller werdende Lichtung abäugt.

Da — jetzt leuchtet sein Auge auf. Er hat gefunden, was ein Blut rascher kreisen, seine Pulse schneller schlagen läßt. Etwa fünfzig Schritte vor ihm, auf einer kleinen Lichtung n Buschwerk, hebt sich ein Kopf mit zwei hohen Lusern vom ebel ab — und noch einer, und noch einer — vier Tiere nd's, die dort äsen.

Ein mächtiges Alttier steht voran. Sie äsen ganz vertraut mher, den Grind am Boden, man kann deutlich hören, wie e am Grase und am Heidekraut rupfen.

Der Jäger im Schirm wechselt behutsam die Stellung. ein rechtes Bein ist ihm müde geworden, er stellt sich aufs nke. Mit unendlicher Vorsicht geschieht's, und dennoch hat anz leise etwas geknackt. Vielleicht war's nur das Gelenk i seinen Knöcheln, aber sofort hat das Alttier aufgeworfen nd seine großen Lichter wandern interessiert in die Runde. nbeweglich steht der Jäger, das eine Bein hochgezogen. Noch at er nicht gewagt, den Fuß auf den Boden zu setzen. Erst ie das Tier beruhigt die Luser schüttelt und das Geäse uf den Boden tut, stellt er sich langsam bequem.

Tiefes Schweigen ringsum. Die Nebel steigen, der helle agesschein strahlt herein. Ein Buchfink kommt zu dem Jäger eflogen. Er setzt sich ahnungslos auf einen Zweig zu seinen äupten und schmettert sein Finkferlinkfink in den grauenden orgen. Dann ist's wieder ruhig.

Da plötzlich — reißt ein gewaltiger, dröhnender Klang ie einsame Stille brutal entzwei. Aehnlich wie der trom= etende Ton des Jahrmarktelefanten und doch viel edler, sonorer nd voller hat's geklungen, und laut rollt es von den Wald= änden zurück: das Orgeln des Brunfthirsches! Ja, der önig der Wälder hat gesprochen, und alle Kreatur im Um= reis lauscht empor. Verachtend die heimliche Stille des aldes, hat der edle Hirsch sein dröhnendes Liebeswerben inausgeschrien in den Wald, in die Welt — Verkünder des sten, des obersten und heiligsten Prinzips seit Erschaffung er Erde. Wie Siegesfanfaren tönt der Schrei der Liebe urch die Natur, der Liebe, die war, ist und sein wird, und enn Ihr tausend Kugeln gösset, um dem Verkünder das Herz u durchbohren. — — Wunderseltsam wird dem Jäger in einem Stand zu Mute. Das ist der Schrei, der heraufgellt ernher durch die Jahrtausende; durch alle Kreatur von der iefsten bis zur höchsten, vollendetsten — bis zum Menschen. Die

süßen Lieder der Nachtigall, die feurigen Farben der Wiesenblumen — nichts weiter sie alle, als die Offenbarungen jenes großen Mysteriums, jener ungeheuren Weltenkraft: der Liebe. Sie alle nichts anderes als der Brunstschrei des Hirsches, der da eben an den Bergwänden wiederdröhnt. Leute, Weise gibt es ja, die das ganze ewige Unsterblichkeitssehnen der armen Menschheit auf nichts anderes stellen wollen, als auf jenes Weiterreichen der Lebensfackel durch die Liebe. Das größte Problem der Welt — enthalten, verschlossen in dem wilden, brutalen Laute, der jetzt eben den heiligen Frieden der Walddämmerung zerriß — in dem Schrei des Ungeborenen nach dem Licht — — —

Die Tiere haben erschrocken aufgeworfen; sie sichern und verhoffen nach allen Richtungen, dann ziehen sie langsam ab, tiefer ins Dickicht hinein.

Die Blöße ist leer. Noch mehrmals dröhnt der Schrei des Hirsches durch die Lichtung; zuerst hat ihm von unterhalb ein hellerer und schwächerer Ton geantwortet — das war der Sechser. Er ist aber allgemach verstummt. Er ahnt wohl, daß ihn der da droben mit seinem dröhnenden Baß doch abkämpfen werde.

Angestrengt äugt der Jäger in die Lichtung. Nichts ist sichtbar. Da auf einmal — ist's ihm doch, als ob sich dort hinter den Tannenspitzen etwas bewegt hätte! Und noch einmal — und wieder — jetzt hebt sich's empor: er ist's, der Hirsch!

Reglos steht der Jäger da, indes sein Herz in fieberhaften Schlägen eilt. Die Büchse zittert leicht in seiner Hand und seine Wangen sind von roter Glut gefärbt. Leidenschaft, Mordlust, Ehrgeiz — wer weiß, was da in seinem Herzen streitet. Aber es dauert nicht lange. Er spricht sich heimlich selber Ruhe und Kälte zu.

„Dummheit, so nervös zu werden: was ist's denn? Ein Hirsch. Nun ja, ein Hirsch; dort steht er und ich werde ihn schießen, wie ich schon so manchen schoß. Lächerlich, sich darum aufzuregen. Und wenn ich ihn nicht schieße? Nicht heute schieße? So schieß' ich ihn eben morgen. Ruhe also, Ruhe und Kälte. Ganz ruhig, ganz kalt! — — So ist's recht. So recht."

Jetzt kann er kommen. Seine Kugel ist gegossen. Da hebt er auch schon, kaum 40 Gänge entfernt, den Kopf über die Fichten. Ein starkes Geweih, deutlich blinken seine weißen Enden. Jetzt noch drei, vier Schritte — bis zu der kleinen Blöße — dann —

Aber der Hirsch geht sie nicht, die paar Schritte. Langsam wendet er sich und voll kehrt er den hellen Schild dem Jäger zu. Ein wilder Gedanke schießt dem Jäger durch den Kopf. Ein Schuß aufs Weidloch — —

Es hat nur einen Augenblick gedauert. Noch hatte die Büchse nicht in seiner Hand gezuckt. Die treue alte Büchse. Sie sollte nicht durch ein Schießerstückchen entweiht werden.

„Weidmännisch jagt, wie sich's gehört — —"

Der Hirsch ist fort. Das Dickicht hat ihn aufgenommen.

Eine Viertelstunde verrinnt.

Da bewegt sich, 200 Meter oberhalb, etwas über eine kleine Lichtung.

Der Jäger nimmt behutsam sein Pürschglas ans Auge. Die vier Tiere sinds, sie ziehen dem Hochwalde zu.

Und eine ganz kleine Weile nachher tritt abermals etwas in die Lichtung. Es ist der Hirsch. Deutlich kann man ihn erkennen. Ein gewaltiger Hirsch. Ganz dunkel gefärbt und mit starkem Geweih.

Auch er zieht zum Hochwalde hinüber.

Der Jäger wirft die Büchse auf die Schulter und schreitet durch die Schneise zurück.

Etwas trottet ihm von ferne her auf dem Wege entgegen. Gerade auf ihn los. Er nimmt die Büchse von der Schulter, da hält Meister Reinecke inne — ein Moment und er ist seitwärts im Walde verschwunden.

Lächelnd hängt der Jäger das Gewehr wieder um und schreitet heimwärts, der aufgehenden Sonne entgegen. Im Tannengeäste zirpen geschäftig die Meisen und mit gellem Fauchen jagt ein Eichhorn am Stamm empor.

E. Mentzel

Der erſte Blütenbaum.

Es trägt die Erde grüne Spangen
Seit Kurzem an dem braunen Kleid,
Ihr Herze ſchwellt ein froh Verlangen,
Wie's zu dem Liebſten drängt die Maid.

Froh ſieht ſie leuchten, huſchen, blinken
Die goldnen Lichter ob dem Hag,
Und ſelig lauſcht ſie, wie die Finken
Sich grüßen mit dem erſten Schlag.

Im warmen Lenzesdrange ſteigen
Der Erde Träume kühn an's Licht,
Was jüngſt ſie wollte keuſch verſchweigen
Verrät uns heut' ihr erſt Gedicht.

Dort ſteht's im duftigen Gewande.
Allein am grünen Waldesſaum;
Weit klingt und ſingt rings in die Lande
Der erſte volle Blütenbaum.

Maienabend.

Die Wolken ziehn in ſtetem Wandel
Wie Schleier an dem Mond vorbei,
Es hüllt mich in den weichen Mantel
Die Nacht, und Knoſpen treibt der Mai.

Auf hohen, ſchlankgebauten Stielen
Die Glöckchen ſchwanken hin und her,
Und leiſe Abendwinde ſpielen
Mit Doldenſträußen, blütenſchwer.

Durch's Blätterdach die Sternlein blicken
Von leicht verhüllter Himmelsbahn,
Im Dufte liegt die Welt, es nicken
Die Roſen rings im Gartenplan.

Dem Abend gleicht mein Herz, das eben
Von Blumen und von Sternen träumt,
Wer ahnt, daß es im Dämmerweben
Jetzt ſtill vor Jubel überſchäumt? —

Sieg.

Gottlob, ſie braucht nicht mehr zu bangen,
Kein Zittern ſchmolz des Herzens Eis,
Wie kalt iſt ſie vorbei gegangen
An ihm, den ſie geliebt ſo heiß!

Auch er bewies ihr Heldengröße;
Denn ſtolz und ſicher blieb ſein Schritt,
Verriet doch nicht die kleinſte Blöße
Den Jammer, der ſein Herz durchſchnitt.

Nun lächelt er, ſie atmet ſchneller,
Als ob ſie hoch Geländ erſtieg,
Den beiden blaut der Himmel heller
Nach dem Triumph, dem Willensſieg!

Am Fenſter lacht in arger Tücke
Nicht weit davon ein dreiſtes Ding, —
Da bricht der letzte Halt der Brücke,
Die über einem Abgrund hing.

E. Mentzel

Vorübergeschwebt.

Novellette.

I.

Die Familie Uffenberg hatte drei Mitglieder, die man unte sich „die lieben Fossilien" nannte, jedoch mit einer Zuvor kommenheit und Rücksicht behandelte, wie die Gläubigen alle Religionen ihre kostbarsten Heiligtümer.

In den letzten zwei Jahren freilich, seit die neunzig jährige Großmutter, einst eine gefeierte Frankfurter Schön heit, etwas stumpf geworden war und Tante Ursel, die nu um ein Jahr jüngere Schwester des längst verstorbenen Sena tors Uffenberg, wegen nahezu völliger Erblindung, die Familien angehörigen nicht mehr nach ihrem Willen zu lenken vermochte war Onkel Bernhard Uffenberg, ein schwerreicher kinderlose Witwer von einigen siebzig Jahren, zum Hauptgegenstand alle Familienaufmerksamkeiten erhoben worden.

Es war schon sehr lange her, daß der alte Herr einma für einen ebenso heiteren als liebenswürdig-gutmütige Menschen gegolten hatte. Der gegenwärtige Chef der Famili konnte sich jener Zeit noch erinnern, er wohnte auch einst de Trauung Onkel Bernhards mit seiner gleichalterigen Cousine bei

Diese Verbindung, keineswegs aus gegenseitiger Herzens neigung, vielmehr einzig aus Familieninteresse geschlosse begründete zwar kein berauschendes Eheglück, aber ein äußer harmonisch-friedliches Zusammenleben.

Als die Geburt eines toten Söhnchens der jungen Fra zwei Jahre später das Leben kostete, war Bernhard Uffenber ein tief unglücklicher Mensch. Bald zog er sich nicht nu ganz vom gesellschaftlichen Leben zurück, er trat auch au dem von seinen Vätern begründeten Bankhaus aus und gin nach Italien. Dort blieb er zehn Jahre, an den große geschäftlichen Unternehmungen eines überseeischen Weltge schäftes in Neapel eifrig beteiligt.

Warum Onkel Bernhard, dem sich als kaufmännisches Genie in seiner neuen Stellung Gelegenheit bot, Riesensumme zu verdienen, plötzlich als Sechsunddreißigjähriger von Italie wieder abreiste und nur einen Teil seines großen Vermögens im Geschäft weiter arbeiten ließ, wußte niemand.

Erst meinten die Verwandten, eine unglückliche Liebe habe ihm Italien verleidet, allein die genauesten, an verschiedenen Stellen eingezogenen Erkundigungen boten keinerlei Halt für diese Vermutung. Im Gegenteil, sie bestätigten die vollständige Gleichgültigkeit Onkel Bernhards für den Teil des weiblichen Geschlechtes, dessen Auszeichnung ihm irgend welche Pflichten hätte auferlegen können.

Dennoch nannte ein Witzbold in der Familie die Jahre nach der Rückkehr aus Italien „Onkel Bernhards Wertherepoche".

Der Mann hatte damals so seltsam wechselnde Stimmungen gehabt, dann war er längere Zeit ganz schwermütig gewesen und schließlich ein wortkarger einsamer Sonderling geworden.

Alle diese Wandlungen lagen längst hinter Onkel Bernhard. Heute, als fast gelähmter Greis, war er der gefürchtete Skeptiker, der den Menschen, am meisten jedoch den Verwandten, erbarmungslose Wahrheiten zu sagen pflegte. Von seinem Sessel aus lenkte er auch alle wichtigen Angelegenheiten der Familie Uffenberg ganz nach eigenem Gutdünken.

Warum man ihm eine solche Macht überließ, darüber täuschte sich der alte Herr keineswegs. Häufig spottete er auch bei den Angehörigen über die erwartete Erbschaft, die ihnen Zügel und Zaum anlege, deren plötzliches Verschwinden aber ihn sofort entthronen und zu den wertlosen „Familienfossilien" werfen würde.

Gelegentlich war ihm nämlich von Bekannten im Scherz verraten worden, wie die Uffenbergs die steinalte Tante, seine Cousine Ursel und ihn selbst unter sich zu bezeichnen pflegten.

Allein wenn auch Onkel Bernhard keinerlei Wahngebilde über den Grund seines Ansehens in sich aufkommen ließ, so ging ihm als echtem Altfrankfurter doch nichts über die schon vor Jahrhunderten in der Mainstadt durch Reichtum und Stellung einflußreiche und hochgeachtete Sippe der Uffenbergs.

Auch hatte er seine besonderen Lieblinge unter deren jüngeren Mitgliedern.

Freilich ließ er nichts davon merken; er versteckte vielmehr seine Zuneigung oft hinter scharfen Urteilen und bitteren Vorwürfen über die Schwächen oder unklugen Handlungsweisen der im Stillen von ihm Bevorzugten. Was er aber streng verschwieg, sollte nach seinem Tode das Testament verraten. Vor allem würde dann die wie ein eignes Enkelkind von ihm geliebte Dora erfahren, wie gut er es mit ihr gemeint hatte.

II.

Dora Uffenberg, die jüngste Großnichte Onkel Bernhards, trat in dessen Zimmer und begrüßte ihn auf's herzlichste. Dann erkundigte sie sich voll warmer Teilnahme nach seinem Befinden und nahm dabei ihm gegenüber in dem Erker Platz, von dem aus man einen der schönsten Teile der westlichen Stadtanlagen überschauen konnte.

Die neunzehnjährige Dora war eine liebreizende, hochgewachsene Erscheinung. Braune strahlende Augen, von flachgeschweiften Brauen überwölbt, blickten aus dem feinen ovalen Gesicht, das im Profil besonders edle Formen zeigte.

Heute schien aber der wie zum Lachen und Scherzen gebildete Mund den Alten nicht durch lustige Reden aufheitern zu wollen. Verhaltener Ernst verbarg sich hinter dem weichen Spiel der Wangenlinien, verhaltener Ernst sprach auch aus dem ganzen Wesen des jungen Mädchens.

„Hier, Onkel Bernhard," sagte Dora jetzt und legte ein Buch vor diesen auf das Tischchen. „Ich bin so frei, Dir 'ne kleine Aufmerksamkeit zu bereiten."

Der Beschenkte richtete die scharfen grauen Augen forschend auf die Angekommene. „Was soll denn das heißen?" fragte er überrascht. „Soviel ich mich erinnern kann, werd' ich heut doch nicht schon wieder 'en Jahr älter."

„Nein, zum Glück nicht," meinte Dora lächelnd. „Weil aber Memoiren Deine Lieblingslektüre sind, . . . und alle Zeitungen jetzt von dem hinterlassenen Werk der Fürstin Borlandino voll sind, hab ich unterwegs gedacht, ich nehm Dir den Band mit." —

Der alte Herr strich den weißen Henri quatre und betrachtete das jetzt etwas verlegene junge Mädchen mit Schelmenblicken: „Nun guck aber 'mal an!" schmunzelte er . . . „Doch da sich jeder anständige Mensch für ein Geschenk revanchieren tut, soll ich natürlich Deinem Papa die Sach mit dem Heidelberger Professor noch 'mal in einem recht günstigen Licht vorstellen, nicht wahr?"

Dora war über und über rot geworden und hatte zu Boden gesehen. Jetzt aber hob sie mutig wieder den Blick und gestand offen: „Ach, ja, Onkelchen; denn wenn Du ein gut Wort beim Papa für mich einlegst, dann ist mir geholfen, . . . dann werd ich glücklich!"

„Glaubst Du das wirklich, Kind?“ fragte Onkel Bernhard ernst und mit Nachdruck. „Bedenk, die ganze Sach kann 'ne Schrull' von Dir sein! — Du hast den Herrn doch nur ein einzigmal gesehn.“

„Freilich, ja, . . . doch ich weiß nicht, wie das ist . . . vom ersten Augenblick an war mir's, als ob ich ihn schon lang gekannt hätte! Und, Onkelchen, bei ihm ist's grad so gewesen, er hat mir's geschrieben.“ —

„So . . . so . . .“ versetzte der alte Herr gedankenvoll. Dabei legte er die Rechte vor die Augen, als wolle er sich etwas klarer vergegenwärtigen. Dann meinte er noch: „Das mag vorkommen . . . ich geb's zu . . . aber sehr selten.“

„Vielleicht doch mehr, als Du nach Deinen eigenen Erfahrungen glauben kannst,“ erwiderte Dora. War ihr doch der Lebenslauf des Verwandten für dessen fesselnde Persönlichkeit stets zu nüchtern erschienen.

Den mitgebrachten Band wieder an sich nehmend, deutete sie auf ein eingelegtes Zeichen und erklärte, auch die Memoiren der Fürstin Borlandino enthielten einen schlagenden Beweis für die Macht des Augenblicks über Menschenherzen. Das eine Kapitel schildere nämlich die flüchtige, aber unvergeßliche Begegnung eines Paares, das eigentlich für einander bestimmt gewesen sei, jedoch sich rätselhafter Weise wieder trennte, ohne dem leisen Mahnen der Gottesstimme in der eigenen Brust Gehör zu schenken.

„Das mußt Du lesen, Onkel Bernhard, womöglich noch eher lesen als alles andere,“ drängte Dora. „Und dann . . . dann wirst Du zweifellos“ . . .

„Schön, schön, Schlaumeierchen,“ unterbrach sie der Mann. Sein Wesen verriet plötzlich große innere Unruhe und in seinen Zügen lag eine merkliche Spannung.

„Mach, daß Du fortkommst,“ bat er, „ich will gleich drangehn. Das Weitere von wegen der Revanch', das wird sich finden.“ Onkel Bernhard reichte dem jungen Mädchen die Hand und klopfte ihr zärtlich auf die Wange.

Dora merkte, er scherzte nicht und wollte wirklich allein sein, um sich gleich in das Werk vertiefen zu können.

Sie erhob sich, machte eine tiefe Verbeugung vor ihm wie vor einem Fürsten und empfahl ihm noch einmal ihr Anliegen mit dem beredten Blick ihrer ausdrucksvollen Augen.

III.

Der alte Herr war allein. Den Kopf auf die Schlummerrolle des Rohrsessels zurücklegend, schloß er kurze Weile die Lider und dachte darüber nach, ob wirklich der Liebreiz des anmutigen Geschöpfes oder die Aussicht auf die große Mitgift das Herz des Heidelberger Professors im Nu gewonnen habe. Unwillkürlich vertiefte er sich dann in die eigne Vergangenheit. Da traten mit der Klarheit des unmittelbaren Erlebnisses andere Bilder vor seine Seele, die ihn der Gegenwart entrückten und all sein Empfinden in das Netzwerk verrauschter Eindrücke einspannen.

Die untergehende Sonne schien warm in den Erker und das Gemach und malte mit zauberhafter Kraft zarte Rosen, Feuerlilien und violette Phantasieblumen auf die weiße, von goldnen Schnörkeln durchzogene Tapete.

Auch der Titel des Memoirenbandes gleißte im Abendglanz, während der Mann sich wieder aufrichtete und die Blicke dem vor ihm liegenden Buch zuwendete.

Dies schien eine geheimnisvolle Macht über ihn auszuüben. Erwartungsvolle Spannung trat in seine Mienen; dennoch hielt ihn ein unerklärliches Etwas von der Befriedigung eines heißen Verlangens ab.

Die Abendlichter spielten noch eine Zeit lang mit den goldnen Lettern, dann ging eine Wandlung mit Onkel Bernhard vor. Er schüttelte heftig den Kopf und lächelte, als spotte er über sich selbst.

Besaß er denn wirklich noch eine solch phantastische Einbildungskraft? — Wie konnte er nur an einen derartigen Zusammenhang der Dinge denken! — Hatte er doch bereits in verschiedenen Blättern Auszüge aus dem vielbesprochenen Werke gelesen, das namentlich wichtige Mitteilungen über das Leben und Wirken des ausgezeichneten Diplomaten, Fürsten Borlandino, und über dessen Beziehungen zu bedeutenden Persönlichkeiten brachte, den Erlebnissen der Bearbeiterin aber nur eine zweite Stelle anwies.

Auch von den Lebenserinnerungen der Fürstin waren Teile wiedergegeben gewesen. Onkel Bernhard wußte es noch genau. Ebenso war es ihm im Gedächtnis geblieben, wie sehr von der Kritik die unerhörte Kühnheit und Wahrheitsliebe anerkannt wurde, mit der die Herausgeberin der Memoiren das Verhältnis zu ihrem Gatten und mehrere Wendepunkte in ihrem eigenen Dasein rückhaltlos dargestellt haben sollte.

Keine Zeile von all dem war ihm zu Herzen gegangen. Und doch ließ er sich plötzlich von Doras liebenswürdigem, allein immerhin berechnetem Geplauder zu haltlosen Phantastereien hinreißen, ja beinahe um Ruh und Fassung bringen.

Es war das erstemal, daß er sich selbst untreu wurde, nachdem er nun so viele Jahre an seinem Vorsatz festhielt und der Erinnerung an die zwei glücklichsten Stunden seines Lebens keine Gewalt mehr über sich eingeräumt hatte! —

Wie unmännlich, wie kindisch kam er sich vor! Solche Anwandlungen durften nie mehr Meister über ihn werden! —

Hastig griff der Greis nach dem Buch, dessen Deckel zurückfiel.

Neben dem Titelblatt zeigte sich die Photographie des alten Fürsten, eines Mannes mit lang herabwallendem weißen Bart und bedeutenden Zügen. Onkel Bernhard, das Bild teilnahmsvoll betrachtend, fand es begreiflich, daß eine schöne junge Dame aus reiner Bewunderung für die edlen Eigenschaften Vorlandinos die Gattin des Sechzigjährigen geworden war.

Wie das Vorwort berichtete, lebte sie noch über ein Menschenalter als tadellose, verständnisvolle Gefährtin an der Seite des Gatten. Dann war die Fürstin nur zwei Jahre nach dessen Heimgang in der Mitte der Fünfzig in Neapel gestorben. Kurz vor ihrem Ende, vor etwa vier Jahren hatte sie nach angestrengter Arbeit den Wunsch des Verstorbenen erfüllt und die Memoiren zur Herausgabe nach ihrem Tode fertiggestellt.

Bis dahin war der alte Herr, noch immer nicht ganz frei von heimlicher Beunruhigung, den Mitteilungen des Vorworts gefolgt. Jetzt schlug er den Abschnitt auf, der das Vorleben der Fürstin schilderte und begann eifrig zu lesen.

Die hochbegabte Frau war der Abkömmling eines verarmten italienischen Grafen und einer deutschen Professorstochter, die den Vater auf mehreren Studienreisen durch Unteritalien begleitete. Das junge Paar war nach kurzer Ehe an einer damals in Neapel herrschenden Krankheit gestorben, der kleinen Claudia aber hatte sich eine entfernte Verwandte ihres verstorbenen Vaters, die Marchesa Passaroni, angenommen. Diese liebte Claudia wie ihr eigenes Kind und ließ ihr eine ausgezeichnete Erziehung angedeihen.

Die Dankbarkeit gegen ihre hochgesinnte Beschützerin sollte nach dem eignen Geständnis der Fürstin auch mitbestimmend gewesen sein, als sie sich entschloß, die Hand eines nahen

Verwandten der plötzlich Verstorbenen, des von jeher von ihr bewunderten und verehrten Fürsten Borlandino, anzunehmen und andere besser im Alter zu ihr passende und gleichfalls begüterte adlige Bewerber zurückzuweisen.

Onkel Bernhard hielt inne und sah einige Sekunden gedankenvoll auf das von zartem Rot überhauchte Grün der Anlagen. Dann blätterte er wieder in dem Buche und fragte sich unwillkürlich: wie diese merkwürdige Frau wohl ausgesehen haben möge?

IV.

Ein Luftzug kam durch's offene Fenster und schlug ein paar Seiten um. Da fiel plötzlich sein Blick auf das Bild einer idealschönen jungen Dame, deren loses, beinahe griechisches Gewand die Linien der edlen Gestalt zu voller Geltung brachte.

Der Mann fuhr zurück und starrte wie versteint auf das Blatt. Unter der Wucht eines überwältigenden Eindrucks stehend, zitterte die das Buch haltende Hand, überzog das sonst frische Gesicht des alten Herrn eine fahle Bläße.

Während ihm das Blut in den Schläfen und Pulsen mit jugendlichem Ungestüm zu klopfen begann, schloß er auf's neue wie erschöpft die Lider, um sie dann sogleich wieder aufzuschlagen und den Blick in wahrhaft kindlichem Entzücken auf dem schönen, von reicher dunkler Lockenfülle umrahmten Antlitz ruhen zu lassen.

Ja, das waren die wunderbaren Augen, die ihn wie unerreichbare Sterne durch's ganze Leben begleiteten! . . . Das war der stolz geformte Mund, den er eben wieder im Geiste fesselnd plaudern hörte, . . . das war auch die hohe Gestalt mit den wie von einem inneren Rhythmus geleiteten Bewegungen! . . .

Immer mehr belebte sich dem alten Mann das Bild, er sah die dunkeln Locken wieder den schlanken Nacken umringeln, sah das holde Gesicht wie einst im Feuer der Rede leicht gerötet und die Augen von dem Ausdruck wechselnder Empfindungen beseelt. Und neben der reizenden Erscheinung rankte die Rebe an der Hütte des Feldhüters von Capri, tief unten zu ihren Füßen tanzten die Wellen, mit Schaumkronen geschmückt, auf dem grüngoldenen Meer und über ihr spannte sich ein Himmel von einer Bläue, wie er ihn seit jener Stunde nie mehr gesehen!

Fünfunddreißig Jahre versanken für Onkel Bernhard; die Vergangenheit umfing ihn mit der starken Verjüngungskraft unauslöschlicher Eindrücke und ließ ihn das, was er eben mit wahrem Heißhunger zu lesen begann, wie unmittelbare Wirklichkeit durchleben.

Immer lauter klopfte beim Fortgang der Erzählung des Alten Herz, ja, ein wahrer Glücksrausch überkam ihn, als ihm das Bekenntnis mit dem tiefen warmen Klang ihrer Stimme in's Herz zitterte:

„So wurden jene beiden Stunden, in denen mich das plötzlich heraufgezogene Unwetter mit dem Fremden, den ich der Sprache nach für einen Süddeutschen hielt, in der Feldhüterhütte am steilen Abhang Capris zusammenführte, zum wichtigsten Wendepunkt in meinem Leben.

Wie es möglich ist, daß ein vorher nie gesehener Mensch mit einemmal unser Denken und Empfinden an sich reißen und uns als höchste Verkörperung aller stillen Wünsche und Träume erscheinen kann, das vermag ich nicht zu erklären! — Noch heute nach einem Leben voll Erfahrungen aller Art halte ich das plötzliche Zueinanderneigen zweier Seelen für eines der größten Geheimnisse jener rätselhaften Macht, die wir Liebe nennen.

Vielleicht haben die Mystiker Recht, wenn sie solche jäh aufflammende Empfindungen zweier Herzen von deren Zusammengehörigkeit aus einem früheren Dasein herleiten, vielleicht liegt aber auch in unserem Innern ein viel schärferes Ahnungsvermögen für das, was zu uns stimmt oder für uns bestimmt wurde, als wir bei unserem geringen Verständnis für feine seelische Vorgänge annehmen dürfen. — —

Nach ein paar Worten, nach ein paar Blicken liebte ich diesen guten, etwas unbeholfenen Menschen, der bei aller Verwirrung, je länger wir zusammen waren, desto weniger zu verbergen vermochte, wie heftig auch er sich zu mir hingezogen fühlte.

Nicht einmal unsre Namen kannten wir. Wir waren beide zu gesittet, um den Zufall auszubeuten, und klammerten uns im Stillen an die Hoffnung eines Wiedersehns unter weniger beengenden Umständen.

Doch schon als ich dem lieben und schönen Menschen vor dem Heimweg die Hand reichte, hatte ich das Gefühl, als sei das Glück in Greifnähe an uns vorübergeschwebt, ohne aus verhängnisvoller Scheu von uns festgehalten zu werden.

Diese Empfindung wurde aber für mich zur Gewißheit, als eine Depesche gleich nach meiner Rückkehr die Marchesa schleunigst nach Neapel rief, und das Schiff noch an demselben Abend mich mit jeder Sekunde weiter von dem in Capri Zurückgebliebenen entfernte.

Dennoch konnte ich den Glauben an ein Wiedersehn nicht von mir weisen. Ich fühlte ja, daß seine Gedanken bei mir weilten, daß er mir aus der Ferne folgte. Es mußte also ein Leichtes für ihn sein, Näheres über mich in Capri zu erfahren. Zufällig hatte ich ja während des Gesprächs verraten, wo meine Beschützerin und ich dort wohnten. —

Zwei Jahre lang wartete ich täglich auf den Besuch des Heißersehnten oder wenigstens auf ein Lebenszeichen von ihm. Dann jedoch überfiel mich plötzlich die Furcht, er sei entweder schon gebunden oder scheue sich, mich in seine nächsten Kreise einzuführen.

Denn sicher waren es nur reine und unantastbare Gründe, die ihn von mir fern hielten. Ich fühlte dies und fühlte auch später noch, daß die Erinnerung an jenes flüchtige Finden und wieder Verlieren ein unsichtbares Band um mich und den sympathischen Deutschen wob, dessen Heimat ich nicht einmal kannte. An Rang stand er vielleicht unter mir, an Adel der Gesinnung wüßte ich ihn nur noch Einem zu vergleichen: meinem verstorbenen Gatten, der auch meist in harmlos hingeworfenen Worten den Reichtum seines Innern offenbarte.

Ob der Angebetete meines jungen Herzens noch lebt, wenn dies Werk in die Welt geht? — Ob es ihm, was ich sehnlichst wünsche, jemals in die Hand fallen wird? — Täuscht mich die Ahnung nicht, so ist es diesen Blättern vergönnt, in seinen alten Tagen die Erinnerung an unsre allzukurze Begegnung zu neuem Leben zu erwecken. Trifft dies zu, so grüße ich ihn aus dem Jenseits und danke ihm für die Fülle stillen, beseligenden Glückes, das unser Zusammensein trotz des schmerzlichen Ausgangs bis zu dieser Stunde in mein Dasein getragen hat." — —

V.

Längst schon hatte Onkel Bernhard das Buch bei Seite gelegt, er stand aber noch ganz im Bann jener erhebenden und doch für ihn so tief traurigen Worte.

Zuweilen kam es ihm vor, als träume er, als sei der alte Zauber noch immer mächtig über ihn.

Wie es ihn ergriff und durchschauerte, zwei Jahre von ihr erwartet worden zu sein! . . . Und er, der zwar reiche, aber bürgerliche Frankfurter, er hätte nimmer gewagt, dem heißen Verlangen des Herzens nachzugeben und der holden Aristokratin seine Hand anzubieten! — Wurde sie ihm doch sogar als die Tochter der Marchesa bezeichnet.

Wie eine Huldin war ihm dies Wesen erschienen; man durfte ihm wohl Liebe und Anbetung darbringen, allein mit eignen Wünschen nicht nahen. —

So zwang der damals noch junge Mann das ganz von ihr erfüllte Herz zur Entsagung, floh er wie ein Schuldbeladener aus ihrer Nähe. In die Heimat zurückgekehrt, zehrte er dann im Stillen den langen Wandel der Jahre hindurch an dem köstlichen Gehalt der zwei Stunden, in denen das Glück auf Nimmerwiedersehn ganz nah an ihm vorbeigerauscht war! —

Welch ein Schatten wäre auf den Rest seines Lebens gefallen, wenn sie die Zagheit bei ihm falsch gedeutet oder gar verurteilt hätte! — Daß ihn die Geliebte aber ganz verstand und zuletzt noch durch ein unverdientes Dankes- und Liebeswort beglückte, das erhob den alten Mann über die bittere Erkenntnis eines verfehlten Lebens und ließ seine Augen wie in hellem Jugendglanz erstrahlen. Lange ruhten sie noch auf dem lebensvollen Bilde Claudias. Dann und wann fuhren auch seine Finger in beinah zärtlicher Berührung darüber hin, sodaß es aussah, als wolle er einen ihm teuren Menschen liebkosen. — — —

Einige Wochen später verlobte sich Dora Uffenberg mit dem Heidelberger Professor, der schon nahe daran gewesen war, seinem Glück zu entsagen, um nicht länger dem Verdacht ausgesetzt zu sein, daß er nur nach einer großen Mitgift strebe.

Was man allgemein vermutete, bestätigte sich. Onkel Bernhard hatte durch entschiedenes Eingreifen den Widerstand des Vaters gebrochen, die Neigung des begabten Mannes in's rechte Licht gerückt und dadurch das junge Paar nach vielen Kämpfen an's ersehnte Ziel geführt.

Seit man den Professor näher kennen gelernt hatte, besaß er überhaupt keinen Gegner in der Familie mehr, gewann man sogar zum erstenmal die Ueberzeugung, die Liebe sei beinah eine fast ebenso große Macht als das Geld.

Ob das Glück der durch ihn vereinigten jungen Leute auf Onkel Bernhard zurückwirkte? Er war seit der letzten Zeit in einer solch freudigen Stimmung, wie man sie eigentlich noch nie an ihm wahrgenommen hatte. — — —

Da die Uffenbergs in der Verlobung allein den Grund für diesen Wandel nicht zu finden vermochten, auch sonst keinen anderen entdecken konnten, meinte Doras Vater eines Tages scherzhaft: „Wenn ich Dich seit kurzem ansehe, Onkel Bernhard, kann ich mich nicht genug verwunnern. Siehst wirklich aus, als ob Du noch 'emal auf e Glück warte woll'st."

„Wer kann's wisse?" schmunzelte der Alte, in sichtlichem Behagen. „Und des darfst De glauwe, Fritz, wann mir's so nah kommt, daß sich's mit der Hand greife läßt, dann soll mir's nit entwische!"

„No," versetzte der Neffe etwas betroffen. „Man sollt ja meine, Du hätt'st noch, Gott weiß was, vor!"

„Beruhig Dich," gab Onkel Bernhard mit seinem Spott zurück. „Heirate will ich nit mehr, des überlaß' ich den Junge. Deshalb möcht ich mich awwer doch noch mit dem Glück auf guten Fuß stelle. Warum, des is mei Geheimnis, und bleibt mei Geheimnis."

„Gott, ich will's ja gar nit antaste," gab Fritz Uffenberg erleichtert zurück. Wußte er doch, wenn Onkel Bernhard in solch guter Laune war und noch dazu Frankfurterisch sprach, hatte die Familie nichts Unvorhergesehenes von ihm zu fürchten.

Leonie Meyerhof-Hildeck

Feuerlilie.

Ich bin die Feuerlilie,
Die Wilde der Familie. —
Bin hoch und ſchlank,
Bin flammenbraun
Und gucke über
Den Gartenzaun.

Ich bin die Feuerlilie,
Die Wilde der Familie. —
Ich will die Welt
Da draußen ſehn —
Komm, nimm mich, Windchen,
Und tu mir ſchön!

Ich bin die Feuerlilie,
Die Wilde der Familie. —
Meine Schweſtern weiß
Sind Kloſterfraun,
Die goldenen Blickes
Zum Lichte ſchaun.

Ich bin die Feuerlilie,
Die Wilde der Familie. —
Mein Sein iſt kurz,
Iſt Luſt und Glut —
Raſch will ich ſterben,
So find' ich's gut. —
Ich bin die Feuerlilie!

Im Volkston.

Ein Ringlein ſah ich blinken
Beim Meer im naſſen Sand,
Das war einem falſchen Knaben
Gefallen von der Hand.

Ich hab' es mir genommen
Und werf' es in die See —
Dich ſoll kein Andrer haben:
Die Lieb' tut gar zu weh!

Nachtwandelnd geht mein Herz.

Nachtwandelnd geht mein Herz den Weg zu dir, —
Die Nacht iſt nebelweiß, die Häuſer fließen,
Zu Silberſchaum zerſchmilzt der weiche Mond
Und tropft in Flocken auf mein wandelnd Herz,
Wie kalter Kuß von einem vollen Munde, —
Wie du wohl küſſen magſt . . . .

Nachtwandelnd geht mein armes Herz zu dir, —
Es kennt den Weg. Es ſteht vor deiner Tür
Und ſteht . . . Und träumt . . . Es will gerufen ſein
Mit ſeinem Namen, und von deiner Stimme,
Und ſüß erwachen . . . .

Meine Mutter.

Ach was hatte meine ſüße Mutter
Doch für ſchöne, blumenweiße Hände,
Weich und leuchtend, wie die Gartenroſen —
Außen bleich und innen zart errötend.

Ach was hatte meine ſüße Mutter
Doch für milde, himmelgraue Augen
Mit verträumten, hellen Frageblicken,
Wie im Mondſchein lichtgewordne Wolken.

Ach was hatte meine ſüße Mutter
Doch für eine böſe, wilde Tochter,
Heftig, wie der Wind, der plötzlich aufſteht,
Und nur ſchweigt, wenn Keiner ihm entgegen.

Ach, dann legte meine ſüße Mutter
Ihre weißen Hände vor die Augen,
Und es tauten aus den hellen Wolken
Warme Tropfen auf die zarten Roſen . . .

Frauenhaar.

Novellette.

Schon beim Erwachen entdeckten wir an dem Fehlen des gelben Sonnenstreifens am Fensterpfosten neben dem geschlossenen Laden, daß das gute Wetter uns verlassen hatte. . . .

Eine Stunde später lehnte Elisabeth neben dem Fenster und blickte still in den Regen hinaus. Die Berge waren verschwunden; das Walterdenkmal war eine hellgraue Silhouette auf hellergrauem Grunde.

Elisabeth stand mit der ihr eigentümlichen etwas geduckten Kopfhaltung, als erwarte sie, daß jemand ihr ein Krönchen auf ihre schönen kupferfarbenen Haare drücke. Selbst der Regentag legte ihr einen mattleuchtenden Schein darauf.

Sie sagte: „Sieh, wie der Regen hängt. Schnurgerade, wie ein japanischer Perlenvorhang. Am Boden entladen sich die Schnüre, aber oben werden immer neue Perlen aufgefädelt. . . Meinst Du, daß es heute noch aufhört? Nein," antwortete sie sich selbst. Und von der monologhaft träumerischen Sprechweise überraschend in einen trockenen Vernunftton übergehend, fügte sie hinzu: „Das Einzige, was an einem solchen Tage übrig bleibt, ist, sich shamponieren zu lassen."

Ich lachte und ging mit ihr. Wir fanden einen vertrauenerweckenden Laden. Drinnen hatten wir eine Zeitlang wartend zu sitzen, da der Friseur noch mit einer andern Kundin beschäftigt war. Ich sah ihr Gesicht im Spiegel; es war weder jung noch schön, aber die langen braunen Haare gefielen mir. Bereits gewaschen und getrocknet, hingen sie ihr locker, weich und ganz glatt rings um den Kopf über Schultern und Rücken herab und verdeckten einen Teil der Stuhllehne. Nun nahm der Friseur einzelne Stränge auf und drehte sie, daß sie, weich um seine Hand geschlungen, aufglänzten; es war, als winde er einen flüssigen Stoff zu einer festen Masse zusammen.

Da ich Elisabeth etwas zuraunen wollte, winkte sie mit den Wimpern, so daß mein Blick dem ihren in die Tiefe des Ladens hineinfolgte.

Dort war es dämmerig. Erst nach einigen Augenblicken entdeckte ich zwei Personen, die vor einem Türvorhang standen. Dieser Vorhang öffnete sich von Zeit zu Zeit; ein älterer Frauenkopf erschien für einen Augenblick und schaute sorgend-zärtlich auf einen der zwei Dastehenden.

Dieser Eine, der auch unser Interesse fesselte, war ein kleiner Verwachsener von etwa zwanzig Jahren.

Zwei große gepolsterte Krücken unter seinen Achselhöhlen hielten ihn aufrecht. Er sah bleich, zart, aber nicht eigentlich krank aus. Die tadellose Frisur seines dunklen Haares, die peinlich korrekte Wäsche, der elegante Tuchanzug hoben ein wenig den Eindruck der unglücklichen Persönlichkeit.

Neben ihm, noch tiefer im Schatten, stand ein alltäglich aussehender zweiter junger Mann und flüsterte dem Buckligen von Zeit zu Zeit etwas zu.

Der aber antwortete nicht. Seine großen, dunklen, von Entzücken leuchtenden Augen hingen an dem Haar der Frau im Frisierstuhl. Das ganze Gesicht mit den scharfen Zügen und den hervortretenden Backenknochen glänzte in stillem, schüchternem Glück. Er stand unbeweglich. Das gelegentliche Wispern seines Gefährten war der einzige Laut im Laden; sonst war es ganz still, so daß man das gleichförmige Rauschen des Regens hörte. Der Friseur, ein älterer Mann von verschlossenem Wesen, hantierte lautlos, wortlos. Von den zwei Gestalten vor dem Vorhang schien er keine Notiz zu nehmen; nicht einen Blick wandte er dorthin.

Auch jetzt, da er die Bezahlung entgegennahm und der Dame in Hut und Mantel half, wurden nur die nötigsten Worte gewechselt. Nur der Bucklige sprach jetzt leise mit seinem Gefährten. Sobald aber Elisabeth auf dem Sessel Platz genommen hatte, schwieg er wieder und blickte gespannt nach ihrem wundervollen Haar, dessen dicke, dunkelrote Wellen sich unter den Händen des Friseurs aus ihrer Fesselung befreiten und elastisch und eigenwillig, wie Metallfäden, auseinanderstrebten.

Das junge Mädchen duckte sich noch tiefer als sonst, in Beklemmung unter dem intensiven Blicke, den sie auf sich ruhen fühlte, obwohl sie ihn von ihrem Platze aus schwerlich sehen konnte.

Unter dem Kamme des Friseurs sprühte das Haar elektrisch auf; einzelne kupfergoldene Fäden spreizten sich weit vom Kopfe ab und stellten sich wagrecht.

Dann wurde das Waschmittel darübergegossen; der Schaum gab unter den Händen des Friseurs glatte, schlüpfende Laute. Während des Reibens und Trocknens schloß der Verwachsene die Augen. Regungslos hing seine kleine Gestalt zwischen den Krücken. Ich warte! sagten die gesenkten Lider. . . .

Den Kopf von weißen Tüchern umwunden, gegen den Trockenapparat zurückgelehnt, warf das Mädchen mir beklommen fragende Seitenblicke zu. Ich hätte ihr sagen mögen: jetzt blickt er dich nicht an; ich hätte eine Unterhaltung anknüpfen mögen, ihre Gedanken auf Anderes zu lenken. Aber die Schweigestimmung des Raumes hatte sich auf uns gelegt. Nach wenigen Worten riß das Gespräch ab. Wir gaben es auf und schwiegen, wie die Menschen, die zu diesem Ort gehörten.

Der Friseur blickte in den Regen hinaus. Von Zeit zu Zeit griff er unter das Tuch, um zu fühlen, ob die Haare trocken seien. Dann endlich rückte er den Apparat hinweg und hob das weiße Tuch.

In einer flimmernden, welligen Flut ergoß sich das dunkle Kupfer des Haares über den weißen Mantel, auf des Mädchens schmale Schultern; seine Spitzen rollten und kräuselten sich in Locken und Löckchen; auf dem Scheitel bäumte es sich in zwei lockeren Polstern empor und quoll gegen Stirn und Schläfen, nur einen schmalen weißen Streifen Gesichtes freilassend.

Der Friseur hob es an beiden Seiten auf, ließ es wieder fallen und wohlgefällig durch die Finger gleiten.

Drüben knarrte die Krücke und gab auf dem Fußboden einen kurz schreienden, ächzenden Ton.

Aufgeregt flüsterte der Begleiter, aber der Bucklige hörte nicht. Ein glückseliges Lächeln war auf seinem Gesichte aufgegangen und vertiefte sich immer mehr. Mit strahlenden Augen trank er den Glanz des üppigen, königlichen Haares — diesen Glanz, der aus dem Haare selbst zu stammen schien, denn der Tag war zu arm an Licht, um soviel zu geben.

Nie habe ich eine größere Seligkeit auf dem Gesichte eines Unglücklichen gesehen.

Und ich begriff, daß dies die Art war, in der der Enterbte die Schönheit der Frauen genoß. Die einzige Art vielleicht. Ihm mußte sie genügen. Und er gab sich ihr ganz, mit tiefer Entzückung, mit selbstvergessenem Aufgehen in einen Teil lebendiger Schönheit.

Und die Menſchen des Ladens gönnten es ihm. Ob er zu ihnen gehörte als Sohn, als Freund — ob er nur ein Fremder, ein um Schönheit Bettelnder, zu ihnen gekommen war — wer weiß es? Sie ſchenkten ihm, was ihn beglückte, gaben ihm das, was er ſtill und beſcheiden von ſeinem engen Lebenswinkel aus genießen konnte. . . .

Als wir gingen, wagte das Mädchen nur flüchtig zur Seite zu blicken. Das Glück auf dem Geſichte des Armen war erloſchen, aber ſeine großen dunklen Augen folgten ihr, ſo lange ich ihn beobachten konnte.

Nun trug ſie wirklich ein Krönchen auf dem Kopfe. Den Leuten, die an uns vorübergingen, blieb es unſichtbar — ich aber ſah es.

Karl Michler

Mohnblume.

Das Korn, das goldene Meer,
Wogt um die Mondgeküßte,
Als ob es ſingen müßte
Vom Segen reif und ſchwer.

Von leiſem Rauſchen umwacht,
Die ſtille rote Blume
Auf brauner Feldeskrume
Trinkt ſüßen Tau der Nacht.

Der ſtillſte Ort.

Ort der Toten, da wo keine
Freude in Jubelakkorden bebt,
Wo um Granit- und Marmor-Steine
Tiefe Einſamkeit ſonnend webt,
Fühlende Herzen ſich wiederfinden,
Menſchengroll in das Nichts verſinkt,
Dankbar die Seele in ſüßem Empfinden
Schauernd des Friedens Lethe trinkt.

Möchte ſtets die Stätte meiden,
Leben vom Leben das Schönſte hofft,
Aber meine Gedanken weiden
Sich an den Hügeln der Schläfer oft.
Roſen, Syringen und Flieder ſenden
So berauſchenden Duft empor,
Da wo die Seele mit hundert Händen
Greift nach dem Frieden, den ſie verlor.

Parklied.

Auf des Parkes ſtillen Gängen
Schleiche wieder ich allein
Nach der Stelle, wo verſchwiegen
Mondbeglänzte Trümmer liegen,
Wirrzerklüftet Felsgeſtein.

Dort ihr Herz dem ſüßen Drängen
Erſter Liebe ſich erſchloß
Nächtens unter'm Sterngeflimmer,
Ihre Seel' der Andacht Schimmer
Wie die Glorie umfloß.

Hörbar kaum mit Rauſcheklängen
Bebten Tannen her und hin,
Wie als flüſterten ſie leiſe
In geheimer Waldesweiſe
Segen meiner Königin.

Auf des Parkes ſtillen Gängen
Wieder ſchleicht dahin mein Tritt
Nach der Stelle, wo verſchwiegen
Mondbeglänzte Trümmer liegen, —
Und mein Herz pocht heißer mit.

In der Dachkammer.

Hab' einen Freund: Den ſtummen Harm,
Der heute wie weggefegt,
Mir iſt, als hätt' ſich ein weicher Arm
Um meinen Nacken gelegt,
Als würd' von duftigem Frauenhaar
Meine glühende Wange berührt,
Eine hungerhohle Wange gar.

Heißſchauernde Wonne ſpürt
Mein pochendes Herz. Rotgolden flirrt
Ein Strahlenheer durch's Gemach,
In's horchende Ohr ein Zauber girrt,
Im Traume? Bin ich denn wach?
Plötzlich mein trunknes Auge ſieht
Purpur und Hermlin,
Fühle ein wunderleiſes Lied
Durch meine Seele zieh'n.

Luſtrauſch.

Drückende Schwüle füllte das Zimmer,
Nur zuweilen kam es herein
Durch den Vorhang mit goldnem Geflimmer,
Lächelnd lugte lenzſonniger Schein —
Heißer und begehrlicher rollte
Wild in unſern Adern das Blut,
Leidenſchaftliche Jugend wollte
Selig tauchen in Wonneflut . . .
Eingeſchläfert Vernunft und Gewiſſen
Hatte des Weines duftender Trank,
Bald auf des Lagers ſchwellende Kiſſen
Taumelnde, glühende Liebe ſank, —
Kamen leiſe aus tiefem Grunde
Schauer, hohem Glücke geweiht,
Und wir ſchlürften mit zuckendem Munde
Himmelſüße Vergeſſenheit.

Zuweilen.

In Jubelakkorden der Wonne ſchlägt's
An's Ohr mir, Ton um Ton,
Das ſchlummernde Meer der Erinnrung bewegt's, —
Herz, Seele erzittern davon.

Frieda Nachmann

Johannes.

(Zu Prof. Steinhausens Gemälde.)

Sie haben ihn geknechtet und gebunden,
Als sie ihn draußen in der Wüste fanden,
Nach hartem Kampf ihn endlich überwanden. —
— Und sinnend steht er, denkt der letzten Stunden.

Er hat in später Nacht nicht Ruh' gefunden;
Stolz steht er da und trotzt den Häscherbanden,
Die ihn, des höchsten Herren Abgesandten,
Gefesselt wohl; — doch nimmer überwunden.

Er steht und blickt in endlos-weite Fernen.
Ihn hindert seines Kerkers Gitter nicht,
Er schaut hinauf nach jenen ew'gen Sternen.

Die Menschen schlafen, sehen nicht das Licht!
Die können seine Weisheit noch nicht lernen:
Nur der ist frei, der Geistesfesseln bricht! —

Schnee im Süden.

Schnee im Süden, traurig iſt es,
Wenn's auf Lorbeerbäume ſchneit;
Und ihr Südlandskinder wißt es,
Daß dies euer Sterbekleid.

Schneit's in Deutſchland, ſind die Bäume
Längſt ſchon kahl, kein Blatt hängt mehr,
Warten ſtill, verſenkt in Träume
Auf des Frühlings Wiederkehr.

Schnee dient ihnen nur zur Hülle,
Die der Baum zum Schutze ruft,
Und im Lenz ſproßt eine Fülle
Neuer Blätter in die Luft.

Doch Italiens zarte Bäume
Stehen traurig da im Schnee;
Ihnen bringt er keine Träume,
Ihnen bringt er tiefes Weh!

Schnee im Süden, traurig iſt es,
Wenn's auf Lorbeerbäume ſchneit;
Unſrer Hoffnung Abbild iſt es,
Wenn ſie jung — dem Tod geweiht.

Fruchtloſes Blühen.

Einſame Blüte,
Jetzt noch am Baum,
Wie ein verſpäteter
Vorfrühlingstraum.

Ringsumher Früchte,
Blühend nichts mehr,
Sendeſt noch Düfte
Lenzfroh du her.

Herbſt ſchmückt buntfarben
Jetzt ſchon das Land;
Dich allein ziert noch
Weißes Gewand.

Trägſt keine Frucht mehr,
Blüheſt nur noch;
Nutzlos verblühſt du,
Erfreueſt du doch.

Zeichen der Hoffnung,
Wenn Sterben rings droht,
Frühling iſt ſtärker
Als Winter und Tod!

Emil Neubürger

Motto.

Mach' es wie das Bäumlein!
Ob's die Welt nicht achte,
Ob der Sturm es rüttle,
Unverbittert ſtrebt es
Stets hinan zum Himmel,
Schickt die Wurzeln tiefer,
Breitet aus die Aeſte,
Weiß, es kommt der Tag noch,
Da die Menſchen ſtaunen
Seinen Blütenſträußen
Und die Früchte ſegnen,
Die es lieblich reifte.

Vier Lieder.

I.

Es ſenkt auf Wald und Feld der Schnee
Viel tauſend Flocken nieder.
Es drängt ſich viel tauſend Ach und Weh
In's Herz mir wieder und wieder.

O, Wald und Feld ſind groß und weit!
Die können viel Schnee wohl faſſen;
Wo aber ſoll mein Herz das Leid
Und Ach und Weh all laſſen?

II.

Und ob's im Herzen reißt und wühlt,
Was ſoll das eitle Zagen!
Es haben's Tauſend ſchon gefühlt,
Und Tauſend ſtark getragen.

Ring an! Ring an mit feſtem Mut!
Oft trug den kühnen Schwimmer
Zum Strand des Heils die wilde Flut;
Den Schwächling begrub ſie immer.

III.

Als jüngſt wir zuſammen gewandelt
Wohl durch den weißen Plan,
Haſt du mir ein rechtes Wunder,
Du Zauberin, angetan.

Da war mir beim ſüßen Gekoſe
So ſonnigwarm die Luft;
Da ward mir, als ob mich umſchwebte
Erquickender Blumenduft.

Und was mir zu Füßen geſchimmert,
Und was auf die Bäume geſchneit,
Das hab' ich für Blüten genommen
In kahler Winterzeit.

IV.

Der ſchönſten Roſe, die im Garten blüht,
Hat wohl der Sproſſer oft ſein Liebeslied geſungen.
Sie achtet nie, wie er in Lieb' erglüht;
Da iſt vor Schmerz im Singen einſt ſein Herz zerſprungen.

Drauf kam zu ihr in glüh'nder Farbenpracht,
Der ſie gar bald gewann, ein Schmetterling geflogen,
Der flattert fort und hat ſie ausgelacht,
Nachdem er ihr das beſte Herzblut ausgeſogen.

Lebensbild.

Vergangner Zeiten dacht' ich und trat ein;
Von prächt'ger Dienerſchar ward ich empfangen,
Und rings im Hauſe war ein fürſtlich Prangen
Von ſeltnen Stoffen, Schnitzwerk, Marmorſtein.

Und ſie ſaß da im Prachtgewand; allein
Wie waren bleich die ſonſt ſo blüh'nden Wangen!
Wie war des Auges heitrer Glanz vergangen!
Welch' tiefer Gram grub dieſer Stirn' ſich ein!

Und neben ihr ſaß düſter, trüb und kalt
Der Mann, an den geknüpft ihr junges Leben,
Wild in der Jugend, vor der Zeit nun alt.

Kein Kind war tröſtend ihrem Bund gegeben. —
Unſel'ge, ſtießeſt um ſolch' gleißend Glück
Du warmer Liebe echtes Gut zurück!

Sonett.

Was ſoll das weibiſche, das eitle Klagen?
Wenn Weh und Schmerz des Herzens Kraft beſchleichen,
Willſt du noch ſelbſt den feſten Sinn erweichen
Und unnütz zaudern und in Schwäche zagen?

Laß von dem Kundigen der Welt dir ſagen:
Nur ſchwerem Müh'n iſt Großes zu erreichen,
Der ſchönſte Sieg, er ſchreitet über Leichen,
Und herben Schmerz mußt du um Heilung wagen.

Fühlſt du die Kraft, ſteh gleich dem Felſenturme,
Der unerſchüttert bleibt dem Windesweben,
Der Bosheit biete Trotz, der wilden Wut!

Fühlſt du ſie nicht, ſo beuge dich dem Sturme,
Und neige dich, ſo wie die Weide tut;
Wenn er verbrauſt, magſt du dich neu erheben.

Was bleibt zu tun?

Der Trauten, die mir lieb und wert, ſind mir ſo Viele hingegangen!
Was bleibt zu tun?

Wie öd' und traurig wird der Pfad, mit ihnen einſt ſo gern begangen!
Was bleibt zu tun?

Zerronnen ſo manch heller Stern, der mir geleuchtet, und zergangen!
Was bleibt zu tun?

Mehr weicht und mehr der Lebensmut, mehr greift und mehr mich trübes Bangen.
Was bleibt zu tun?

Die Teuren, die geblieben dir, mußt um ſo wärmer du umfangen;
Das bleibt zu tun.

Aufſchau'n zu jenen Sternen ſtet, die herrlich, ewig gleich erprangen;
Das bleibt zu tun.

Und wallen zu; es winkt die Ruh', ſie wird dich kühl und weich umfangen;
Das bleibt zu tun!

Auf der Goetheruhe.

Ich war zu meinem Lieblingsplätzchen, der Goetheruhe, hinauf geschlendert und hatte mich auf eine der Ruhebänke niedergelassen. Es war ein herrlicher Maitag. Die Winde wehten lind und lau und trugen mir würzige Blütendüfte zu. Vor mir lag der unabsehbare Hain blühender Fruchtbäume, tiefblau grüßte in seltner Klarheit das weitgestreckte Gebirge; fernhin dem Blick verfolgbar blinkte der durch so viele reiche Ortschaften sich durchschlängelnde Strom; in hellem Schein prangte die Stadt, die, von hier aus betrachtet, bis zu den Höhen des Taunus sich auszudehnen scheint; hinter mir rauschten im Walde die Tannen und Buchen.

Ich hatte mich in süße Träumereien verloren, aus denen mich plötzlich dröhnende Schritte erweckten. Ich fuhr auf; vor mir stand ein Mann von gewaltigem Wuchs und Aussehen. „Ihr habt wohl nichts dagegen," sagte er mit etwas sonderbar klingender Stimme in etwas fremdartigem Ton, „daß ich mich zu Euch setze. Die Stelle, die Euch so sehr zu behagen scheint, habe ich seit einem Jahrtausend immer gern besucht." —

„Um Gottes Willen, der Mensch ist nicht bei Sinnen," dachte ich und rückte an's andere Ende der Bank. Zu erschrecken hatte ich Grund genug. Ich war unbewaffnet und der Mann maß seine sieben Schuh und darüber, war ungemein kräftig gebaut, sah wohl danach aus, als ob er meiner ein Dutzend zwingen könne, und trug dazu noch ein gewaltiges Schwert an der Hüfte. Ich sah ihn besorgt von der Seite an. Zwar hatte er etwas Großes, Ruhiges, Besonnenes, dabei Gutmütiges in seinem Wesen und einen freundlichen, wiewohl festen und klaren Blick; aber die tausend Jahre blieben doch immer bedenklich.

„Hat sich hier doch Alles recht schön gemacht," sagte er, indem er sich setzte. „Vor tausend Jahren sah es hier anders aus. Da hätten die Lüchse und Wölfe nimmer ein Wichtlein, wie Ihr, so ruhig sitzen lassen. Just an der Stelle, wo Ihr ruhtet, streckte ich einen gewaltigen Bären nieder, dessen Jagd mir nicht wenig zu tun gab."

Ich hatte die Zeit über den Sprecher unverwandten Auges betrachtet und erkannte ihn. Es war Karl der Große. Das ganze Aeußere, Haltung, die Würde, die Tracht, Alles stimmte.

— Doch seine Erscheinung am hellen Tage! Wenn es noch um die Zeit der Gespenster, um Mitternacht, gewesen wäre. Indes, ich wundere mich über Nichts mehr. Habe ich doch in meinem längeren Leben vieles Unglaubliche wirklich werden sehen, Telephon, transatlantisches Kabel, Hypnose, Deutschlands Bruderkrieg, Polenausweisung. Vielleicht hatte ich (wir Schriftsteller trauen uns leicht gar zu viel zu) bei meinem jüngst im historischen Verein gehaltenen Vortrag über den großen Kaiser Aeußerungen getan, deren magische Schönheit ihn zwang, sich mir zu zeigen.

„Ja," fuhr der Kaiser freundlich fort, „es war ein ganz gewaltiges Tier, wie der Martin in euerem zoologischen Garten.*) Dazumal gab es hier noch kein Hüflein bebauten Bodens, nur Sumpf und Sumpf und Wald und Wald bis zum alten Römergau, und der treue Jagdhüter, den ich hierhersetzte, war der Erste, der etwas anpflanzte um seine Hütte. Hundert Jahre später, als ich mich nach dem Treiben meines wackeren Sprößlings Arnulf umsah, stand schon der Saalhof und manch ander schmuckes Gebäude, und seitdem ist Frankfurt, was auch alles der Zeitlauf gebracht, ob der Strom sein Bett, ob Hügel und Tal die Gestalt gewechselt, ob Einzelne mit Einzelnen, Stände mit Ständen, Religionen mit Religionen um die Herrschaft gerungen, ob der Sohn zerstörte, was dem Vater lieb war, und der Enkel es wieder aufbaute, die Stadt ist gediehen und gewachsen, daß es eine Lust ist."

Wie nun der Kaiser so vergnügt auf die Mainstadt niederblickte, faßte ich mir ein Herz und hub an, indem ich mir Mühe gab, nach alter Weise zu reden. „Es ist überaus große Huld von Eurer Herrlichkeit, dem weltberühmten großmächtigen Kaiser, unter allen großen Herrschern vielleicht dem größten und gewaltigsten, das Herz eines so niedrigstehenden und gewöhnlichen Knechtes und Untertanen mit dero Anrede so gnädiglich zu erfreuen. Solche Gnade ist mehr, als mir bis jetzt noch von dem kleinsten Herrn des kleinsten Ländchens widerfahren." —

„Guter Freund," erwiderte der Kaiser, „im Himmel sind selbst die Fürsten Demokraten. Der Tod macht alles gleich; dort oben haben Macht und Majestät keine Geltung, und die Liebe und richtige Erkenntnis der Verhältnisse läßt uns da die

*) Wenn dieses Bären im Eginhard keine Erwähnung geschieht, so braucht der Kaiser doch darum dem Verfasser keinen aufgebunden zu haben, da in der Chronik unmöglich alle Jägertaten Karls verzeichnet werden konnten.

Menschen alle nach Gebühr würdigen. Uebrigens habe ich schon hienieden, wie Du wohl weißt, Gelehrte und Schriftsteller für das Salz der Erde erachtet. Freilich war damals die Art vielleicht besser als jetzt." —

„Darin kann ich Euer kaiserlichen Gnaden nur Recht geben," sagte ich hinwieder. „Es treiben's ihrer Manche jetzt gar zu schimpflich: schmählicher Weise dienen sie der Macht und dem Mammon, lassen ihnen zu Lieb Nacht für Tag, gerade für krumm, Teufels Werk für das des Himmels gelten und setzen Lügen in die Welt, daß einem schier die Wahrheit ganz daraus verschwunden scheint. Zum Voland in die Hölle mit ihnen! — Aber da mir so unverhofft das unerhörte, unschätzbare Glück geworden, vom vielleicht größten Mann aller Zeiten der Unterredung gewürdigt zu werden, von dem hochbegabten, dessen Gedanken sich durch ein langes Verweilen im Himmel und den fortgesetzten Besuch der Erde womöglich noch gehoben haben, so vergönnt mir vielleicht Euer kaiserliche Hulden zu meinem eigenen Besten und dem vieler Anderer die beneidenswerte Gunst, einige Fragen zu beantworten, die mir schon lange am Herzen liegen." —

„Fragt immer zu," erwiderte der Kaiser, „nur quält mich und Euch nicht ab mit der altertümlichen Redeweise und sprecht nur, mit der Sachsenkolonie zu reden, wie Euch der Schnabel gewachsen, zu einem, der mit der Zeit fortgeschritten und Euch wohl versteht!"

„Nun wohl, gnädigster Herr, ich liege oft in Streit mit meinen Freunden, die immer von der guten alten Zeit der Stadt reden und behaupten, daß es stark bergab mit ihr gehe. Wann stand es besser mit ihr, jetzt oder in früheren Jahrhunderten?"

„Aber haben denn Deine Freunde keine Augen zum Sehen? Merken sie nicht, wie sich Euer Frankfurt täglich vergrößert und verschönert? Haben sie nie die neuen prächtigen Straßen, in denen die vielen palastähnlichen Häuser prangen, mit den engen, winkeligen, von Luft und Licht abgesperrten Gäßchen der Altstadt verglichen? Von allen Seiten kommt Euch auf den Eisenbahnen, auf Schiff und Wagen, alles Notwendige, Schöne und Gute zugefahren. Fünf prächtige Brücken führen Euch statt der einzigen und der Furt, mit der Ihr Euch solange behelfen mußtet, den Strom hinüber. Wo war denn früher die Beleuchtung, die Reinlichkeit, die Sorge für die Gesundheit zu finden? Der Handwerker wohnt jetzt oft bequemer als einst der reiche Kaufherr, und mancher unbedeutende Handelsmann würde sein Haus nicht

gegen das des einstigen vielvermögenden Patriziers vertauschen. Laßt Euch diese Freunde doch einmal genau angeben, worin es früher so viel besser bestellt gewesen!" —

„Herzlichen Dank für die Antwort, Majestät! Vergönnt mir aber auch darüber Belehrung, ob nicht trotzdem die Einwohner dereinst glücklicher waren als jetzt!"

„Der Allgütige hat es so trefflich eingerichtet in seiner Weisheit, daß wir Menschen von den Vorzügen und Vorteilen der uns folgenden Generation weder etwas ahnen noch wissen und darum froh nach unserer Weise dahinleben. Wenn ich in so viel Monden, als man jetzt Tage dazu brauchte, mein ganzes Reich durcheilte, wenn mein Wille darin in so viel Tagen kund ward, als jetzt in Minuten geschähe, so galt es für gewaltig, und ich freute mich dessen; so ergötzten sich auch meine Großen beim Schmausen und Zechen an Liedern und Klängen, die Euch monoton und widerwärtig vorkommen würden. Aber sicher ist es, daß Euch die Bildung und Verfeinerung eine Menge höherer erhebender und beseligender Genüsse erschlossen, daß Natur, Kunst und Wissen Euch deren jetzt eine weit größere Zahl bieten. Der Handwerker und Bauersmann freut sich nun oft im Gesangverein, im Theater und Museum an manchem Schönen, das der Ritter nicht kannte, und noch manch Jahrhundert nach meiner Regierung war bei fürstlichen Banketten nichts von den Schauspielen, Konzerten und geschmackvollen Ausschmückungen zu finden, die nun ein reicher Kaufmann seinen Freunden bei der Hochzeit seiner Kinder vorführt. Jedem kömmt es doch mehr oder minder zu gute, daß Ihr mit dem Lichte malt, dem Blitze schreibt, dem Dampfe dahinfliegt. Gewiß ist es auch, daß das Wachstum des Menschengeistes, der nach und nach das Sprödeste bezwingt, Macht und Zahl der Uebel verringert hat, welche die Menschheit drücken, daß die wilde Kriegswut, daß Pest und Hungersnot seltener und minder furchtbar geworden. Darum glaube nur immer: Wenn die Minderung dieser Uebel, wenn die Teilnahme an zahlreicheren und höheren Genüssen ein Maß für das Menschenglück bietet, so seid Ihr besser daran, als Eure Ahnen."

„Doch, Majestät, vielleicht haben meine Freunde darin Recht, daß die Menschen schlechter geworden."

„Mit nichten! Böse und Gute, Selbstsüchtige und Opferwillige, Schwache und Gewaltige, die im Gefühl überlegener Kraft und Einsicht rücksichtslos die Brüder niedertreten, gab es immer, und wird es immer geben, aber sicher sind mit der

Bildung Eure Gefühle milder und weicher geworden, hat sich die Zahl wilder Verbrechen gemildert, haben sich die Herzen der Barmherzigkeit weiter geöffnet. Der Gedanke, daß beim Zusammenhang der Menschheit sich selber fördert, wer Andern Nutzen schafft, hat an Macht gewonnen; das Gefühl für Recht und Unrecht, die Scheu vor dem allgemeinen Urteil, sind mit der Bildung gewachsen. Nimmer könnten sich unter Eueren Fürsten die Greuel wiederholen, wie sie meine Enkel gegen ihren Vater, wie sie der fünfte Heinrich unter dem Beifall der Kirche gegen den seinen geübt, und was noch mehr gilt, sicher wissen die Wohlmeinenden jetzt besser den Hebel zum Besten der Mitmenschen einzusetzen, als damals, da man die Schätze zum Messelesen, zur Bereicherung der Klöster, und das Blut von Millionen um den Besitz eines Grabes vergeudete, in dem sicher der Göttliche nicht mehr ruhte. In wie viel reichen und schönen Anstalten findet jetzt der Sieche Verpflegung, wird für den Armen Sorge getragen, wird der unglückliche Blinde und Taubstumme zum nützlichen Glied der menschlichen Gesellschaft erzogen, wird selbst noch auf die Besserung der Verbrecher hingewirkt!"

„Aber sehen hier nicht Euer kaiserliche Gnaden die Sache in allzu optimistischem Lichte? Erleben wir nicht auch jetzt noch Dinge, wie die Polenausweisung, die Verfolgung von Chinesen und Semiten?"

„Die Zeit ist nahe, wo die Völker verträglich zusammenleben, wie jetzt in der Schweiz, und Eure Urenkel werden sich wohl solcher Taten schämen, aber diese rufen jetzt schon bei Vielen Mitleid und Entrüstung hervor. Dereinst wurde niedergehauen, wo man jetzt ausweist, und nirgend wurde ein Tadel laut, als der Flor damaliger Menschheit die Eroberung der heiligen Stadt mit der Niedermetzelung der Einwohner und Besatzung feierte." —

„Vergönne mir kaiserliche Huld noch Aufschluß darüber, ob die Stadt den Höhepunkt ihres Glückes noch nicht erreicht hat, und ob sie sich noch bedeutend heben wird." —

„Wisse, Freund, daß es auch uns, ob wir gleich mit schäferem Blick begabt, in gewachsener Einsicht im Lichte leben, nicht möglich ist, die ewige Folge aller sich stets neu knüpfenden und lösenden Verhältnisse zu übersehen. Leider können wir die Sicherheit des Urteils nicht mit der von großen Professoren und Journalisten der Zeit teilen, die, im alleinigen Besitz der Wahrheit, Gegenwart und Zukunft gleich richtig erkennen. Doch denkt immerhin, wer tüchtig weiterringt, kommt nicht zum Sinken.

hütet Euch vor Engherzigkeit und fürchtet nicht, daß der reichliche Zuzug Euch schade. Die Natur will Vermischung des Verschiedenartigen. Vergeßt nicht, daß Eures größten Sohnes Ahnherr aus dem Mansfeld'schen, Klinger's Vater aus dem Odenwald, der Eures wackeren Sängers Stoltze aus dem Waldecker Ländchen hierherzog. Handelt klug und vernünftig, und die Stadt wird auch noch in Zukunft wachsen und gedeihen."

„Und wann war wohl Frankfurts unglücklichste Zeit?"

„Die Letzte des dreißigjährigen Krieges. Da hatte die Stadt mehr als zwei Drittel ihrer Einwohner eingebüßt. Pest und Seuche hatten gewütet, Hungersnot die Bürger zum Aeußersten gebracht. Rings im Umkreise war Alles verwildert, und die alte Einöde wieder herrschend geworden. Kein Bauer wagte sich an die Arbeit, und die Not hatte Viele zu Kannibalen gemacht. Ja, hütet Euch vor Zwist und Hader um Religion, hütet Euch vor Zwist und Hader um Ideen, die heute in schillernden Farben glänzen, um morgen zu verblassen und in denen Ihr gar zu leicht Wolken statt der geträumten Göttin umarmt. Aus zwei anfangs nur schwachen Fünklein sind Euch zwei herrliche Flammen emporgelodert, das Mitgefühl und das helle Denken. Die müßt Ihr hochhalten und sorgfältig pflegen, wenn es gut aussehen soll im Tempel der Menschheit. Darum ehret das Licht, lasset, Ihr Reichen, die Liebe zu Euren armen Mitbrüdern nicht erkalten, und ihr Armen, haltet Euch fern von Haß und Neid, und schwere Fragen können sich für Euch friedlich lösen, die rings die Welt erschüttern und mit Strömen Bluts bedrohen."

Die letzten Worte hatte der Kaiser von einem eigenen Glanz umwogt und mit gewaltiger Stimme gesprochen. Ich fuhr empor. Die untergehende Sonne leuchtete mir gerade in's Gesicht. Ich lag auf meinem Sopha in wohldurchheiztem Zimmer, vor mir auf's historischer Roman, den Jedermann in Rücksicht auf die vielen Verbindungen des Verfassers lobt, doch noch keiner zu Ende gelesen, und den ich glücklich bis zur zehnten Seite durchgearbeitet, als mich der Gott des Schlafes und des Traumes in seinen rettenden Arm nahm.

Arthur Pfungſt

Rechtfertigung.

„Willſt du den Kampf der Zeit mit Liedern ſchlichten?
Nach Beſſer'm ſchreien ſehnſuchtsvoll die Maſſen;
Verlor'ne Müh' zu ſingen und zu dichten" —
So ſpricht die Menge höhnend auf den Gaſſen.

„„„Ich ſing', in euer'm Schmerz euch aufzurichten,
Wenn eu're neuen Sterne einſt erblaſſen,
Wenn rauhe Stürme euer Glück vernichten. —
Ihr werdet mich nicht lange warten laſſen!""

Des Lebens Spiel, das keine Gnade kennt,
Das wilde Ringen um der Erde Glück,
Wird nie Befriedigung der Menſchheit geben:

Und wem im Herzen eine Wunde brennt,
Der kehrt ins Reich der Poeſie zurück,
An ihrem ew'gen Born ſich zu erheben.

Arthur Pfungst

In Westminster Abbey.

In Londons Straßen fühl' ich mich umbraust
Vom wilden Wogengang des Weltstadtlebens,
Daß es mir bang in tiefster Seele grauft —
Wo winkt ein stiller Port? Ich späht' vergebens.

Da stand ich vor Westminster und ich trat
Ehrfürcht'gen Schrittes in die düstern Hallen,
Und als der heil'gen Stätte ich genaht
War mir's, als säh' ich einen Vorhang fallen.

Das Tosen war verstummt, die Stadt versunken —
Der Menschenstrom, der sich gewälzt einher
So lebenswarm, begehrend, daseinstrunken,
Ein Traumbild schien er mir — er war nicht mehr.

Welch' tiefe Stille! Mächt'ge Sarkophage
Und Marmorbilder stehen da in Schweigen —
Mir war, als hörte ich der Toten Klage
Empor zum hellen Licht des Tages steigen.

Wie hatten sie in ihren Erdentagen
So heiß nach Glück gerungen und nach Macht!
Wie hatten ihre Schlachten sie geschlagen! —
Und hier bleicht ihr Gebein in Grabesnacht!

Als Herrscher sind sie durch die Welt geschritten,
Und saßen über Völker zu Gerichte,
Was sie vollbracht, erlistet und erstritten,
Mit goldnen Lettern rühmt's die Weltgeschichte.

Hier ruh'n sie aus — und jenseits dieser Mauern
Die Menschheit weiß von ihrer Ruhe nicht,
Sie will nicht weilen und sie will nicht trauern,
Sie rast nach neuer Lust im ros'gen Licht.

Hier ruh'n sie aus, und draußen kraftgeschwellt
Die Menschheit flutet durch den weiten Raum —
Was ist das Leben und was ist die Welt,
Dies Schlachtfeld der Begehrenden? — ein Traum?

Der Ruf der Menschheit.

Ein Sehnen durch das Weltall zieht
Nach einem Lied, das ausgesungen,
Nach einer Glut, die nimmer glüht,
Nach einem Glück, das längst verklungen.

Und durch die Kunst zieht tiefes Klagen,
Ein unnennbares Herzeleid,
Die Dichter und die Denker sagen:
„Weh euch, daß ihr geboren seid!"

Die Menschheit seufzt aus tiefster Brust
Nach frohem Tun auf freier Erde,
Auf daß das Leben eine Lust,
Daß Alles wieder fröhlich werde.

Es tönt ihr Ruf aus allen Landen,
Er bringt zum Himmelszelt empor:
Wo sind die Güter, die entschwanden?
Die Seligkeit, die ich verlor?

„„Gib ungebändigt jene Triebe,
Das tiefe schmerzensvolle Glück,
Des Hasses Kraft, die Macht der Liebe,
— Gib meine Jugend mir zurück!""

Arthur Pfungst

Mein Lied.

I.

„Romane ſchreibe, bringe uns Geſchichten,
Die jäh uns in der Menſchheit Tiefen ſtürzen;
Was ſoll dein Grübeln, und was ſoll dein Dichten?
Der echte Künſtler ſoll die Zeit uns kürzen —"
So tönt, ſo brauſt es um mich laut und ſchrill;
— Ich hör' es nicht, ich dichte wie ich will.

Ihr ſagt mir gütig wie ich ſingen müßte,
Das hohe Lob der Menge zu erringen;
Ich weiß nicht was ſie wünſcht, doch wenn ich's wüßte,
Ich würde doch nur meine Weiſen ſingen,
Und blieb' die ganze Welt auch ſtumpf und ſtill
Bei meinem Lied. Ich dichte wie ich will.

II.

Ich ſinge nicht durchbebt von heil'gem Schauer,
Ich ſinge nicht von Lebensluſt berauſcht,
Mein Lied iſt Klage und mein Lied iſt Trauer,
Ich frage nicht, wer meinen Worten lauſcht.

Ich ſinge nicht, weil bang mein Herz erzittert
Vor Liebesſehnſucht nach der ſchönſten Maid,
Ich ſinge, weil mich froſtig-kalt umwittert
Des Lebens Jammer und Erbärmlichkeit.

Ich ſinge nicht, weil feurig mich begeiſtert
Die Glut, die Sonnenkraft des Weins,
Ich ſinge, weil mein armes Herz nicht meiſtert
Die ewig neue Not des Erdenſeins.

Ich ſinge, weil ich ſeh' die Welt verderben,
Weil ich das Große kranken ſeh' an Kleinheit;
Ich ſinge, weil ich ſeh' das Edle ſterben,
Erdrückt von übermächtiger Gemeinheit.

Nachtgedanken.

Still die Erde liegt in Schlaf verſenkt,
Jeder Blütenkelch hat ſich geſchloſſen,
Frei von jeder Laſt, die es beengt,
Ruht das Tier, kein Menſchenhirn mehr denkt,
Gärten ſchlafen mondesglanzumfloſſen.

Ach! ſo wen'ge Stunden nur und dann
Steigt die Sonne dort im Oſten auf,
Und der Friede, der mich hielt in Bann,
Steigt mit Morgennebeln himmelan,
Neu beginnt das Leben ſeinen Lauf.

Alles drängt ſich, Alles will erwerben,
Eine Woge hier die and're bricht,
Siegend ſieht die Sonne Manchen ſterben,
Sieht die Weſen ſchwinden und verderben,
— Doch die Kreatur jauchzt auf zum Licht.

Düſt're Nachtgeſpenſter, weicht von hinnen!
Sprecht mir nicht von Welken und Vergeh'n,
Laßt die Menſchheit neu ihr Werk beginnen,
Laßt auf neues Glück ſie ſinnen,
— Laßt ſie in die Sonne ſeh'n!

In der Bücherei.

Buch an Buch in ſtolzer Reihe
Grüßen dich hier von den Wänden,
Sehnſt du dich nach ſtiller Weihe,
Flüchte zu den alten Bänden!

Laß von ihnen dir berichten
Von der Menſchen Glück und Trauer,
Vom Genießen, vom Verzichten,
Liebesluſt und Todesſchauer.

Durch die ſtaub'gen Bände zittert
Furcht und Hoffnung und Verlangen,
Schlag' ſie auf und dich umwittert
Eine Welt, die längſt vergangen;

Eine Welt voll banger Sorgen,
Eine Welt voll tiefſter Pein,
Die auch träumte von dem „morgen",
Wo es beſſer werde ſein.

Ein Inder ſpricht:

Geblendet durch den Wahn, als könnt' durch Beten
Ein Staubgebor'ner wandeln das Geſcheh'n,
Sah ich die Völker in die Tempel treten,
Die Gottheit auf den Knieen anzufleh'n.

Die Gottheit ſuchten ſie in Tempelhallen,
In heil'gen Hainen auch, wo Eichen rauſchten,
Hin zu den Bergen ſah ich Beter wallen,
Wo ſie im Sturmesweh'n der Gottheit lauſchten.

Oh Menſchenwahn, der uns ſo lang' ließ glauben,
Daß in den Tempeln jene Gottheit thront,
Die uns das Glück gewähren kann und rauben!
— Die Gottheit ja in unſ'rer Seele wohnt.

Nicht auf den Bergen, nicht im heil'gen Hain
Den Menſchen ward zu teil, was ſie erbaten —
Wir ſchaffen ſelbſt uns unſ're Luſt und Pein,
Wir ſchaffen ſelbſt die Welt durch unſ're Taten.

Rudolf Presber

Sorrent.

Fahr' nicht nach Rom! Komm' mit an Oſtertagen,
Wo mein Sorrent im Schmuck der Gärten prangt,
Wo herrlicher der Himmel aufgeſchlagen
Sein Sonnenaug', nach dem die Erde bangt.

Hör' tief am Felſen weiße Wellen ſterben —
Ein ſchlummernd Weib liegt Iſchia, glanzumloht —
Des Abends letzte, ſanfte Lichter werben
Um den Veſuv, der ſchon mit Flammen droht.

Die weißen Segel auf dem Golf verblaſſen —
Ein Fiſcherboot im Schein der Fackeln zieht —
Und fernherauf von ſchattenden Terraſſen
Klingt Märchentraum -- ein Mandolinenlied.

Es ſteigt die Nacht von ſchwarzer Berge Kanten —
Die Roſe hebt ihr duftend Angeſicht —
Wie Gottesauge lacht aus der Trabanten
Verſchämtem Glanz der Venus leuchtend Licht . . .

Dir iſt's, als ſtünd' in des Orangengartens
Dunkel ein Weib und flüſtre leiſe: Komm!
Feucht iſt ihr Aug' und müd' ihr Fuß des Wartens,
Und ihre Seele iſt ſo kinderfromm.

In ihrem Blick trägt ſie den Glanz der Sterne
Und Myrthenduft im dunklen Wellenhaar.
Du fühlſt, daß dieſes Weib in kalter Ferne
Der Wunſch, die Sehnſucht deiner Träume war.

Du fühlſt es wohl, dir fiel in Kampf und Sünden
Ein Strahl aus dieſes Kindes Heil'genſchein;
Sei, Liebſter, ſtark, du wirſt, du mußt mich finden
Und unter meinem Himmel glücklich ſein! . . .

Was zauberſt du? Es loht in Flammengarben
Dort der Veſuv in nie geſehner Pracht.
Die letzten Lieder auf den Felſen ſtarben —
In lauen Düften träumt die Frühlingsnacht.

Was zauberſt du? Zu jenem Garten ſchleiche,
Wo Niemand dich, als nur die Eine, kennt;
Und wie ein junger König ſeine Reiche
Schau, ihr im Arm, das ſchlummernde Sorrent!

Die kleine Lampe.

Es ſteht in meinem Zimmer
Ein Lämpchen auf dem Pult,
Das hat einen freundlichen Schimmer,
Das hat eine lange Geduld.

Iſt emſig, mir zu dienen,
Hat oft, wenn alles ſchlief,
Manch ſüße Dummheit beſchienen
Und manchen Liebesbrief.

Es hat in einſamen Jahren
So treu für mich geglüht;
Und jüngſt hab' ich's erfahren:
Das Lämpchen hat auch — Gemüt.

Es kam zu heimlicher Feier
Die Kleine — zum erſten Mal . . .
Geſichtchen tief im Schleier,
Die Schultern tief im Shawl.

Sie kam ſo ſcheu, ſo ſchüchtern,
Sie ſtand ſo fluchtbereit —
Mein Herz war nicht mehr nüchtern
Vor ſo viel Seligkeit.

Wir ſaßen beim roten Weine,
Sie flüſtert': Jetzt muß ich nach Haus —
Da ging die kluge, kleine,
Taktvolle Lampe aus . . . .

Schon hat die Sonne liebe Launen.

Schon hat die Sonne liebe Launen
Und lacht und putzt die Wieſen blank.
Die Büchſenſpargel und Kapaunen,
Sie werden ſelt'ner — Gott ſei Dank.

Schon treibt's wie heimlich Knospenſchwellen
Im jungbefreiten Reich des Schnees —
Und keine Sandwichs und Sardellen
Verlocken zu äſthet'ſchen Tees.

Schon hüpfen froh im Waldreviere
Die erſten Sänger hin und her —
Der Drehſtuhl aber am Klaviere,
Dem Marterkaſten, der bleibt leer.

Befreit mein Fühlen, Hoffen, Denken
Von Allem, was es eingeengt —
Ach, möchten mir die Wälder ſchenken
Was die Salons mir nicht geſchenkt!

Brennende Liebe.

Du braune Schöne, deren Haut
Von Tropenglut geröſtet,
Wie viel hab' ich dir anvertraut,
Wie haſt du mich getröſtet!
Wenn ich dir heimlich — ſel'ge Stund'! —
Den Gürtel abgeriſſen,
Wie hingſt du heiß an meinem Mund
Zu ſchweigendem Genießen.

Wie weich und warm dein Atem flog . . .
Dein Wuchs ſchlank, ohne Fehle . . .
Mit nie geſtilltem Durſte ſog
Ich in mich deine Seele.
Ein Duft des braunen Körpers ſchlich
Sich ſchmeichelnd durch die Räume;
Auf weißen Wölkchen wiegte ſich
Der Genius meiner Träume.

Nun hat der Feinde blutig Heer
Die Heimat dir genommen,
Und du wirſt nimmer übers Meer
Zu deinem Freunde kommen.
Der Traum von manchem Dämmertag
Liegt kalt und grau in Aſche,
Und nur dein ſchlechtes Abbild trag'
Ich ſeufzend in der Taſche.

Ach, ſchilt mir nicht die Unmoral,
Wenn laut mein Schmerz verkündigt,
Wie wir zwei Beide manchesmal
Im Kämmerlein geſündigt,
Wie oft ich vorzog deine Näh'
Dem Nektar ſelbſt und Manna,
Du ſchlanke, braune — Henry Clay,
Du Tochter der Havanna!

Das verspätete Lachen.

Herr Ritter Volko von Strippenstein
Trank Abends gern seinen Humpen Wein.
Und saß er beim fröhlichen Kruggefecht,
Dann war ihm ein kräftiger Witz schon recht.
Und wenn ein Knappe ein Scherzwort fand,
Das Ritter Volko mühlos verstand,
Dann brachte der wackere Zechgenoß
Durch Brüllen zum Wackeln sein Ahnenschloß.
Er brüllte, bis unten beim Schwanenwirt
Die Butzenscheiben fein mitgeklirrt.
Der Schwanen-Wirt nickte, — er kannte den Ton —
Und sprach zu dem Buben: Nu lauf', mein Sohn,
Und schaff' ein Fäßlein vom heurigen Wein
Ins Schloß zum Ritter von Strippenstein;
Da zechen sie durch, ich weiß es, die Nacht.
Denn dort hat Wer einen Witz gemacht.

Doch war ihm ein Witz zu hoch und zu schwer,
Dann grübelt' Herr Volko wohl hin und her,
Stand zornig auf und nahm sein Licht,
Ging zu Bett und grüßt' keinen Menschen nicht.
Und wenn er dann tief in den dämmernden Tag
Schwer schnaufend' neben der Burgfrau lag,
Da plötzlich, wie mit Blitzesschein,
Fiel ihm der Sinn der Pointe ein.
Dann saß er im Bett auf und brüllte hinaus,
Daß die Türen krachten im ganzen Haus,
Die Hund' in den Hütten, die Hengste im Stall,
Die Knecht' in den Stuben erwachten all'.
Dann sprach wohl der Kunz zu dem Melchior
Schlaftrunken: „Zum Henker, mir kams so vor,
„Als ob Ritter Volko in seinem Bett
„Just eben die Pointe begriffen hätt'!"

Und als Ritter Volko nach Menſchenart
Geſtorben, da hat man ihn aufgebahrt.
Kunz aber und Melchior hielten zur Nacht
Bei Ritter Volko die Totenwacht.
Und daß ſie kein Schlaf überfällt und quält,
Hat Melchior dem Kunz einen Witz erzählt,
Ganz leiſe — nur einen; doch der war arg.
Ritter Volko lag ſtill und ſteif im Sarg ....

Es kamen ſechs Knappen am Morgen darauf,
Sechs Knappen, die hoben die Bahre auf;
Sechs Knappen, die trugen ins Land hinein
Den Ritter Volko von Strippenſtein.
Und zwiſchen dem Kunz und dem Schwanen-Wirt
Ging emſig betend der Seelenhirt,
Dieweil Herr Volko offenbar
Ein Chriſt blieb, wenn er nüchtern war.
Sechs Knappen traten dem Sarg zur Seit',
Die Totengräber ſtanden bereit.
Der Schwanen-Wirt weinte; ihm war nicht wohl
Vor Trauer und Jammer und Alkohol.
Vom Schloß her das Glöckchen läutete drein —
Da regt ſich Herr Volko von Strippenſtein.
Er ſetzt ſich auf und er lacht und brüllt,
Daß alle ein hölliſches Grauſen erfüllt.
Die Hund' in den Hütten, die Hengſte im Stall,
Die riſſen an ihren Ketten all'.
Es haben die Kiefer dem Pfarr und dem Wirt
Und allen ſechs Knappen vor Angſt geklirrt.
Nur der Kunz und der Melchior ſahen ſich an,
Sie wußten genau: wie, wo und wann.
Von jenem argen Witz, den zur Nacht
Dem Kunz der Melchior beigebracht,
Fiel dem toten Volko von Strippenſtein
Zwölf Stunden ſpäter die Pointe ein.

Weihnachtsfriede.

Die Flocken ſchaukeln leiſe nieder —
Das iſt der Erde Feiertag.
Der Jubel heller Kinderlieder
Miſcht ſich mit ernſtem Glockenſchlag.
Still ſteht der Pflug; die Hämmer ruhen,
Die Eſſen ſelbſt ſind ausgebrannt.
Und lächelnd geht auf goldnen Schuhen
Der Engel Gottes durch das Land.

Und Sterne ſchimmern ſeinem Walten
Mit wunderlieblichem Geleucht —
Da wollen ſich die Hände falten,
Und trotz'ge Augen werden feucht.
Und wenn erſtrahlend hell im Innern
Der Kindheit treues Bild erſteht,
Fügt ſich aus heiligem Erinnern
Und heißem Hoffen das Gebet:

Du, der dem Glanz der Nadelbäume
Die Laſt der goldnen Früchte reift,
Der nur der Kinder reine Träume
Mit ſeinem weißen Flügel ſtreift,
Scheuch' mir mit deiner Gnadenfülle
Die Unraſt, die mich trieb und ſchlug;
Gib Frieden deiner Weihnachtsſtille
Und Jugend einen Atemzug!

Zeig mir mich ſelbſt als blonden Buben
In bunter Lichter Zauberbann,
Und füll' die alten lieben Stuben
Mit meinen teuren Toten an.
Trag' Glockenton mit durchs Gelände,
Richt' mir die Augen himmelwärts,
Und leg' zwei güt'ge, kühle Hände
Auf mein gequältes Menſchenherz . . .

Aus jungen Tagen weht ein Duft . . .

Aus jungen Tagen weht ein Duft
Durch dieſes Sommerſchweigen;
Ich fühl' aus meines Herzens Gruft
Viel liebe Träume ſteigen.

Da kommen Ritter, der Waffen bar,
Die gingen blutig ſterben —
Ich wußt' ja nicht, wie ſtark ich war
Im Verderben!

Da wallen Frau'n, eine ſtille Schar,
Die ſingen, und ich lauſche —
Ich wußt' ja nicht, wie ſchlecht ich war
Im Rauſche.

Da kommen Kinder im blonden Haar
Und winden lachend Kränze —
Ich wußt' ja nicht, wie reich ich war
Im Lenze.

In Früchten ſtrotzt rings Baum bei Baum,
Im Gold die Felder prangen —
Mein Kampf, mein Glück, mein Lenz, mein Traum —
Vergangen . . . ſtill! vergangen.

Myrrha.

Die Lippen ſo friſch und ſo jugendrot,
Und die Augen voll frommer Güte;
Und doch mir war's, als läge tot
Der Lenz dir im Gemüte.

Als träumteſt du lächelnd, während ich ſprach,
Von meinen Blicken umworben,
Der Sonne ferner Heimat nach
Und Blüten, die längſt geſtorben.

Die ſprengt halt ihre Ketten
Und blüht ſo wundervoll
Und fragt nichts nach Crevetten,
Lavendel und A-moll!“

So ſprach er mit weinbetauten
Lippen und ging davon ....
Die andern beiden ſchauten
Ihm nach, dem verlornen Sohn.

Sie ſprachen gelehrt und endlos,
Und ſie bedauerten ihn;
Er war ja nicht ganz talentlos,
Doch ohne Disziplin!

Familientrauer.

Im Traume ſeh' ich wohl zuweilen
Mich ſelbſt als toten, ſtillen Mann;
Und blaſſe ſchwarze Männer eilen
Und ſagen meine Leiche an.

Es tönt durchs Haus von dumpfen Glocken;
Die Nelken wehn am Fenſterbrett.
Die Muhme mit den falſchen Locken
Sitzt als die erſte mir am Bett.

Sie ſagt, ſie ſei hier keine Fremde,
Und ſeufzt: „Wir ſtanden leider ſchlecht!“
Und zupft das feuchte Totenhemde
Mit ſpitzen Fingern mir zurecht.

Die Tante ſpricht beim Blumenbinden
Von ihrem früh verſtorbenen Kind,
Und daß die Harlemhyazinthen
In dieſem Jahr ſo teuer ſind.

Der Vetter meint, es sei im Zimmer
Für spätere Andacht schon zu warm,
Und fügt hinzu: er trage immer
Den Flor am rechten Unterarm.

In meine Bücher sich versenken
Will Kitty — liebe süße Maus! —
Und haucht: „Ich nehm' zum Angedenken
Den Maupassant mir mit nach Haus . . ."

Mit Augen, die im Zorn entbrennen,
Zur Decke Onkel Gustav schielt:
„Das muß ich wirklich taktlos nennen,
Bei Lehmanns wird Klavier gespielt!"

Des kleinen Hänschens Arme suchen
Der Mutter Knie mit Schmeichelliſt:
„Mama, dibt's heute Streußeltuchen,
Weil Ontel Rudi 'storben iſt?"

Ich liege stumm und kalt und heiter —
Ich hab's mir anders nie gedacht.
Und draußen blüht der Frühling weiter,
Und purpurn kommt die Maiennacht!

Es dröhnt der Straße lautes Treiben
Herauf im altgewohnten Schwall —
Und surrend an die Fensterscheiben
Wippt mir ein leichter Federball.

Die Pförtnerskinder – schade — schade,
Stehn jetzt da unten, heiß vom Spiel,
Und warten auf die Schokolade,
Die sonst aus diesem Fenster fiel . . .

Trianon.

Die Nacht so warm. Und silberbleich
Der Mond ruht auf den Wegen,
Da tänzelt's leise her vom Teich,
Unhörbar mit Schritten elfengleich —
Vier Herren mit Perücken und Degen.

In wehenden Röckchen mit Schnallenschuh'n
Vier Dämchen rauschen in Seide;
Schönheitspflästerchen auf den Wangen ruh'n,
Die Augen können so zärtlich tun
Und wissen nichts vom Leide.

Der Teich so glatt. Die Wege so hell —
Und Stille rings im Reviere.
Die Pärchen neigen und finden sich schnell.
Von Abenteuer und Degenduell
Flüstern die Kavaliere.

Die Dämchen, gepudert im Schäferhut,
Eine frühlingsfröhliche Kette.
Ein edles Blut, ein junges Blut;
Sie schwatzen von Liebe und Heldenmut
Und Marie Antoinette.

Sie tänzeln und freu'n sich des nächtlichen Balls
Und lachen mit Schäkermiene.
Kein Schmuckstück ziert ihre Jugend, als
Ein schmales, blutrotes Bändchen am Hals, —
Das zog die Guillotine.

Traum im Wachen.

Oft, wenn ich die Augen ſchließe,
Und die Seele bleibet wach,
Iſt's, als ob mir kleine Füße
Leiſe tanzten durchs Gemach;

Als ob friſch, wie Roſenketten,
Und in Kleidchen, ſonntagweiß,
Kinder ſich an Händen hätten
Und umhuſchten mich im Kreis.

Und es füllt, wenn ſie erſchienen,
All die Stube ſich mit Glanz;
Und am Fenſter die Gardinen
Wehen hinter ihrem Tanz.

Und ich ſpiel' den Blinden, Tauben,
Und ich ſitze ſtill und ſtumm —
Nur wenn ſie mich ſchlafend glauben,
Tanzen ſie um mich herum.

Nur wenn ich ein gutes Weilchen
Hemme meines Atems Lauf,
Drücken weiche, naſſe Mäulchen
Scheu ſich meinen Lippen auf.

Und ſo lock' ich banger Blinder,
Schauernd unter Luſt und Schmerz,
Meiner Sehnſucht tote Kinder
Mir auf's Knie und an mein Herz.

Hanns Wolfgang Rath

Abendgang.

(Für A. W.)

In tiefer, grauer Dämmrung, zwiſchen Tag und Nacht
Auf dunſtumhüllter, einſamer Chauſſee
Durch herbſtlich angehäuftes Laub
Ziehn wir dahin —
Um uns allein der hohen Linden
Dämoniſch-düſtre Pracht
Und Nacht . . . .

O weit, weit wandern in der Nacht
Allein auf dieſem dunklen Pfad —
Wenn Blätterfall uns um das Antlitz rauſcht! —
Rings iſt's ſo ſtill —
Nur leis ein Liſpeln flüſternd zieht,
Geheimnisvoll ein Raunen durch die Nacht,
Ganz ſacht . . . . .

Unſerer Jugend.

(Für A. W.)

Heut führe deine Seele weit zurück ins Land der Träume,
Zur Jugend hin, die längſt entſchwand in grauer Ferne,
Wo noch im Strahlenglanze leuchten unſre Sterne,
Weit, weit im Kinderland . . . .

Unendlich kreiſt die Zeit und raſtlos wir mit ihr durch Weiten,
Die einſt erfüllt mit unſern ſchönſten Jugendträumen,
Mit unſers Knabenfrohſinns hohem Ueberſchäumen,
Weit, weit im Kinderland . . . .

Und ernſter ward die Zeit, zu höhern Zielen flog das Trachten,
Nie rauſchen wieder, ach wie einſt die Jugendbronnen,
Sie ſind verſiegt, und ſind zum Aether hin zerronnen,
Weit, weit im Kinderland . . . .

Nur noch ein blau Erinnern ſchwebt im Hauch an uns vorüber,
In unſrer Seele allertiefſt Geheimnisdunkel
Dringt manch ein Mal noch ſchwach ein Sterngefunkel
Weit, weit aus Kinderland . . . .

Wiederkehr.

(Nach Maurice Maeterlinck.)

(Für J. D.)

Und wenn er eines Tages wiederkehrt,
Was iſt's, das ich ihm ſage? . . . .
. . . Sagt, daß ich ſein gewartet hab',
Gewartet bis zum letzten Tage. —

Und wenn er weiter mich dann fragen wird
Und nicht Erkennen zeiget? . . .
. . . O ſprecht mit Schweſterwort zu ihm
Vielleicht, daß er vor Schmerz ſich neiget. —

Und fragt er mich, wo ihr gerad verweilt,
Wie ſoll ich Antwort geben? . . .
. . . Gebt ſchweigend ihm den Goldreif mein,
Das iſt ſo gut als Antwort geben. —

Und wenn er weiter fragen wird, warum
Das Haus ſteht einſam dorten? . . .
. . . Zeigt ihm ein Lichtlein abgebrannt
Und dann die traurig-offnen Pforten. —

Und fragt er mich ſodann zu allerletzt,
Wie war die letzte Stunde? . . .
. . . . Ich lächelt mild, ſagt ihm darauf,
Aus Furcht, daß Klag ihm quillt vom Munde! —

Wandel zur Nacht.

Wenn ſtarre Kälte durch den Leib mir zittert
Dann zieh ich gern hinaus in eiſ'ge Nacht,
Iſt's weil mein Geiſt da neues Leben wittert,
Ein altes wird zum froſt'gen Grab gebracht?

Durchträumt er ewig weltvergeſſne Fernen,
Und ahnt er da den Gott in ſich erwacht,
Der mächtig leuchtend von den ew'gen Sternen
Ihm mild in ſeine tiefſten Tiefen lacht?

Ja, ja er zieht in ſtrahldurchglühte Kreiſe,
Und übertaghell wird die düſtre Nacht,
In allen Gründen ſcheint ein Leben leiſe
Aus langem Tod zu hellſtem Sein erwacht.

Und lenk ich ſtetig fort die Schritte —
Und knirſchend unterm Fuß der Boden kracht —
Dann fühl ich frei mich, frei in eurer Mitte,
Ihr Sterne zauberreicher Mitternacht.

Dann wünſcht ich ewig, ewig fortzuſchreiten
Begehrt nur ewig lichte Sternennacht,
Denn freudvoll fühl' ich nah ein heimlich Leiten
Des Gottes, der in meiner Seele wacht!

Meine Stunde.

Ich möchte mich einſt ſchlafen legen
An einem Tage, wenn im Herbſte ſpät
Nach Regenſchauern, Stürmen, trüben Wolken
Die Sonn' am Himmel ſteht,
Und wieder ihre goldnen Strahlen
Zerbricht ein düſtrer Wolkenſchwall;
Und dann muß reichlich Regen niederſtrömen,
Dann wieder Sonnenſchein aufs feuchte All.
Ganz ſo wie meine Seel' im Wechſel
Ward ſonndurchglüht, dann gramumhüllt,
So wünſcht ich wohl, daß einmal würde
Die letzte Stunde mir erfüllt . . .
Denn wenn im Leben
Mir Glück gelacht,
Hielt ſchon daneben
Das Trübe Wacht . . .

Weltenlauf.

Was ich fühlte, was ich ſang,
Hat manch andrer ſchon beſungen,
Was aus vollem Herz mir ſprang
Manchem Herzen iſt's entſprungen;
Leid im Glück und Glück im Leide —
Düſtre Trauer, helle Freude
Dauern ſchon ſeit Weltbeginnen,
Fliegen niemals fort von hinnen;
Manches Herz hat ausgeſchlagen,
Konnt nicht Leid im Glück ertragen —
Manches Herz iſt jäh zerſprungen,
Dem ein Glück im Leid erklungen —
Fort ſeit Weltbeginnen dauern
Glück und Leiden, Freude, Trauern . . . .

Georg Reutlinger

Aus dem Drama „Schlußakt".

1. Teil. — 6. Auftritt.

Heinrich Richter, cand. phil. — Grete Falk, Modistin.

(Zeit: Gegenwart. Ort: Eine Berliner Studentenbude).

Heinrich (ist gedankenvoll zum Fenster getreten; für sich) Bei Gott, das muß anders werden. Es muß was geschehen, daß ich mir diese Lumpen vom Halse schütteln kann. (Sich reckend) Arbeiten, arbeiten! (Energisch) Heute wird Schluß gemacht! Morgen beginnt das neue Leben, das Leben der Arbeit. (Kurze Pause. Es klopft an der Tür links.) Herein!

Grete (tritt ein, eine kräftige, schöne Gestalt, schwarze Haar und schwarze Augen; sie bleibt einen Augenblick unsicher an der Tür stehen.)

Heinrich (auf sie zugehend) Na Grete, willst du mir nicht hübsch guten Tag sagen? (Er umarmt sie und will sie auf den Mund küssen.)

Grete (macht eine Bewegung mit dem Kopf, und er berührt nur die Wange.)

Heinrich (sie loslassend und einen Schritt zurücktretend) Was hast du denn, Kind?

Grete (ihm einen Brief reichend, mit halblauter Stimme) Da! Lies das!

Heinrich. Ach was! Red mal erst!

Grete (schüttelt den Kopf, in bestimmtem Ton) Lies!

Heinrich (zieht den Bogen aus dem geöffneten Umschlag, wendet ihn um und sieht nach der Unterschrift) Anonym? Wird wohl was rechtes sein? (Er beginnt zu lesen.)

Grete (beobachtet ihn scharf.)

Heinrich (mit unsicherer Stimme) Und — das — glaubst — du — Grete?

Grete (rauh) Ist es wahr?

Heinrich (gefaßt) Aber wie kannst du so etwas glauben!

Grete (aufgeregt) Heinrich, wenn du mich belügst, wenn du mich hintergehst! Ich weiß nicht, was ich täte! Heinrich, Heinrich! Ist der Brief da wirklich Verleumdung? Wirklich, wirklich?

Heinrich (beschwichtigend) Aber Grete! — liebe Grete! —

Grete (ihn unterbrechend) Und was drin steht, daß du mit einer vom Chor gehst, ist Lüge, ist wahrhaftig Lüge?

Heinrich (eine ärgerliche Bewegung machend) Kind, nimm doch Vernunft an! — Siehst du denn nicht, daß das eine bodenlose Gemeinheit ist? — Laß dir doch sagen —

Grete (ihn wieder unterbrechend) Daß du schuldlos bist! O, wie gerne ließ ich mir das sagen! Aber ich weiß nicht, du hast mir noch garnicht recht in die Augen gesehen. Ach, hätte ich das Gefühl, daß ich dir unbedingt glauben könnte!

Heinrich. Törichtes Mädel, warum denn nicht! — Jetzt laß aber die dumme Geschichte sein, es ist höchste Zeit, daß ich zu meinem Gutentagkuß komme. (Er breitet die Arme nach ihr aus.)

Grete (geht zögernd auf ihn zu und küßt ihn auf den Mund.)

Heinrich. Na, Kind, und wie geht's unserm Hans? Ich fürchtete schon, als ich heute früh deine Karte bekam, dem lieben Bengel sei etwas zugestoßen; denn wir hatten uns ja erst auf morgen verabredet. Und nun hat die große Moralpredigerin mich gar von der heiligen Streberei abgehalten — (lachend) durch ihre Eifersucht!

Grete. Lache nicht darüber, Heinrich. — Hans ist wohlauf, Gott sei dank! (Ihn leidenschaftlich umarmend) Er und du, ihr seid mein einziges Glück; von einem von euch mich trennen zu müssen, wodurch es auch sei, es wäre furchtbar, ich weiß nicht, wie ich es ertrüge, wozu meine Verzweiflung mich triebe.

Heinrich (sie sanft neben sich aufs Sofa ziehend) Sei ruhig, Kind, wir drei bleiben zusammen. Und wir wollen uns noch ein viertes einfangen, nein, wir haben es schon — das Glück. Weißt du, wann es uns fand? Vor anderthalb Jahren, als unser Kind, unser Hans, zur Welt kam. Weißt du noch, was ich damals sagte?

Grete (ihn glücklich lächelnd anschauend) O, wie gut weiß ich es. Da sagtest du und deutetest dahin (auf sein Herz zeigend), jetzt ist das Häusel dadrin bis unter's Dach bewohnt, zu unterst, da haust mein gesunder Egoismus, in der Beletage ist meine Liebe zu dir eingezogen — unkündbar, und drüber, da thront die Vaterfreude. (Sie nicken sich lächelnd zu und küssen sich.)

Heinrich. Und dann sagte ich dir, sieh, Grete, ich kann dich jetzt nicht heiraten (Grete nickt ernsthaft zustimmend); und wenn ich's nur bis zum Schulmeister bringe, vielleicht überhaupt nicht — wegen der Rücksichten, die ich dann zu nehmen hätte (ironisch) auf die „gute Gesellschaft"! Und dann bleiben wir eben unverheiratet

und doch beieinander. In Berlin läßt sich das schon einrichten, und anderswo geh ich schon deshalb nicht hin, weil hier das meiste Geld zu verdienen ist, und das haben wir ja nötig — für unseren Hans. Dann aber sagte ich dir — —

Grete (einfach) Dann sagtest du mir, daß du ja etwas weit besseres werden wolltest als Schulmeister — (leidenschaftlich zärtlich) Schriftsteller, Dichter, mein Dichter, mein großer Dichter! — Mein Lieblingsdichter bist du ja schon lange! Erinnerst du dich noch des ersten Gedichts? (Ihn glücklich lächelnd ansehend):

Als du mich auf den Mund geküßt,
Da sah der Frühling zum Fenster herein
Und freute sich und lächelte
Uns seinen sonnigsten Sonnenschein.

Heinrich (sie küssend und fortfahrend):

Als du mich auf den Mund geküßt,
Drang mir ins Herz der Frühling ein,
Erweckte es und füllte es
Mit seinem sonnigsten Sonnenschein.

Grete (schalkhaft auf sein Herz deutend und sehr glücklich):

Nun jubelt das alte, dumme Herz
Und weiß vor Freude nicht aus noch ein
Und hat doch keinen andern Grund
Als diesen sonnigsten Sonnenschein.

Heinrich. Dann aber sagte ich, und wenn ich es zu etwas gebracht habe, wenn ich über die öden Alltagsmenschen, über das ganze selbstzufriedene Bravheitsgesindel (mit etwas Selbstironie) so recht staunenerregend hinausrage, so daß sie sich beinahe vor meiner Größe fürchten (scherzhaft examinierend) da mach ich's wie?

Grete (lachend) Goethe!

Heinrich. Es gemacht hat mit?

Grete (sich besinnend) Mit der — mit der — na, mit der, die er nach vielen Jahren doch noch geheiratet hat.

Heinrich (vorsagend) Mit der Vul—

Grete (lachend) Mit der Vulpius.

Heinrich. So mach ich's dann mit meiner Grete. (Er küßt sie; sie halten sich umschlungen und werden nachdenklich; kurze Stille.)

Grete (mit einem Seufzer) Ach ja, das wäre zu schön!

Heinrich. Und warum sollte es nicht so kommen können?

Grete (traurig) Es sind jetzt anderthalb Jahre her, daß wir so schön träumten, und nichts ist geschehen. Ach, Heinrich, wenn du zu arbeiten verständest, wenn du nur nicht so entsetzlich schwach wärst!

Heinrich (in vorwurfsvollem Ton) Grete!

Grete. Sei mir nicht böse, ich will dir ja jetzt keine Vorwürfe machen. Ach, wenn wenigstens das Examen glückte! (Leuchtenden Auges) Oder gar das Drama angenommen würde! Wenn ich doch noch so froh hoffen könnte wie damals!

Heinrich (tröstend, in lebhafter Weise). Das kannst du, Grete, ja das kannst du. Du sollst sehen, ich werde mich jetzt aufraffen, und es muß gelingen.

Grete (traurig lächelnd) Ach ja, dein Wille war immer der beste, armer Junge! (Sie küßt ihn zärtlich auf den Mund.)

Heinrich (bittend) Grete! —

Grete (nach kurzer Pause) Ich muß jetzt fort, ich muß zu Hans.

Heinrich. Soll ich dich begleiten? Ich habe noch ein Buch in der Bibliothek zu holen und geh dann zum Mittagessen.

Grete. Ja, aber eil dich. (Ihm Hut und Stock reichend.) Hier nimm! (Ihm Halsbinde und Rock zurechtzupfend, lächelnd) So!

Heinrich. Danke, mein Weibchen! (Er küßt sie.) Gieb diesen Kuß dem Hans. (Beide ab.)

---

2. Teil. — 3. Auftritt.

Grete Falk. — Selma Schneider, Kellnerin, ihre frühere Schulkameradin.

(Zeit: Einige Stunden nach der vorigen Szene. Ort: Derselbe).

Grete (zur Tür links eilend) Herein jetzt! Wir müssen warten, er ist nicht da.

(Eine ängstliche Stimme von außen): Muß es denn sein?

Grete. Herein! sag ich. (Sie zerrt die widerstrebende Selma Schneider ins Zimmer).

Selma (ein hübsches Mädchen, doch mit einem frechen Zug im Gesicht, ärgerlich) Gott, was soll denn das alles?

Grete (immer in erregtem Ton) Das soll, daß ich endlich Wahrheit haben will, daß ich wissen will, ob er ein Elender ist — (mit verzweifelnder Gebärde) o Gott! — oder du eine gemeine Verleumderin.

Selma (scharf) Grete, das verbitt' ich mir.

Grete (kalt) Gut, wir werden ja sehen. (Nach kurzem Ueberlegen) Mein erster Plan, dich vor der Tür stehen zu lassen und erst, wenn er auf meine Worte Ausflüchte sucht, hereinzurufen, der ist nun mißglückt, denn du siehst, er ist noch nicht zu Hause. Was nun? (Sich vor die Stirn schlagend) Ach! ich bin ganz verwirrt.

Selma. Na, dann schieben wir's eben für ein andersmal auf. (Sie wendet sich zur Tür).

Grete (ihr den Weg vertretend) Nein, heute will ich Gewißheit haben, das ertrag' ich nicht länger.

Selma (verstellt gleichgültig) Meinetwegen! Und was machen wir jetzt?

Grete (nach kurzem Nachdenken) Ohne Winkelzüge! — Wir warten, bis er kommt. Ich werde ihm dann deine Beschuldigung vorhalten, und du wirst sie bezeugen. (Sie sinkt auf einen Stuhl, den Kopf zwischen den ausgestreckten Armen auf den Tisch geneigt, schluchzend) O, wenn er sich doch von dem Verdacht reinigen könnte! (Aufstehend) Wie glücklich war ich hier in dem Zimmer erst heute noch! — (bitter) bis ich dann dir begegnen mußte.

Selma (mit höhnischem Lächeln) Wie du dich nur anstellst!

Grete (verächtlich und schmerzlich) Du kannst das nicht begreifen! (Stöhnend) O Gott, o Gott!

Selma (leicht) Mir ist schon manch einer untreu geworden, und ich bin nicht dran gestorben.

Grete (ernst) Ich bin eben von anderer Art — vielleicht zu meinem Unheil. (Das folgende mehr für sich als zu Selma: zuerst wie träumend, dann in steigender Erregung) Als ich ihn kennen lernte und er mir immer lieber und lieber wurde und ich mich ihm hingab nach langem Kampfe mit mir selbst, weil ich nicht anders konnte — damals liebte er mich, das weiß ich sicher — vielleicht so sehr, wie ich ihn — nein, nicht ganz, das ist nicht möglich — — es war Frühling, und wie blühte unsere Liebe! — Als ich mich ihm da hingab, wie war ich stolz auf meinen Mut, auf meine Tat, wie fühlte ich mich hochstehend über den andern! — Ja, ich hatte eine stolze Liebe im Herzen, aber ich hatte auch seinen Treuschwur für's Leben, drum durfte ich so stolz sein. — Heute! — wenn er sich gegen mein heiliges Vertrauen versündigt, wenn er die Treue getötet hätte — dann hätte er mich ehrlos gemacht — mich und das Kind! — dann hätte er mich vor mir selbst zur Dirne erniedrigt! — (Aufschluchzend) Nein! das ist unmöglich, das wäre zu grausam!

Selma (mit den Schultern zuckend und Grete verwundert ansehend, für sich) Nee, so überspannt! Das versteh' ich wahrhaftig nicht. (Zu Grete) So beruhig' dich doch! Was soll denn das?

Grete (antwortet nicht; dann gefaßter) Setz dich und erzähl' mir noch einmal alles.

Selma. Du weißt es ja. In meiner Weinkneipe — (neidisch-ironisch) ich hab's ja nur zur Kellnerin gebracht und nicht wie du zur gesuchten Modistin! — in meiner Kneipe also, da saß gestern so'ne fidele Gesellschaft, es schienen Chordämchen mit ihren Verhältnissen zu sein; und darunter war auch ein hübsches, blondes Persönchen, Elli wurde sie gerufen; die hatte keinen neben sich, und die schrieb ein Billet — (spöttisch) ein schönes, rosenrotes! — an ihm, an deinen Schatz. Das ist alles.

Grete (starrt vor sich hin; dann nach längerer Pause) Du — du hast wohl auch den anonymen Brief an mich geschrieben?

Selma (einen Augenblick erschrocken) Ich? Wie käme ich dazu? (Gefaßt) Nee, mein Kind.

Grete (bestimmt) Lüg doch nicht, du hast ihn geschrieben.

Selma (frech) Na, wenn du's absolut wissen willst, ja, ich hab' ihn geschrieben (beruhigend) dir zu liebe.

Grete (höhnisch auflachend) Beruht der auch auf Tatsachen?

Selma. Eine Kollegin hat mir's erzählt.

Grete (verächtlich) Eine Kellnerin? Darauf geb' ich nichts.

Selma (beleidigt) Du bist ja gewaltig stolz, ich bin auch Kellnerin.

Grete (gleichgültig) Entschuldige! (Nach kurzem Besinnen) Hör', hast du nicht Heinrich *vor* mir gekannt? Er hat dich wohl irgendwie beleidigt, daß du ihn so verfolgst?

Selma (ist rot geworden, verlegen) Der!? Mich? (Gezwungen lachend) Doch das geht dich ja garnichts an, mein Lämmchen!

Grete (sieht sie scharf an und zeigt dann durch eine verächtliche Gebärde, daß es ihr nicht der Mühe wert ist, dies zu ergründen).

Selma (nach einer Pause) Hör' mal, wenn wir hier suchten, wir könnten vielleicht das Billet von der bewußten Elli finden.

Grete. Ich spioniere nicht. (Sie starrt apathisch vor sich hin).

Selma (ist unterdessen aufgestanden und an das Büchergestell getreten; unter den Papieren suchend) Aber warum denn nicht? Das ist doch kein Staatsverbrechen!

Grete (hört sie nicht).

Selma (beim Durchsuchen plötzlich triumphierend) Da ist's!

Grete (aufschreckend und aufspringend) Her! (Sie reißt ihr das Billet aus der Hand, liest und bricht in ein gellendes, verzweifeltes Lachen aus; sie schwankt leicht und hält sich am Büchergestell fest).

Selma (von Mitleid ergriffen, ist hinter sie getreten, um sie zu stützen, und sucht sie zu trösten). Es wird ja nicht so schlimm sein — komm doch, hör doch! — es wird ja alles wieder gut. Willst Du ein Glas Wasser? (Sie erhält keine Antwort).

Grete (mit ſtarrem, abweſendem Blick, endlich ſtöhnend) Es iſt wahr! Es iſt wahr! (Abgebrochen) Sie will ihn beſuchen — heute noch — hier! — Hier, wo ich — — Mein Kind! Ich unſeliges Weib! (Verzweifeltes Stillſchweigen).

Selma (betrachtet ſie ängſtlich).

Grete (ſcheinbar ruhig) Komm, Selma, wir wollen gehen, jetzt haben wir hier nichts mehr zu ſuchen. (In leidenſchaftliche Drohung ausbrechend) Aber ich werde wiederkommen! (Mit einem troſtloſen Blick auf das Zimmer verläßt ſie es wankend, auf Selma geſtützt).

Die auf Höhen wandeln.

Die auf Höhen wandeln
ſind's, die die Tiefen ſchauen,
auf Höhen der Menſchheit —
wiſſende Männer und Frauen.

Die auf Höhen wandeln,
ein zuckendes Lächeln um ſtillen Mund
und im Auge Verzeihen,
ſchau'n tief auf irrender Herzen Grund.

Die auf Höhen wandeln
ſind's, die die Sonnen ſchauen,
ſind's, die die Sterne kennen —
und unten erſtirbt das Grauen.

Die auf Höhen wandeln
in ſeligem Menſchheitsverſtehen
lächeln ſtolz entgegen
dem wartenden Vergehen.

Drum ſind ſie ſo armſelig klein geworden.

Im Sonnenlande iſt das Glück geboren.
Die Erde iſt des Schmerzes Heimatland.
Zur Erde kam das lichte Glück und fand
Den großen Schmerz und hat ihm Haß geſchworen.
In grimmer Fehde beide Feinde liegen,
Und keiner kann den andern je beſiegen,
Doch haben beide in dem Streit verloren.
Siegloſes Kämpfen muß die Größe morden —
Drum ſind ſie ſo armſelig klein geworden,
Daß zu Gefährten ſie ſich nun erkoren.

Herbſtſturm.

Wie der Wind durch die Straßen brauſt,
Wie er um unſer Häuschen ſauſt!
Hui, hui! — Hui, hui! —
Die Lampe verbreitet gedämpften Schein,
Im Zimmer zwei Lebensfrohe allein.
Wie das Feuer im Ofen kniſtert!
Wie es kichert, wie es flüſtert! — wie es flüſtert!
Was iſt es doch hier ſo wohligwarm! —
Ich halte dich feſt mit ſtarkem Arm
Und küſſe dich. . .

Wie der Sturm am Laden rüttelt,
Wie er den Baum im Gärtchen ſchüttelt,
Daß die Zweige wider die Hütte krachen!
Wie er ſauſt!
Wie er brauſt!
Hui, hui! — Hui, hui!
Wir aber ſind glücklich und lachen.
Wie das Feuer im Ofen kniſtert! —
Horch, wie es kichert, horch, wie es flüſtert —
Küſſet, küſſet, küſſet euch!

Worte der Einsamkeit.

Ich liege auf duftender Waldeswiese am eilenden Bach. Die Frühlingssonne küßt die Blumen ringsum, die dankbar aufblicken zu ihrer strahlenden Gebieterin. Der Wald schaut mich an in ernstem Schweigen. Es summt und zirpt in Busch und Strauch, Käfer schwirren in der Luft und die Vögel singen. Frühlingsfriede. Und ich schaue auf zu dem weiten blauen Himmel, aber das Auge der Gottheit, die flammende Sonne, zwingt mich, die Lider zu schließen. Doch ihren Strahl fühle ich im Herzen, dem glückerfüllten. Menschenfriede. Und die Einsamkeit spricht zu mir: Sei ein Mensch.

*

Ich stehe auf steilem Fels. Drunten im Tal glitzert der Fluß dahin. Vorbei an dem Kloster, draus ein Glöcklein erklingt, vorbei an dem kleinen Dorf mit der ragenden Ruine, vorbei an dem Bauer, der auf dem Felde sich müht. Ringsum waldbedeckte Hänge; Wege winden sich hinan zu der hohen Ebene, auf der goldene Kornfelder wogen. Ueber mir knarrt die alte Wetterfahne des kleinen Tempels, von leisen Winden bewegt. Die Sommersonne aber, die überreiche, wirft ihren lachenden Schein auf das friedliche Bild. Und wieder ist mein Herz erfüllt von einem unverstandenen Glück, und wieder spricht die Einsamkeit zu mir: Sei ein Mensch.

*

Ich eile durch die verkehrsreiche Stadt. Ein Sonntagabend dämmert heran. Tausend helle Lichter flammen auf. Männer, Weiber, Kinder fluten mir entgegen, unaufhörlich scheint der Strom. Und das schwatzt und lacht und schimpft und schreit. Dazwischen Wagengerassel und Pferdegestampf. Doch nur selten ein Kopf, der fesselt, stumpf die Mienen der Menge — Leute, Larven. Da, mitten unter Tausenden, erfaßt mich das Gefühl der Einsamkeit; aber nicht vor Glückesfülle, wie auf der träumenden Waldeswiese und dem besonnten Fels weitet

ſich mein Herz — es krampft ſich zuſammen vor ungekanntem Weh. Und zum dritten Male vernehme ich die Worte der Einſamkeit: Sei ein Menſch.

Da glaube ich, den Sinn der Mahnung zu erfaſſen, in hohem Selbſtgefühl blicke ich ſtolz auf die haſtende Menge — und ſehe ſie doch kaum und höre ſie doch kaum. Und denke nur das eine: Der Einſame iſt wie ein König. Aber auf einmal dringt eine helle Kinderſtimme an mein Ohr: Mutter, wie war's heute ſo ſchön, unſer Spiel im Walde! Ich blicke hin. Zwei leuchtende Kinderaugen ſchauen ſtrahlend in das abgehärmte Geſicht der Mutter, und dieſes iſt verklärt von der Freude am Glücke des Kindes. Und alſo ſpricht meine Einſamkeit zu mir: Sei ein Menſch, aber hüte dich zu verachten, auch die Armſeligſten haben Augenblicke, in denen ſie Menſchen ſind.

Emil Ries

Erdenweihe.

Habe lieb die Mutter Erde,
In ihr Dunkel raſtlos leuchte,
Daß ſie lichte Heimat werde
Denen auch, die Elend beugte.

Denke nimmer: keine Gabe
Hab' ich, weil mir Schätze fehlen;
Liebe iſt die höchſte Labe
Für verlaſſ'ne, müde Seelen.

Jede Hand kann Wunden heilen,
Wenn ſie Kraft der Liebe ſpüret,
Mit dem Bruder Manna teilen
Jeder, der zum Licht ihn führet.

Ja, des Geiſtes Schätze ſchütte
Allen aus, recht ein Verſchwender,
Manchem dann, auch in der Hütte,
Wirſt du Arzt und Segenſpender;

Wirſt der Unraſt arge Saaten
Selber dir im Buſen dämpfen
Und im Felde froher Taten
Stillen Frieden dir erkämpfen.

Um ſich vor der Welt zu retten,
Weiß ich beſſres nicht zu künden,
Als durch tauſend Liebesketten
Mit der Welt ſich zu verbünden.

Trauer.

Leiſe rinnend aus der Seele
Fließt das dunkle, ſchwere Leid,
Wenn in nächt'ger Einſamkeit
Ich mir ſelbſt nichts mehr verhehle;
Wenn ich weit die Blicke ſpannte
Ueber meines Lebens Bahn,
Was verſäumt iſt, was getan,
Mit dem rechten Namen nannte.
Wie ein Fremder, irren Ganges,
Wandre ich jahrab, jahrauf
Meines eignen Lebens Lauf,
Sklave dunklen Seelendranges.
Wie den Friedhof man beſchreitet,
Drin viel teure Tote ruhn,
Die kein Ruf zu neuem Tun
Weckt, und die man doch beneidet:
Die man grüßt in heißem Sehnen,
Segnend ihres Lebens Pfad,
Ihrer Liebe ſtille Saat,
Jetzt mit Kränzen, jetzt mit Tränen.
O mein Hoffen, o mein Lieben,
Heil'ge Tote meiner Bruſt!
Ach, mir iſt in Schmerz und Luſt
Auch die Träne nicht geblieben.
Nur mein Lied als Leidensboten
Hab' ich noch, der unerſchlafft
Webt aus letzter Lebenskraft
Sterbekleider meinen Toten.

Heilige Nähe.

In deiner Nähe iſt mir wie dem Frommen,
Wenn er vor ſeines Gottes Altar ſteht:
Ein ſüßer Schauer durch mein Herze geht,
Als ſei ich in ein Heiligtum gekommen.

Und meine Seele fühlt ſich ſo beklommen,
Daß ſpurlos wie ein flücht'ger Hauch verweht,
Womit ich ſelber meinen Mut erhöht,
Und was zu ſagen ich mir vorgenommen.

Doch ſeliger iſt nichts als dieſes Schweigen,
Und eine Wahrheit hat es mir verkündet,
Die wieder halb den Gläub'gen mich verbündet:

Ich fühl's, es iſt der Menſchenſeele eigen,
Wo wahrhaft Schönes, Göttliches ſie findet,
In ſtummer Ehrfurcht ſich davor zu neigen.

Letzt' Vermächtnis.

Jahre gingen, Jahre kamen
Und mein armes Herz ſucht Ruh,
Aber deinen heil'gen Namen
Deckt kein Abendſchatten zu.

Der Erinn'rung Funken ſpringen
Durch die Seele fort und fort,
Und mit wunderſamem Klingen
Lockt, wie einſt, dein ſüßes Wort.

Und ich folge. Ach, ich habe
Keine Kraft, zu widerſtehn,
Und ich ſteh' an deinem Grabe,
Eh' ich weiß, wie es geſcheh'n.

An dem Stein, dir zum Gedächtnis
Aufgerichtet, fällt mir zu
Als der Liebe letzt' Vermächtnis
Sonnenwarme Abendruh'.

Franz Rittweger

Der Meiſterſänger in Frankfurt.

Ein Komödienſpiel in einem Akt.

Motto:
Viel ſchul halff ich verwalten,
Dett auch ſelber ſchuld halten
Im landt, wo ich hin kam,
Hielt die erſt zu Franckfurt mit nam.
Hans Sachs.

Perſonen:

Hans Sachs, Schuhmacher und Meiſterſänger	21	Jahr
Henne Knabenſchuch, Altmeiſter	70	„
Meiſter Heinrich der Steinmetz	22	„
Peter Creuzer, Goldſchmied aus Nürnberg	57	„
Kunigunde, deſſen Tochter	17	„
Vienhard Nunnenbeck, Leinweber und Meiſterſänger aus Nürnberg	40	„

Ein Pfeifer.
Meiſter und Geſellen der Zunft der Schuhmacher.

Perſonen des Zwiſchenſpiels:

Der Herold.	Der Bürger.
Der getreue Eckhard.	Der Bauer.
Der Tannhäuſer.	Der Landsknecht.
Frau Venus.	Der Spieler.
Der Ritter.	Der Trinker.
Der Doktor.	Die Jungfrau.

Das Edelfräulein.

Ort der Handlung: Frankfurt am Main.
Zeit der Handlung: Das Jahr 1515.

Szene.

Zimmer im Schuhmacher-Zunfthaus: „Schildknecht zu Sanct Marcus" auf dem Markt (Lit. S. No. 148, neu 18). Das Zimmer ist ausgeschmückt mit den Emblemen und Fahnen der Schuhmacherzunft. An einer Stelle der Wand ist das Bildnis des heil. St. Marcus in Lebensgröße gemalt mit der goldenen Ueberschrift: „Zu Sanct Marcus" (in Wirklichkeit war das Bild außen am Hause gemalt). Im Zimmer befindet sich eine Emporbühne zum Spiel geeignet. Im Zimmer selbst sind Stühle und Bänke für die Zunftgenossen aufgestellt. — Wenn der Vorhang aufgeht, erhebt sich der Altmeister.

Henne Knabenschuch:

Mit Gunst erheb' ich mich und heiß'
Willkommen Alle, die mit Fleiß
Und Ordnung sich gefunden ein,
Dem Ruf der Zunft gefolgt zu sein.

Auch Gäste, von uns hochgeehrt,
Sind heute bei uns eingekehrt,
Darunter Männer, wohlgeacht't,
Die uns die Meß'zeit hat gebracht.

Von Nürnberg Lienhard Nunnenbeck,
Der Meistersänger, der noch keck
Die Saiten meistert, wenn schon gar
Das Alter hat gebleicht sein Haar.

Auch Meister Creuzer, Goldschmied fein,
Mit Kunigund, dem Töchterlein;
Gilt ihm auch hoch das eitle Gold,
Ist doch er dem Gesange hold.

Das Töchterlein, wie Sonnenglut
Auf Alpenfirnen Abends ruht,
So leuchtet rosig ihr Gesicht,
Aus dem der Augen Wonne spricht.

Und Alle schau'n mit warmem Sinn
Auf einen schmucken Jüngling hin,
Der aus der liederreichen Brust
Ertönen läßt der Dichtung Lust.

Er ist ein schlichter Handwerksmann,
Der aber früh schon Ruhm gewann,
Den man schon allerwegens kennt,
Der sich Hans Sachs von Nürnberg nennt.

Ein neues, schönes Stücklein hat
Gedichtet er in unsrer Stadt,
Es heißt: „Der Venus Hofgesind'"
Und mög' erfreu'n manch' Menschenkind.

Wir bringen heut' es hier zur Schau,
Wie er's geschrieben, ganz genau. —
Die Spieler soll'n gebeten sein,
Zu treten auf die Schaubühn' ein.

(Folgt das „Hofgesind Veneris" von Hans Sachs).

Der Herold

(tritt ein, verneigt sich und spricht):

Gott grüß' Euch, all Ihr Biederleut',
Die Ihr just hier versammelt seid!
Es kommen mit mir viele her,
Sie wollen gern zu Eurer Ehr
Ein kurzes Fastnachtsspiel hier machen,
Wen Lust anwandelt, mag drob lachen.
Doch wird in diesem Fastnachtsspiel
Gered't zu wenig oder zu viel,
So bitten wir Euch all vorab
Zu brechen drüber nicht den Stab,
Und legt es uns nicht übel aus.
Als Erster komme jetzt heraus
Ein Mann mit langem krausen Bart
Er nennt sich der getreu Eckhard.
Vorm Venusberge tat er steh'n
Und hat der Wunder viel geseh'n.

Der getreue Eckhard

(erscheint und spricht):

Gott grüß' Euch all hier insgemein!
In Güte komme ich herein,
Wenn ich auch habe wohl vernommen,
Was Alles wird vor's Aug' Euch kommen,
Vor dem ich sehr Euch warnen muß,
Vor Allem vor der Frau Venus,
Die mehren will ihr Hofgesind
Und die mit spitzem Pfeil geschwind
Verwundet Alle, die ihr nah'n.
Drum nehmet meine Warnung an.

Tannhäuſer
(ſpricht):

Tannhäuſer werde ich genannt,
Mein Name iſt gar weit bekannt,
Im Frankenland bin ich geboren,
Doch hat Frau Venus mich erkoren
Zu ihrem Dienſt und mich bezwungen;
Ihr Pfeil iſt mir in's Herz gedrungen,
Von ihren Reizen ganz befangen,
Blieb ich in ihren Feſſeln hangen.

Frau Venus
(ſpricht):

Frau Venus bin ich, liebenswert,
Durch mich ward manches Reich zerſtört;
Ich hab' auf Erden viel Gewalt
Wohl über Reich, Arm, Jung und Alt,
Und wer durch mein Geſchoß verwund't,
Der muß mir dienen von der Stund';
Drum wer entfliehen will dem Pfeil,
Der flieh' davon in aller Eil'.

Der Ritter
(ſpricht):

Hör' zu, du Kön'gin auserkor'n,
Ich bin ein Ritter wohlgebor'n,
Nach Ring- und Stech-Kampf ſteht mein Sinn;
Vor deinem Pfeil ich ſicher bin.

Der getreue Eckhard
(ſpricht):

O fliehe, flieh', du Rittersmann,
Daß Venus dich nicht trüben kann.

Frau Venus
(ſpricht):

Dich Ritter hilft dein Fliehen nicht,
Mein Pfeil iſt ſchon auf dich gericht't.

Der Ritter
(ſpricht):

Weh', Venus, weh'! was zwingſt du mich!
Wie bohrt dein Pfeil in's Herze ſich!
Mein Ringen, Stechen hat ein End',
Ich beug' mich deinem Regiment.

Der Doktor
(ſpricht):

O Venus! Zaubergärtnerin!
Der ich gelehrt und Doktor bin,
Die Bücher nur ſind meine Freud',
Vor deiner Liſt bin ich gefei't.

Der getreue Eckhard
(ſpricht):

Frau Venus flieh', gelehrter Mann,
Daß ſie nicht irr' dich machen kann.

Frau Venus
(ſpricht):

Du magſt mir, Doktor, nicht entweichen,
Mein Pfeil er wird dich gleich erreichen.

Der Doktor
(ſpricht):

O Venus wehe! weh' der Wunden,
Wie ſie mein Herz noch nie empfunden.
Fahr' Wiſſen hin! und alle Kunſt,
Ich flehe nur um deine Gunſt.

Der Bürger
(ſpricht):

Frau Venus, Kön'gin wonnegleich,
Wiſſ', daß ich bin ein Bürger reich,
Deſſ' Sinnen ſteht auf Geld und Gut,
Und dem dein Pfeil nicht ſchaden tut.

Der getreue Eckhard
(ſpricht):

O fliehe, reicher Bürgersmann,
Sonſt Venus Not dir bringen kann.

Frau Venus
(ſpricht):

Wohl, Bürger, nützet nicht dein Flüchten,
Ich weiß den Pfeil gar gut zu richten.

Der Bürger
(ſpricht):

Ach wehe, Venus, meinem Herzen!
Verwundert fühl' ich ſchlimme Schmerzen;
Auf Gut und Geld acht' ich nun nicht,
Zu dienen dir, iſt jetzt mir Pflicht.

Der Bauer
(ſpricht):

Von mir, Venus, erwart' kein Lob,
Ich bin ein Bauer hart und grob,
Und Heu'n und Dreſchen tu' ich gern,
Der Venus Berg, er liegt mir fern.

Der getreue Eckhard
(ſpricht):

Die Venus fliehe, Bauersmann,
Die 's dir ſonſt ſauer machen kann.

Frau Venus
(ſpricht):

Was hilft dir, Bauer, denn dein Flieh'n,
Mein Pfeil fliegt ſchneller zu dir hin.

Der Bauer
(ſpricht):

O wehe, Venus, dieſer Stund'!
Wie tief haſt du mein Herz verwund't!
Das Dreſchen muß ich auf jetzt geben,
In deinen Händen iſt mein Leben.

Der Landsknecht
(spricht):

O Venus, schönstes Frauenbild,
Ein Landsknecht bin ich kühn und wild,
An Kriegesstürmen find' ich Lust;
Dein Pfeil trifft nimmer meine Brust.

Der getreue Eckhard
(spricht):

Flieh' Landsknecht, sei auf deiner Hut,
Denn Venus raubt dir Kraft und Mut.

Frau Venus
(spricht):

Laß Landsknecht nur dein Fliehen sein,
Mein Pfeil dringt durch den Harnisch ein.

Der Landsknecht
(spricht):

O weh'! wie ist mir denn geschehn,
Daß sich mein Sinn so konnte drehn!
Daß ich, statt aller Lust zum Kriegen,
Mich möchte, Venus, an dich schmiegen.

Der Spieler
(spricht):

Ein Spieler bin ich, Königin,
Nur für das Spielen hab' ich Sinn,
Und Karten, Würfel stets ich trag';
Nach deinen Pfeilen ich nicht frag'.

Der getreue Eckhard
(spricht):

Flieh' Spieler, fliehe schnell von dannen,
Dein Glück wird Venus rasch verbannen.

Frau Venus
(spricht):

Die Flucht wird, Spieler, nicht gelingen,
Erst wird der Pfeil dein Herz durchdringen.

Der Spieler

(spricht):

Ach wehe! daß ich leiden muß!
Wie weh tut mir dein harter Schuß!
Mein Spielen nun ein Ende hat,
Ich überlaß' mich deiner Gnad'.

Der Trinker

(spricht):

Venus wisse, daß der Wein
Ist das größte Labsal mein,
Dem Trunke leb' ich Tag und Nacht;
Nie hab' ich deines Pfeils gedacht.

Der getreue Eckhard

(spricht):

Weintrinker fliehe, fliehe rasch,
Daß dich nicht Venus' Pfeil erhasch!

Frau Venus

(spricht):

Dein Fliehen, Trinker, nützt nicht groß,
Denn dich ereilt doch mein Geschoß.

Der Trinker

(spricht):

Ach, wehe! Venus, welcher Schmerz!
Wie traf dein harter Schuß mein Herz!
Nun laß' ich steh'n den kühlen Wein,
Und will dein Diener fürder sein.

Die Jungfrau

(spricht):

Frau Venus, wäh'n nicht, daß ich komm',
Denn ich bin eine Jungfrau fromm;
Auf Liebe hab' ich nie gehört,
Und will nicht sein von dir betör't.

Der getreue Eckhard

(spricht):

Fliehe, Jungfrau fein und zart,
Venus' Pfeil ist schlimmer Art.

Frau Venus

(spricht):

Jungfrau, dein Fliehen ist zu spat,
Da dich mein Pfeil erreichet hat.

Die Jungfrau

(spricht):

Vorbei ist meines Glückes Hoffen,
Da mich Frau Venus hat getroffen.
Mein Glück ist hin, dahin mein Heil,
Seit ich geknüpft an Venus' Seil.

Das Edelfräulein

(spricht):

Frau Venus, Liebeskönigin,
Wiss', daß ich Edelfräulein bin;
Ich achte hoch den Stolz, die Ehr',
Und fürchte deinen Pfeil nicht sehr.

Der getreue Eckhard

(spricht):

Laß' dir die Flucht geraten sein,
Daß dich nicht Venus bring' in Pein.

Frau Venus

(spricht):

Zum Fliehen ist es schon zu spat,
Da dich mein Pfeil verwunden tat.

Das Edelfräulein

(spricht):

Ach, weh' mir, Venus, tiefer Schmerz,
Noch nie gefühlter, packt mein Herz;
Ich hab' des Frommen nicht mehr Acht,
Und bin nun ganz in deiner Macht.

Der getreue Eckhard
(ſpricht):

O, Venus, Kön'gin, höre mich,
Zu deiner Güte flehe ich,
Auf meinen Knieen bitt' ich ſehr,
Daß du doch mögeſt Niemand mehr
Verwunden mit dem Pfeilgeſchoß.

Frau Venus
(ſpricht):

Eckhard, die Bitt' iſt ſchwer und groß,
Jedoch will, deine Bitt' zu ehren
Ich diesmal Niemand mehr verſehren.

Tannhäuſer
(ſpricht):

Du haſt's uns, Venus, angetan,
Was fangen nun wir Armen an?
Wie tief doch fühlen wir die Wunden!
Wie ſind wir feſt an dich gebunden!
O laß' uns ledig, laß' uns geh'n.

Frau Venus
(ſpricht):

Tannhäuſer, lerne es verſteh'n,
Daß Niemand ſich erlöſen kann,
Der einmal iſt in meinem Bann.
Seit euch getroffen mein Geſchoß,
Seid ihr der Hoffnung ledig, los,
Und unter meinem Regiment
Verbleibt ihr bis an euer End'.

Alle
(ſprechen):

Ach weh' uns, weh'! denn Niemand kann
Uns löſen von der Venus Bann.

Der getreue Eckhard
(ſpricht):

Ich habe euch gewarnet warm
Zu fliehen aus der Venus Arm;
Ihr wollt't nicht folgen meinen Worten,
Und ſeid d'rum elend all geworden.

Frau Venus

(ſpricht):

Seht zu, ihr Herrn und Frauen all',
Daß euch mein Hofgeſind' gefall',
Ritter, Doktor, Bürger, Bauer,
Euch kann ich's Leben machen ſauer,
Landsknechte, Trinker und Spieler erſt recht,
Jungfrauen und Fräulein vom edlen Geſchlecht,
Euch alle durch meines Pfeiles Kraft
Hab' ich an mein Gefolg gehaft't.
Ich kann euch nehmen Witz und Sinn,
Was einſt euch freute iſt nun dahin;
Ihr habt von allem euch abgewandt
Und folgt dem Wink von meiner Hand.
Da ihr verloren den guten Mut,
So nehm' ich euch in meine Hut,
Daß ihr nicht gequälet von den Sorgen,
Tag und Nacht, am Abend und Morgen.
Weil alles nur durch mich geſcheh'n
An euch, die ich ſeh' traurig ſteh'n,
So ſoll, daß ihr verzagt nicht ganz,
Der Spielmann pfeifen einen Tanz.

(Der Pfeifer ſpielt, man tanzt).

Frau Venus

(ſpricht):

Wohlauf, wohlauf, mein Hofgeſind,
Wohlauf, wohlauf, mit mir geſchwind.
Ich will euch führen, wie oft getan,
Wohin ich geführet manchen Mann,
Manch' Jungfrau und manch' edle Frau,
Wo manches Wunder kommt zur Schau,
Wo ſchön' Turnier und Ritterſtechen,
Wo manche ſtarke Speere brechen,
Wo luſt'ger Hof und fröhlich Ringen
Wo Tanz und Liebesluſt und Singen,
Auch manches ſüßes Saitenſpiel,
Und andres ſchönes Kurzweil viel,
Was hier von mir ſei ungenannt,
Wie man es findet in keinem Land.
Darum wohlauf! und ſputet Euch,
Wir ziehen in Frau Venus' Reich.

Der Herold

(spricht):

Sie ziehen ein in Frau Venus' Berg,
Da spricht Hans Sachs von Nürenberg.

(Ende des Zwischenspiels.)

Henne Knabenschuch

(spricht):

Das Stück ist aus, den Spielern Dank,
Die gut vollführt den Fastnachtsschwank;
Und treten einst sie wieder ein,
So soll'n sie hoch willkommen sein.

Die Spieler verneigen sich und treten in folgender Zugordnung ab:

1. Herold.
2. Pfeifer.
3. Venus und Tannhäuser.
4. Ritter und Edelfräulein.
5. Doktor.
6. Bürger und Jungfrau.
7. Bauer und Landsknecht.
8. Spieler und Trinker.
9. Der getreue Eckhard.

(Nach deren Abzug spricht):

Henne Knabenschuch:

Der aber schuf das schöne Spiel,
Ihm schulden wir des Dankes viel.

Meister Heinrich:

Mit dem ich einst als Hausgenoß
In Nürnberg enge Freundschaft schloß,
Mit dem ich zog durch Stadt und Land,
Ihm biet als Jüngster ich die Hand,
Und freue mich, daß unsre Stadt
Als Gast ihn in den Mauern hat.

(Schüttelt Hans Sachs kräftig die Hand.)

Lienhard Nunnenbeck:

Dem ich einſt Freund und Lehrer war,
Ihm bied' ich meine Rechte dar.
(Reicht Hans Sachs die Hand.)
Was meine Kunſt ihn hat gelehrt,
Er hat's auf's Höchſte ſelbſt vermehrt;
Sein Sang hat Klang, ſein Sang hat Sinn,
Wie ich ihm nicht gewachſen bin.

Hennе Knabenſchuch:

Mein lieber Meiſter Sachs, ihr habt
Nicht nur uns alle heut' gelabt
Mit eurer Dichtung Geiſt und Ton,
Der wohl gebührt ein hoher Lohn.
Ihr habt, obwohl ihr fremd und jung,
Des Meiſterſanges freud'gen Schwung
In unſrer Stadt erſt eingeführt,
Wofür euch Ehr' und Preis gebührt;
Und Frankfurt iſt die letzte nicht,
Die Dichtern gerne Kränze flicht't,
Sie ſchätzet eure ſchöne Kunſt
Und freu't ſich derer hoch, mit Gunſt. —
Und Meiſter Creuzer's Töchterlein
Mög' jetzt der Gabe Spend'rin ſein.

Kunigunde

(tritt mit einem Lorbeerkranze zu Hans Sachs heran):

Daß man g'rad mich gewürdigt hat,
An mancher edler'n Jungfrau ſtatt,
Vor euch zu treten, macht mich irr'
Und wohl auch meine Worte wirr.
Darum entſchuldigt, wenn verſchämt
Ich bin und meine Zung' gelähmt.
Ob Angſt es iſt vor'm eig'nen Wort?
Ob Freude, die mich reißet fort?
Ich weiß es nicht, doch iſt mir's als
Erſtick' das Wort mir in dem Hals.
D'rum nehmt verlieb, wenn ich nur ſchlicht
Entled'ge mich der ſchönen Pflicht,
Im Namen dieſer Bürger hier
Zu reichen als verdiente Zier
Euch dieſen Kranz, ſtatt güld'ner Kron,
Als eines Dichters ſchönſten Lohn.

Hans Sachs.

(zu den Zunftmeistern):

In kargen schlichten Worten
Erstatt' den Dank ich euch;
Das Lob, das mir geworden,
Macht mich beschämt und reich.
Ein neuer Sporn zum Streben
Wird es mir ewig sein,
Es wird erst meinem Leben
Die rechte Weisung geben,
Mich ernst der Kunst zu weih'n.

(zu Kunigunde gewendet):

Den Kranz, den ihr mir reichtet,
Und der mein Haupt jetzt schmückt,
Die Huld, die ihr mir zeigtet,
Sie haben mich beglückt.
Ob würdig ich der Ehren,
Ob mir mein Weg gelingt?
Die Zukunft muß es lehren;
Ich kann dem Drang nicht wehren,
Der mich zum Dichten zwingt.

Doch mehr als Ehrenspenden
Gilt mir zu dieser Stund',
Daß aus so teuren Händen,
Daß aus so liebem Mund'
Gereichet ward die Gabe,
Gesprochen ward das Wort.
Von der, die lieb ich habe
Und bis zu meinem Grabe
Werd' lieben immerfort.

Und wie als Meistersänger
Ich spreche frank und frei,
So red' ich, daß nicht länger

(zu Peter Creuzer gewendet):

Vor euch verborgen sei,
Der Liebe heilig Regen
In mir und Kunigund',
Wie wir's jetzt offen legen,
O gebt uns euren Segen
Und heil'get unsern Bund.

Peter Cronzer:

Ein offnes Wort ſind't offnes Ohr!
So tretet Beide denn hervor:
Ich halte würdig euch und gut,
Daß ihr mein junges liebes Blut
Beſchirmt als Eh'herr feſt und treu,
Daß nie die Liebe ſie gereu'.
Mein väterlicher Segen ſoll
Das Maß der Freude machen voll.
Was ihr gelobt, das haltet auch,
Und ſo geſcheh' nach altem Brauch,
Vor dieſer edlen Meiſterſchaft
Verſpruch durch eines Ringleins Kraft.

Hans Sachs

(fügt Kunigunde einen Ring an den Finger):

Das Ringlein nehm't aus meiner Hand,
Es iſt der Treue Unterpfand.

Kunigunde:

Den Ring, den eure Hand mir bot,
Ich werd' ihn tragen bis zum Tod.

Hans Sachs:

Nun luſtig, Fiedeln, Geigen, ſpielt!
Es iſt mein höchſtes Glück erzielt.
Die Lieb' geleite mich fortan
Als Schutzgeiſt auf der Lebensbahn,
Als Muſe ſteh' ſie allezeit
Aneifernd, fördernd mir zur Seit',
Und ſchütte ihre volle Gunſt
Auf meine freie Sangeskunſt.
Durch dieſe, die mir Freundin blieb,
Durch ſie errang ich mir mein Lieb,
Und ſie hat auch in Ernſt und Scherz
Erſchloſſen mir des Vaters Herz.
Ihm dank' ich für das ſüß' Geſchenk,
Und bleibe deſſen eingedenk.
Den Dank bekenne ich auch laut
Der Stätte, die mir gab die Braut.
D'rum luſtig, Fiedeln, Geigen, ſpielt!
Wo ich des Guten viel erzielt,
Der Stadt mit ihrem Bürgertum,
Dem lieben Frankfurt Preis und Ruhm!

(Muſik. — Ende.)

Paul Rolf

Ein Stündlein nur!

Das Leben trüg' ich ohne Klage,
Wollt' alles dem Geſchick verzeih'n,
Wär' nur von jedem deiner Tage,
Geliebte, ach, ein Stündlein mein!

Ein Stündlein, wenn der Tag ſich ferne
Am Bergeshang zur Ruhe dehnt
Und jedes müde Haupt ſo gerne
An einer lieben Schulter lehnt.

Ein Stündlein, deinem Wort zu lauſchen
Und dankbar dir ins Aug' zu ſehn,
Mit deiner Seele Gruß zu tauſchen,
In Liebe ganz ſich zu verſtehn.

Ein Stündlein, alles Weh zu laſſen,
Und vom Gemeinen fern zu ſein,
Und Hand in Hand das Glück zu faſſen
Und uns der Erde ſtill zu weihn!

Stimmen der Liebe.

Du wandelſt deine Straße
So ruhevoll dahin:
Spürſt du kein Flammenſprühen,
Weil ich dir nahe bin?

Rührt's nicht an deine Seele,
Wie Liebe fleht und wirbt
Und ſtill im Sehnſuchtswehe
Mir Glück und Frieden ſtirbt?

Stöhnt dir im Sturmesbrauſen
Nicht wilde Klage zu,
Wie eine Seele irret,
Verloren, ohne Ruh'?

Schaut nicht ein müdes Auge
Im tiefſten Traum dich an?
Ein Aug', das deinetwegen
Zur Nacht nicht ſchlafen kann.

Dringt denn von tauſend Stimmen
Nicht eine zu dir hin
Und ſagt dir, wie ich elend,
Um dich ſo elend bin?

Mein Schifflein, reiſe!

Mein Schifflein fährt vom Lande
Ins weite Meer hinein;
Das Steuer liegt am Strande,
Mein Lieb läßt mich allein.

Herzliebſte liebt den andern,
Das Meer iſt weit und breit:
Mein Schifflein, wollen wandern
Ins Land der Einſamkeit!

Liegt's hoch im Nordlandeiſe?
Im Meeresgrund bewahrt?
Mein Schifflein, reiſe, reiſe!
Gott gnade deiner Fahrt!

Theo Schäfer

Die Krone.

Der Morgen ſteigt empor, ein roſ'ger Jüngling.
Fanfaren grüßen ihn, er lächelt ſonnig;
Dann ſtreift er aus den Locken ſeine Krone
Und läßt ſie niedergleiten in das Land.

Da blitzt ein goldner Strahl auf Berg' und Felder;
Die Krone ſchwimmt den breiten Fluß hernieder,
Läßt goldne Streifen auf den glatten Fluten
Und treibt zur Mittagszeit zum grünen Strand.

Dort klingt's von Waffen, tobt ein Kampfgewühle,
Befleckt das Gold der Krone Menſchenblut;
Rot fließt es um ſie her im Wellenglanze,
Und ſchnell entflieht des Tages goldner Schein.

Am End' des Fluſſes ſteht der ſtille Abend
Und hüllt die Lande in Vergeſſensſchleier;
Er hebt aus Wogenſchaum die blut'ge Krone
Und ſetzt ſie ſich aufs dunkle Lockenhaupt.

Du und die Sphinx.

Auf grünem Raſenplatz, von Windenblüten bunt umrankt,
Die Löwentatzen vorgeſtreckt, mit ſtarren Blicken lauert
Die Sphinx. Wir ſtehn davor, du eng an meinen Arm geſchmiegt,
Die lieben, blauen Kinderaugen zum Steinbild ſcheu erhoben.
„Was ſoll das ſein?“ — „Du Kind — das iſt die Sphinx, die rätſelvolle,
Die jeden, der ihr Rätſelwort nicht löſt, in ihren Klau'n erwürgt,
Halb Löwin und halb Weib.“ — Mein Liebchen ſchaut mich an, blickt ſinnend
Dann auf die Sphinx und meint: „Mehr Löwin ſcheint es mir als Weib“. . . .
„Du liebes, ſüßes Kind, du biſt ein Weib, ein Rätſel auch;
Doch meine Liebe ſoll es löſen! Komm! — Und will mir jemals
Die Frage kommen, ob auch du ſolch eine rätſelvolle Sphinx?
So werd' ich denken: Doch mehr Weib als Löwin!“ — Und wir gehn.

Pan.

Wenn die frohen Sonnenkinder tanzen
In der warmen Sommerluft,
Wälzt Gott Pan behaglich ſich und ſchmunzelnd
Aus der kühlen Wieſenkluft.

Und er legt ſich in die helle Sonne,
Sieht mit heitrer Seelenruh'
Still dem frohen Sonnenkinderreigen
Ueber Wald und Wieſen zu.

Kommt dann gar ein traulich Liebespärchen
Koſend, küſſend, Hand in Hand,
Lacht er luſtig auf, und faſt erſchrocken
Fliehen beide weit ins Land . . .

Martha Stern

Liebesbotſchaft.

Ins Kämmerlein
Guckt der Mond hinein
Und lächelt ſtill —
  Was er nur will?

Ein ſchönes Kind
Umſpielt er lind
Mit ſeinem Schein —
Und lächelt fein.

Das ſieht ihn dann
Ach, ſo bittend an. —
Ob er verſteht
  Was es erfleht?

Er zieht ſo ſchnell,
Der ſchlaue Geſell,
An andern Ort. —
  Was will er dort?

Er wirft ſein Licht
In Bübchens Geſicht
Und nickt — und winkt;
  Der Burſche ſpringt.

Springt über'n Weg,
Springt über'n Steg
Und jauchzt vor Luſt
  Aus junger Bruſt. —

Ein Täubchen girrt,
Ein Fenſter klirrt,
Ein Vorhang fällt —
  Glückſel'ge Welt!

Mondaufgang.

Ueber dem tiefgrünen Walde
Dämmert der Mond auf.
Im ätherblauen Himmel
Zerfließt ſein goldnes Licht ....

Auf ſtillem Feldweg ſingt ein Arbeitsmann
Sein Lied zur Heimkehr;
Vogelrufe ſchallen drein.
Sein Schritt verklingt ....

Der Mond ſteht hoch nun überm Walde;
Heller ſtrahlt ſein goldnes Licht,
Und heimlich-tiefer dehnen ſich
Die ſammtnen Schatten ....

Die Nacht tritt aus dem düſtren Wald,
Ernſt, feierlich, mit weißen Armen.
Rings Vogelrufe, Wieſenduft —
Und alle Träume wachen auf ....

An mein Weib.*)

Die Sonne ſank,
Ein Tag verſchied;
Mein Weib, hab' Dank —
Nun ward ich müd'.

O du haſt ſo treu
Mich gepflegt, geküßt, —
Nun weiß ich aufs neu
Was du mir biſt.

Und ſchied auch das Licht,
Mir leuchtet dein Blick,
Wir brauchen es nicht —
Wir haben das Glück!

*) Komponiert von Richard Trunk. Vier Geſänge nach Gedichten von Theo Schäfer, op. 18.

Nachtlied.

Schließe deine Arme beide
Um mich, daß ich ruhen kann,
Und geneſen von dem Leide
Schauen wir uns an.

Horch, es klingt noch fern von Klagen,
Die der rauhe Tag erdacht;
Doch es deckt all' ſeine Fragen
Leiſe zu die Nacht.

Dann verklingt er in der Ferne,
Und die Nacht wird ſtill und tief;
Ueber uns die goldnen Sterne —
Alles Leid entſchlief.

Schließe deine Arme beide
Um mich, daß ich ruhen kann,
Und geneſen von dem Leide
Schauen wir uns an.

Erkenntnis.

Der Genius kam auf breiten, vollen Schwingen,
Die von dem Flug der Sommernächte tropften,
Zu mir, dem Einſamen; mit lautem Springen
Des Herzens Pulſe ihm entgegenklopften.

Ich blickt' mit tiefen Augen in das Leben,
Mit Augen, die noch trübten warme Tränen;
Was konnt' ich meines Genius Kindern geben
Als meiner Seele ſonnentrunknes Sehnen! —

Verſtehend Lächeln war's dann, das befreite
Was mich bedrängt beim ſtillen Lebenswandern;
Ein Lächeln, das erhellte, das verzeihte
Was ihm begegnet bei den armen Andern.

Denn durch mich ſelbſt nur ſpricht mein Gott zum Herzen,
Das mit mir lebt in glutenheißem Klopfen,
Bis ſchmelzend über mich und meine Schmerzen
Des Genius ſommernächt'ge Schwingen tropfen. . . .

Karl Schenk zu Schweinsberg

Deutſches Waldlied.

Im Walde iſt gut wohnen,
Im Wald iſt Gottes Haus:
Die dichtbelaubten Kronen,
Die ſtrömen Leben aus.
Die Buchen und die Eichen,
Die Fichten ohne Zahl;
Sie decken mit den Zweigen
Das quellenfriſche Tal.

Im Walde iſt gut hauſen,
Da ſind wir wohlbewacht:
Selbſt wenn die Stürme brauſen
In düſtrer Mitternacht.
Beim Fels am ſteilen Hange,
Wenns Feuer luſtig brennt,
Macht uns nicht Angſt und bange
Das wüſte Element.

Selbſt wenn die Flocken fliegen,
Wenn Froſt und Reif uns ſchreckt,
Kann nichts die Luſt beſiegen,
Wenn uns der Jäger weckt.
Laßt hell die Büchſen knallen,
Was kümmert uns das Eis,
Die Meute folgt mit Schallen,
Im Schnee, dem roten Schweiß.

Doch iſt die Jagd, die wilde,
Vorbei in Buſch und Strauch,
Und weht ſo ſanft und milde
Der erſte Frühlingshauch,
Dann rufen Vogelſtimmen
Uns zu von jedem Rain,
Und Feuerwürmchen glimmen
Auf jedem feuchten Stein.

Doch ſchweifen wir am Tage
Durchs maienfriſche Grün,
Wo unterm Schlehenhage
Maikraut und Primel blühn,
Dann jauchzen wir zur Sonne,
Daß es weithin erſchallt:
Hab Dank für neue Wonne,
Du ſchöner, deutſcher Wald!

Seekönigs Tod.

Geſtützt auf ſeinen Stecken,
Mit Locken ſilberweiß,
Saß unter ſeinen Recken
Skiold, ein müder Greis.

Der ſonſt des Meeres Weiten
Beherrſchte und bedroht',
Bedrückt von bittren Leiden
Erwartete den Tod.

Goldſchein lag auf den Landen,
Tiefbläulich blitzte die Flut:
Den Säulenſchaft umwanden
Die Kränze dicht und gut.

Doch für den ſtolzen Alten
Winkt Ruhm und Glanz nicht mehr,
Ein Knabe mußt' ihm halten
Den Helm, vom Golde ſchwer.

Und Seufzer nur und Klagen
Erfüllte rings das Haus,
Der Marschall schmückt mit Zagen
Die Todtenkammer aus.

Doch ob auch Stunden gingen
Und Stunden kamen an,
Es wollte sich nicht schwingen
Der Geist zur Sonnenbahn.

Da hob sich von dem Stuhle
Mit stolzem Blick der Greis:
Noch geht des Rades Spule,
Keiner das Ende weiß.

Was soll ich hier verderben
In langer bittrer Not:
Wohlan — ich möchte sterben
Den raschen Heldentod.

Er läßt zum Kampf sich rüsten
Mit Harnisch, Helm und Schild:
Das Meer braust an den Küsten,
Der Himmel blickt so wild.

Er schreitet durch die Hallen,
Er steigt ins Meer hinab,
Die Wogen rauschen und wallen;
Das war des Königs Grab.

Galvans Lied.

An König Manfreds ſangesfrohem Hof
War mir das Glück gewogen:
Zum Felshang, an Salernos Bucht,
Nahm ich nach Kampf und Streit die Flucht,
Wo weiße Möven flogen.

Dort klang des Sängers Harf', zur Abendzeit,
Vom hohen Söller nieder:
Die Sonne ſchien in roter Glut,
Auf's blaue Meer, und nah der Flut,
Blüht' Myrtenreis und Flieder.

Wie lauſchte dort die holde Königin,
Der Heimat trauter Kunde:
Die Lüfte zogen lau und lind,
Es flog ihr golden Haar im Wind
Und glücklich ſchien die Stunde.

Längſt liegt der König und ſein tapfres Heer,
Vom wälſchen Hund erſchlagen:
Beim Hügel, wo man Stein auf Stein
Gehäuft, des Helden Mal zu ſein,
In ferner Zukunft Tagen. —

Klagelied eines Hünen.

Sonſt ſchlug ich mit kernigen Knochen,
Mit Schwert und mit Streitaxt die Schlacht,
Jetzt hab' ich viel tauſend der Jahre
Geſchlafen in traumloſer Nacht.

Nicht ſehrte mich irdiſche Sorge,
Mein Bette war ſteinern und dicht:
Wer ſchaufelt da draußen am Hügel,
Mich weckend mit quälendem Licht?

Umſonſt nur wühlt ihr nach Schätzen,
Ich mußte verlaſſen, was mein.
Die Güter der Erde ſind ſelten,
Was frommt euch mein bleiches Gebein?

Dem dumpfigen Grabe entſtiegen
Mir taugſt du nicht, Heldengeſtirn:
Mein Leib wird zerfallen zur Aſche,
Zu Staub iſt vertrocknet mein Hirn.

Was je ich erdacht und erſonnen,
Erbeutet, zu Trümmern längſt ward;
Ich armer verſchlafener Hüne,
Von heute nicht war meine Art.

Erfahrt es, ihr Wühler da droben,
Ihr Männer, ſo klug und gelehrt:
Die Reſte des Daſeins ſind Scherben
Und Schweigen, der Hoffnung nicht wert.

Jakob Schiff

Wie sieht das Glück aus?

„Wie sieht das Glück aus? Sage,
Hat es ein Flügelpaar?
Kommt's nächstens? Kommt's am Tage?
Hat's eine Kron' im Haar?

Trägt's ein Gewand von Seide?
Ist's stumm und spricht kein Wort?
Schenkt's güldenes Geschmeide
Und fliegt dann schleunigst fort?"

Das kann ich dir berichten!
Das Glück ist immer hold.
Die Krone trägt's mit nichten,
Doch hat's ein Herz von Gold!

Es hat auch keine Schwingen,
Bleibt bei mir immerdar,
Kann wie ein Vöglein singen,
Und seiden ist sein Haar.

Am Kleid trägt's eine Rose,
Bald weiß, bald gelb, bald rot.
Es sitzt auf meinem Schoße
Und küßt mich fast zu tot!

Des ging ſo ohne Raſt un Ruh,
Leicht flatternd, hie un her,
Kää Knäulche un kää Butzelche
War jemals enn zu ſchwer.

Wie mit dem letzte Faddem flog
Der Spatz zem Neſt enuff,
Da ſprang, wie dorch enn Zauwerſchlag
Des Kewigdhirche uff.

Erſchrocke trat die Lerch eraus —
Die Fittich ausgebreit,
Stieg jauchzend ſe zem Himmelszelt:
Befreit! befreit, befreit!

Hoch owe noch im Aetherblau
Klangs trillernd dorch den Mai:
Ihr Spätzercher, habbt Dank! habbt Dank!
Ich ſinge — ich bin frei!

Julius Jakob Strauß

Herbſt.

Des is die Zeit zum Ebbelſtrenze;
Die beeſe Buwe ruhe nit,
Die liewe Mäderher ſcherwenze
Un nemme — was noch abfällt — mit.

Der Drehdobſch danzt. Des Laub werd drocke.
Die Mahd ſtäubt Modde aus dem Muff,
Un neue griene Kränz verlocke
Die Verjerſchaft zum ſieße Suff.

Die wildeſte Kaſtanie ſpringe
Aus dem geſprengte Drum un Draa.
Die Vögel höre uff ze ſinge
Un Menſchekinner fange aa.

Die Oefe fange aa zu rauche
Un gewwe aach ſobald kaa Ruh.
Die hübſche Evastöchter brauche
Mantille, Röckcher, Hüt un Schuh.

Die Katz bezieht ihr Plätzi hinner
Dem Herd un naſcht die braune Sooß —
O Herbſt, du präludierſt den Winner
Un ſpielſt des Vorſpiel ganz famos!

Hibb un dribb.

Der Heiner hockt beim Ebbelwei
Un ſiehlt ſich nit ganz munner.
Do kimmt der Nans der Dhier erei
Un redt von blaae Wunner.

„Kimm Heiner,“ ſägt der Senſemann,
„Mer fahre jetzt in Himmel.
Ich ſpann die flottſte Gäulcher an,
Zwaa Rappe un zwaa Schimmel.

Mer fahre,“ ſegt der deß Geripp
Uff hochdeutſch „kimm mer fahre
Vierſpännig, weil mer hibb un dribb
Der Bach nit ſchuftig ſpare.“

Der Heiner hört's un ſuckelt ſtill
Am Stöffche unbeſchriee.
„Was dhut mer,“ frägt er, „wann mer will,
Denn dort zu drinke kriee?“

„No Nektar,“ ſegt des Steuweoos.
„Sonſt nix? kaan gude Droppe?“
Kreiſcht Heiner uff und ſteckt ſei Noos
Vor Schrecke in de Schoppe.

Er ſtreicht ſaan graue Zwickelbart
Un ſtärkt ſaan ſchwache Mage:
„'S is nix mit dere Himmelfahrt,
Des kann ich nit vertrage.

Laß norz dei ſchleecht Gebabbel ſei
Un ſpar dei Rapp' un Schimmel.
E Himmel ohne Ebbelwei
Is — krieh de Kränk — kaa Himmel!“

Walter Törne

Das Glück.

Ich träumte oft von jenem Weſen
das alle Menſchen „Das Glück“ genannt. —
jüngſt iſt das Glück bei mir geweſen,
ich ſelber hab' es kaum erkannt.

In meinen Träumen iſt es erſchienen
mir ſtets als wunderſam, herrliches Weib
mit großem Gefolge, bereit ihm zu dienen
mit Luſt und Vergnügen zum Zeitvertreib.

Ich ſah es in koſtbarem, lichtem Gewande
mit Gold und Silber angetan,
wie eine Fee aus fernſtem Lande
ſo ſah ich das Glück in den Träumen mir nahn.

Und jüngſt? — In ſtiller, einſamer Stunde
kam her zu mir eine ſtille Geſtalt,
ein freundliches Lächeln auf ihrem Munde,
in ihren Augen die tiefſte Gewalt.

Mich nahm die ſtille Geſtalt gefangen
mich freute ihr Lächeln, ihr ſchlichtes Gewand,
ich frug ſie mit einem heimlichen Bangen:
„Wer ſeid ihr, o ſagt, und aus welchem Land?“

Da tönten von ihrem lächelnden Munde
die einfachen, ſüßeſten Worte zurück:
„Ich bin es, von der du in ſeliger Stunde
geträumt, die du ſuchteſt, ich bin es, das Glück!

Ich komme nicht in Prachtgewändern
mit Sang und Klang und berauſchendem Duft,
ich komme nicht aus fernen Ländern,
ſtets bin ich nah', wenn ihr mich ruft.

Ich gehe an jedem der Menſchen vorüber
und biete die glücklichſten Stunden ihm an,
ihr achtet nicht meiner, verſpottet mich lieber
und ſucht mich vergebens in eurem Wahn."

Sie nickte mir zu und war verſchwunden;
ich aber ſaß und ſann noch lang,
und was ich ſtets ſuchte, ich hab' es gefunden:
das Glück, das ſo ſelten ein Menſch noch errang.

Im Sturme.

Heiho! Wie bläſt ſo munter der Sturm
auf ſeiner mächtigen Laute,
und ſcheu verkriecht ſich der Erdenwurm
in's Neſt, in's enggebaute.

Ich aber möchte auf felſigen Höhn
im Sturmeswogen und Brauſen
bei all dem Toben und Wetterweh'n
in kühner Freiheit hauſen.

Und wenn der Sturm mir die Locken verwirrt
und Hagel peitſcht die Wangen
dann hab' ich oft ſchon unbeirrt
zu ſingen angefangen.

Das iſt mir die liebſte der Melodei'n,
die Sturmgewalten begleiten,
da kann ich ein fröhlicher Sänger ſein
und trotzen den nagenden Zeiten!

Ein Mädchen.

Einſt wohnt' ich im Manſardenſtübchen
und hatte ringsum das Dächermeer
mit ſeinen grauen, ſteilen Wogen
und ſeinen Schloten um mich her.

Das Stübchen war dem Himmel nahe,
zum Fenſter ſchaute ich oft heraus
und ſah ein blaſſes Mädchenantlitz
in gleicher Höh' im Nachbarhaus.

Das Mädchen nähte alle Tage
ſo emſig bei dem Fenſterlein,
und manchmal ſchien ihr blaſſes Antlitz
verklärt vom goldnen Sonnenſchein.

Und manchmal blickte ſie in's Freie,
und in den dunklen Augen lag
dann ſtets ein wunderbares Sehnen —
und ſo verging nun Tag für Tag.

Doch kam ein Tag, ich blickte wieder
hinüber zu dem Nachbarhaus
und niemand nähte mehr am Fenſter,
und niemand blickte mehr heraus.

Zwei Tage waren ſchon vergangen,
mir fehlte jener Sonnenſchein,
der ſtill das Angeſicht verklärte
des Mädchens an dem Fenſterlein.

Da ſah ich drunten einen Wagen,
ganz ſchlicht, der ſchwarz geſtrichen war,
da braucht' ich niemand drum zu fragen,
und ihr Verſchwinden ward mir klar.

Langſam der Wagen fuhr, gemeſſen,
kein einz'ger Menſch ging hintendrein, --
das blaſſe Mädchen lag vergeſſen
mit all der Sehnſucht ſtill darein.

Anna Treichel

Früh wach.

Stimmungsbild.

Ah — ein tiefer Atemzug, ein Dehnen und Strecken des ganzen noch halb vom Schlaf gefesselten Körpers — ah — ein Paar große blaue Augen öffneten sich — Lilly war erwacht! Wach! Es war also nur ein Traum gewesen, wie schade! Sie schüttelte den Kopf. S'ist doch etwas Wunderliches um solch ein Träumen! So lebensvoll hatte er vor ihr gestanden, so deutlich hatte sie seine Stimme gehört: „Gnädiges Fräulein sind hoffentlich noch nicht zum Contre engagiert? Darf ich mir erlauben —?" Noch lag ihr der Klang im Ohr, noch durchströmte sie dasselbe Freudengefühl, welches sich bei seinen Worten in ihr geregt hatte, — wunderlich — und das war nur ein Traum, der jetzt verflogen! Wie reizend hätten sie nun miteinander tanzen und plaudern können und vielleicht würde er ihr dabei auch etwas von dem verraten haben, was sie so gern gewußt hätte, — zu dumm, warum hatte sie das nicht noch geträumt!

Lilly lächelte. Nun, sie konnte sich ja hinzudenken, was ihr der Traum versagt hatte, auch das Sinnen und Träumen im Wachen war schön! Sie reckte und rekelte sich behaglich. Wieviel Uhr mochte es eigentlich sein? Sie spähte nach dem Fenster und horchte nach einem Zeichen. Es schien wirklich noch früh am Morgen zu sein, denn im Hause war es ganz still. Zwar schimmerte es schon licht und hell durch das weiße Rouleau, aber das wollte nicht viel besagen, machte sich die Sonne doch Mitte Mai schon sehr zeitig auf die Reise. Lilly selber hatte das Gefühl, als sei es noch recht früh, als sei sie viel, viel eher wach geworden als gewöhnlich.

Das „Früh wach" war nämlich sonst gar nicht Lillys Sache, sie war eine kleine faule Langschläferin, die bis in den Tag hineinschlummerte und erst um neun oder sogar halb zehn aus dem warmen, weichen Bettchen stieg. Die Mutter ließ ihr Einziges gewähren. Du lieber Himmel, die Jugend schläft

ja so gern, so süß und fest, schläft sich Kraft und klare Augen, warum da mit grausamer Hand wecken! Hernach kommt schon das Leben als Störenfried, und wenn man später den eigenen Haushalt hat, Gattin und Mutter ist und all das Sorgen und Denken und Ueberlegen, das nervenhetzende Hasten und Treiben anhebt, dann ist die schöne Ruhe doch dahin und das Muß des Alltags steht des Morgens am Lager und reißt einen empor. Die Mama wußte es aus Erfahrung: seinen festen, friedlichen, heiligen Jungmädchenschlaf, den hat man nur einmal und findet ihn niemals, niemals wieder.

Lilly setzte sich hoch im Bett. Richtig, die „Elektrische" ging schon, man hörte das ferne Surren und Schlurfen und dazwischen hie und da ein kurzes, kleines Anschellen, es klang sehr sanft und gemäßigt, brauchte es doch nur selten noch auf den leeren Straßen zu warnen. Fünf Uhr mußte es also schon sein, um vier Uhr fünfzig begann die Tram ihr Tagewerk, Lilly hatte es neulich mal zufällig gehört. Wie ein Märchen war es ihr erschienen, vier Uhr fünfzig, ja, fuhr denn da überhaupt jemand mit? Und ach, die armen Wagenführer, die mußten dann schon kurz nach vier Uhr aufstehen, schrecklich, wie hielten sie das aus! Und Lilly's geschäftige Phantasie bildete sich aus dieser Früh-Tram eine märchenhafte Persönlichkeit — ein altes, grämliches, verhutzeltes Weiblein war's, das schlurfte daher in großen grauen Pantoffeln, schlurfte und schlurfte, und weil ihm die Augen noch halbblind waren von Schlaf und Dunkel, hielt es eine Glocke in der Hand zum Läuten um freien Weg! Also fünf Uhr vorbei, doch wieviel später? Ja, da mußte sie sich gedulden, bis nebenan im Wohnzimmer der Regulator schlug. Doch da — als hätte er Lillys Wunsch geahnt — setzte er im selben Momente ein mit tiefem Bim-Bam — sechs Mal.

Sechs. O, so früh noch heute, dachte Lilly, und eine Empfindung quoll in ihr auf, als sei das ein Extra-Erlebnis, es kam ihr vor wie ein unerwartetes Geschenk.. Sechs Uhr erst und sie fühlte sich so frisch, so ausgeschlafen; war der freundliche Traum daran schuld? Zu Lillys Ehre sei's gesagt, die Absicht, zu einer Frühaufsteherin zu werden, hatte sie schon oft gehabt, sie schämte sich manches Mal, so ausgiebig zu schlafen. Morgenstunde hat Gold im Munde, hieß es, und freilich, was konnte man nicht alles schaffen und lernen in den langen, frischen Frühstunden.

Sie hätte z. B. sehr gern Italienisch gelernt. — Er sprach es auch —! Wenn sie sich nun jeden Morgen ernstlich eine,

wenn auch nur eine Stunde dahinterſetzte, ſo gab das ſummiert eine hübſche Spanne Zeit, in der man ſchon vorwärts kommen konnte. Sie hatte ſich auch ſchon öfters wecken laſſen, aber das war nicht ſchön; gerade immer, wenn man am beſten ſchlief, packten ſie einen an, das machte ſo verdrießlich und mürriſch, ſie kannte das noch von der Schulzeit her zur Genüge. Gottlob, daß das vorüber war, nein, nur kein Zwang, jetzt „holte ſie nach".

Ihre Freundin Irmgard, ja, das war eine paſſionierte Frühaufſteherin, und Lilly mußte ſich viel von ihr necken und hänſeln laſſen. Einmal hatte ſie ſie auch herausgelockt zu einem Sonnenaufgang im Mai, und wer ſich im Kalender auskennt, der weiß, was das zu bedeuten hat, — vier Uhr dreißig — brrr! Sie hatte ſich's auch ſehr ſchön vorgeſtellt nach Irmgards begeiſterter Schilderung, denn Enthuſiasmus ſteckt ja immer an. Aber hernach war es doch ganz anders; was hilft einem der ſchönſte Sonnenaufgang, wenn man mit dem Gähnen kämpft und ſich ſo übernächtig und zerſchlagen fühlt. Den ganzen Tag noch war ſie kaput geweſen und hatte in den Beinen ſo ein niederträchtiges ziehendes Wehgefühl gehabt.

Aber heute, da ſie „von ſelber" aufgewacht war und ſich ſo wohl, ſo wohl fühlte, dünkte es ihr plötzlich garnicht ſchwer, ſofort aufzuſpringen und den geſchenkten jungen Tag zu genießen. Wie es wohl draußen ausſah? Horch, Vogelgezwitſcher, ſüße, kleine Stimmchen — hupps — da war ſie ſchon heraus und in die roten Pantöffelchen geglitten, die ſich in friſcher Kühle glatt und feſt anſogen an dem weißen Fuß. Lilly kicherte leiſe vor ſich hin. Sechs Uhr, potz Blitz, wenn das die Irmgard wüßte! Ob ſie ſich hinſetzte und ihr gleich eine Poſtkarte ſchriebe? „Liebes Irmgardtier, Du, denke Dir, 6 Uhr und ich bin ſchon auf — etſch! Es iſt entzückend. Deine Lilly." — So komponierte ſie ſich die Karte. Am liebſten hätte ſie's getan, aber es hatte keinen rechten Zweck, es dauerte ja doch zu lange, bis ſie an ihre Adreſſe gelangte. Lillys Hand zog die Gardinen zurück, ſo, daß ſich in der Mitte nur ein ſchmaler Spalt auftat, und ließ dann das Rouleau emporſchnellen. Ach, wie herrlich, welch ein ſchöner Maimorgen. Sonnengold, Himmelsblau, alles lachend und grün, faſt ſchmeckte man durch die Scheiben die friſche Luft — wie köſtlich und rein die ſein mußte! Lilly ſchaute auf ihr Nachtkleid. Warum wuchſen da aus der duftigen Stickerei nicht Flügel heraus, große, weiße Flügel, um hin-

einfliegen zu können in den jungen Tag, sich die Brust zu baden in dem klaren Luftmeer!? Ach ja, Flügel wünschte sie sich. Der Garten hinter ihrem Hause lag still und tauglänzend da, nur in den Zweigen war lautes, lustiges Leben. Sie blickte noch in die anderen Gärten, von welchen die Nachbarhäuser, deren Rückseiten man sah, umgeben waren, — die Zimmer nach hinten heraus, das waren sicher auch alles Schlafzimmer, aber die Jalousieen waren noch insgesamt geschlossen. Die dummen Leute, ja, ahnten sie denn nicht, wie schön es draußen war, wie leuchtend der Morgen lockte? Die armen dummen Leute. Lilly taten sie recht leid, sie wäre am liebsten hingesprungen und hätte an die Läden geklopft — die Fenster auf, die Türen auf — geschwinde!

Sie aber, sie, Lilly, wollte nicht so töricht sein, die besten Stunden zu verschlafen. Wie sie das überhaupt bisher gekonnt, das begriff sie plötzlich gar nicht, es war doch so leicht, so einfach, bim, es schlug sechs und man sprang auf! Man brauchte garnicht so viel Schlaf, acht Stunden sollten genügen und sie war Punkt zehn ins Nest geschlüpft und fühlte sich jetzt prächtig frisch, kein einziges Gähnen kam. Es sollte nun anders werden mit ihr, sie stand jetzt immer so früh auf, — na, gerade um sechs Uhr schließlich nicht, aber um sieben bestimmt, das war auch schon recht brav. Um neun Uhr — nie wieder, direkt verbrecherisch konnte man das nennen. Gleich wollte sie sich ankleiden und eine Morgenpromenade machen. Und wenn sie zurückkehrte, was dann? Dann — ah, richtig — wollte sie die Palmen waschen und tränken, sie hatten es nötig, die grünen Fächer sahen schon wieder ganz staubig aus. Wie würde Mama sich freuen und ihr fleißiges Töchterchen loben! Lilly ward es ganz weichmütig zu Sinn, fast kam ihr ein Tränchen vor Rührung über sich selbst.

Halt, — sie kicherte schon wieder, klatschte in die Hände und hüpfte herum, „das tu ich, das tu ich!" — nämlich hernach auf ihrem Spaziergang bei Irmgard vorsprechen, zu dieser ungewohnten Stunde, das war noch nie dagewesen, ja, das tat sie! Irmgard saß vielleicht schon auf dem Balkon und stickte. — „Guten Morgen, liebe Irmgard, alle guten Geister loben Gott den Herrn!" — na, dieses Gesicht, zum Händefalten! Solch Frühwachsein, das war doch entzückend, so vergnügt war sie lange nicht gewesen, und all diese großartigen Gedanken, auf die man kam! Wie sah man eigentlich aus, morgens sechs Uhr? Sie ging zurück ins Zimmer, am

Spiegel vorbei, — da stand ein schlanker weißer Sack, der hatte ein lachendes Jungrösleingesicht mit blauen Augen, die nur so blitzten, und einen langen wirren Blondzopf, — nicht übel — und plötzlich, — Lilly konnte nicht widerstehen, das blanke Glas lockte zu sehr! — fuhren die Arme in die Höhe und bildeten einen lebendigen Bogen über dem Haupte, der Oberkörper wiegte und schaukelte sich gar zierlich hin und her und das Jungrösleingesicht — schnitt ein greuliches Fratzchen nach dem andern!

Mit einem Male färbten sich Lillys Wangen dunkelrot und der Triumphbogen über ihrem Kopfe stürzte blitzschnell zusammen — wenn er sie so gesehen hätte. —

Ein paar Minuten stand sie regungslos. Bim — da schlug die Uhr halb sieben. Lillys Hand strich das Hemd entlang, bis zum Magen. Was war das? Da machte sich solch ein leeres Gefühl bemerklich, ein ganz feines Brennen — Hunger? Ja, wenn man schon eine halbe Stunde auf ist und so viel gedacht und erlebt hat, da spürt man Appetit! Qui dort dîne! sagen die Franzosen, wer schläft, der ißt, und die Deutschen haben ein ähnliches Sprüchlein: Wer früh aufsteht, sein Gut verzehrt! und Lilly entdeckte soeben, daß beide ganz recht hatten.

„Ein Kakeschen gefällig?" sagte sie und huschte an ihren Schrank; aber o weh, nicht ein einziges Plätzchen zeigte sich in ihrem „Trog", leergebrannt war die Stätte.

Indem hörte sie nebenan leise eine Tür gehen, das war Lina, die in das Wohnzimmer kam, um aufzuräumen. Die mußte selbstredend sofort überrascht werden, würde die sich wundern!

Schon hatte Lilly die Portière zurückgeschlagen und die Verbindungstür geöffnet. „Morgen, Lina, gut geschlafen?"

„Huch!" Lina, die, mit dem Rücken gegen die Tür gewendet, auf dem Teppich kniete und die Flocken abkehrte, fuhr erschreckt zusammen, der Kopf flog herum, ein Paar ängstliche Augen starrten Lilly entgegen, nahmen aber beim Anblick ihres fidelen Gesichtes bald einen beruhigten Ausdruck an.

„Herrjeses, das Fräulein Lilly, ja, ich bin ganz starr, was ist denn passiert?"

„Passiert, passiert, muß denn gleich was passiert sein, wenn man mal um halb sieben auf ist, wie sich's für einen vernünftigen Menschen schickt! Ausgeschlafen hab' ich, da

steht man doch auf! Ich werde mich jetzt jeden Tag um sechs, spätestens um sieben erheben!" predigte Lilly großartig.

„So, so — na, na!" erwiderte Lina ungläubig.

„Sie können sich darauf verlassen!" sagte Lilly salbungsvoll. „Und nun machen Sie nicht mehr solch Nachteulengesicht, Lina — Lina-Linaliinachen," trällerte Lilly, „das ist ja Sünde, sehen Sie doch den herrlichen Morgen, es ist ja wonnig, so früh wach zu sein — spüren, empfinden Sie das denn gar nicht?"

„Nee, — und Fräulein Lilly werden sich auch bald begeben, mal kriegt ja jeder seinen Rappel, aber einmal ist keinmal. Doch unsereins muß alle Tage raus und gleich an die Arbeit und immer dasselbe, meine Mutter betete immer so'nen alten Vers: „Frauenarbeit geht behende und nimmt kein Ende, friß' aus und koch' wieder!" — da spürt man das nicht mehr so, nichts für ungut, Fräulein Lilly. Aber Fräulein Lilly, Sie sollten man wieder ins Bett, sonst setzt's 'nen Schnupfen, Fräulein sind das nicht gewöhnt!"

„Unsinn, es ist ja so warm, ordentlich heiß!"

Plötzlich griff die Hand wieder nach dem Magen. Da war auf's neue der Mahner, Hunger — und nun hatte er mit einem Male ein bestimmtes Gepräge, bei Linas Anblick hatte er sich individualisiert, — er verlangte nach — Sardellenbutter! Gestern zum Tee hatte es welche gegeben, etwas war aber noch übrig geblieben und von Lina weggestellt worden. Mm — Sardellenbutter, wie gut, so anregend und pikant. —

„Lina, wissen Sie was?" Lilly blinzelte sie halb schelmisch, halb bittend an. „Ich hab' Hunger." —

„Ach so, Hunger!" Lina lachte und alle ihre fast viereckigen, gelbbeschlagenen Zähne beteiligten sich daran — Hunger, das war ein Etwas, das die Sachlage wesentlich klärte und Fräulein Lilly sofort in vernünftigerem Lichte erscheinen ließ! Freilich, Hunger, das verstand man, das trieb die Leute auf und war ein gesundes natürliches Gefühl. Gottlob, krank war das Fräulein nicht, eigentlich hatte Lina schon ein bischen Angst gekriegt — so früh wach — aber Hunger —!

„Na, was soll's denn sein?" erklärte sich Lina bereit.

„Sardellenbutter!" Lilly schmatzte laut und verdrehte die Augen.

„Ich hole, ich hole — nun gehen Sie aber auch hübsch wieder ins Bettchen so lange."

„Wo denken Sie hin, ich will mich anziehen, spazieren gehen, Palmen waschen —"

„Du liebe Zeit, man nich alles auf einmal!" sagte Lina gutmütig. Sie verließ das Zimmer und Lilly kehrte in das ihrige zurück. Sie schauerte leicht zusammen, ihr war doch etwas kühl geworden, sie merkte es jetzt, es war doch vielleicht gescheiter, sie legte sich noch in die Federn, bis das Brötchen kam. Rasch schlüpfte sie ins Bett, um sich „auszuwärmen" vor dem definitiven Aufstehen. Ach, wie mollig und warm! Und da erschien Lina mit dem Brötchen, so appetitlich lag es auf dem goldgerandeten Tellerchen, gleich biß sie hinein.

„Ach, Lina, wenn Sie mir nun noch ein Täßchen Kakao machen wollten, das wäre fein. Auf dem Gas geht's ja fix, gelt Lina, das würde mich so schön durchwärmen!"

Lina war auch dazu bereit und entschwand. Ja, Essen und Trinken, das ist recht, das hält Leib und Seele zusammen; sie trank dann auch gleich ein Schlückchen mit, Kaffee gab's erst viertel nach sieben, wenn die Gnädige aufstand.

Lilly kuschelte sich in die Kissen und verzehrte ihren Imbiß. Also, wenn der Kakao getrunken war, stand sie auf und wanderte los, gegen halb acht war sie dann bei Irmgard und blieb sicher ein halbes Stündchen bei ihr. Von dort konnte sie noch schnell zu Duncker und Weil gehen und sich schwarzes Gürtelband kaufen, das Fräulein im Geschäft würde auch recht erstaunt sein, sie so zeitig zu sehen. Sie hörte sie schon ordentlich sagen: „So früh, gnädiges Fräulein?" Das tat ihr natürlich wieder sehr wohl und machte sie sich wichtig fühlen. „Freilich, Zeit ist Geld!" hörte sie sich antworten.

„Da ist der Kakao." Mit freundlichem „danke vielmals" nahm Lilly die Tasse in Empfang. „Ich soll noch einen schönen Gruß ausrichten von der gnädigen Frau!" meldete Lina. „Sie hat uns sprechen hören und geklingelt, was los ist." —

„Und was sagten Sie?"

„Na, daß Fräulein Lilly wach wären und Hunger hätten und aufstehen wollten!"

„Und was sagte Mama?"

„Das ist der Frühling, sagte sie."

„Der Frühling — der Frühling?" wiederholte Lilly sinnend. „Ach, bestellen Sie Mama tausend Grüße und ich komme gleich."

„Ja, ja.“ Lina ging und Lilly rührte eifrig in dem braunen Trank. Wie er dampfte, dieser feine, zarte Rauch, ganz possierlich. Komisch, daß ihr das alles heute so viele Freude bereitete! Machte das wirklich die Morgenstunde? Sie schien alles schärfer zu sehen, alles feiner zu fühlen, klarer zu erfassen, — ist das Licht des Frührots heller?

Und wie gut sie es hatte, so früh schon solch ein vortreffliches, wohlschmeckendes Frühstück! Mancher mußte sicher heraus ohne einen stärkenden Imbiß, nur mit einem Stück trockenen Brotes — oder selbst auch ohne dieses? Ach, sie wollte auch ganz gewiß ihrem Schicksal immer dankbar sein und zufrieden anerkennen, was sie Gutes besaß und voraus hatte vor andern.

Sie löffelte und schlürfte, das mundete, das tat gut, ein warmes, wohliges Gefühl durchdrang sie vom Scheitel bis zur Sohle. So, jetzt war die Tasse leer, Lilly stellte sie beiseite auf den Nachttisch. Nun noch ein Weilchen stille liegen, ganz still, so hübsch satt und warm, bis es sieben Uhr schlagen würde, nur wenige Minuten konnten daran fehlen. Dieses erlesene Augenblickchen wollte sie sich noch gönnen, — und dann fröhlich auf mit dem vollen Glockenschlage — ein neuer Tag, ein neues Leben!

Sie lag ganz ruhig, schloß die Augen und faltete die Hände auf der Decke — sinnend — träumend —

Briefe wollte sie hernach auch schreiben, an Tante Nora und an Mieze, das war sehr nötig, — und ach, vieles war ja noch nötig, ordentlich mal reinen Tisch mußte sie mit allem machen, — sie war ja so früh wach, der ganze schöne Tag breitete sich vor ihr aus, da ließ sich vieles anfangen und beenden.

Und vielleicht — wenn sie Glück hatte —! Ach, Unsinn! Doch ja, warum nicht, sie konnte ihm schon begegnen beim Spaziergang, es war so undenkbar nicht, gegen halb neun ging er nach dem Amtsgericht, sie wußte es. Getroffen hatte sie ihn zwar noch nicht auf der Straße, sie kannte ihn ja auch erst nur kurze Zeit, — aber heute, heute. — Ein süßes, traumhaftes Dämmern umspann sie. —

Das Glück, weshalb sollte es ihr nicht hold sein? Morgenstunde hat Gold im Munde und wer fein brav ist und früh aufsteht, der muß doch auch belohnt werden — — —

Richtig, da kam er ja, quer über den Opernplatz, ganz rot ist sie geworden, sie fühlte es selber. Und nun hat er sie erblickt, die dunklen Augen grüßen sie, überrascht, staunend und glücklich — und plötzlich hat sich der Platz in einen großen, prächtigen Ballsaal verwandelt, er steht vor ihr, ganz nahe und bietet ihr seinen Arm. —

„Darf ich bitten, der Contre beginnt?" Sie hängt sich an ihn, fühlt seine Wärme, seine beseligende Nähe — flimmernder Nebel hüllt ihr Denken ein. „Das ist der Frühling, der Frühling," raunt es um sie her, „der wirft den jungen Maiden morgens Blumen auf die Kissen, damit sie recht früh aufwachen und sich vorbereiten für den Liebsten!"

Sie schreiten beide dahin, leicht, schwebend, als gingen sie auf lauter blühenden Rosen, — schmetternd fällt die Musik ein. —

Bim bam, bim bam, — sieben laute Schläge — kleine, fleißige, frühwache Lilly, hörst Du es? Nun flink heraus!

Lilly rührt sich nicht. Ruhig liegt sie da, sanft und stetig atmend, ein Lächeln im rosig angehauchten Antlitz. —

Ganz leise, ganz unmerklich ist der Schlummer herbeigeschlichen und hat sich wieder herabgesenkt auf die junge Stirn, hinter der es heute schon so früh und viel rumort hat.

Im Tropenwald.

Der Urwald träumt im lichten Goldesschiller
Der Tropensonne, Frieden ganz und Duft,
Nur der Cikaden lange, feine Triller
Erklingen hell, als töne rings die Luft.

Allüberall ein weltenfernes Schweigen
Und immergrüne Wände, dicht bei dicht,
Und nirgends Blumen, die sich grüßend zeigen,
Kaum eines kleinen Vogels keck' Gesicht.

Bisweilen nur, da kommt ein süßes Wehen
Von einer Blüte, die man nicht gewahrt,
Und hie und da rauscht aus den luft'gen Höhen
Ein trock'nes Blatt, das sich der Tod erspart.

Und große Schmetterlinge jagen trunken,
Von Sonnenlicht und Leben heiß bewegt,
Und kleine, blitzende, wie Feuerfunken,
Von sel'gem Liebesspiele froh — erregt. —

In solchem tiefen, immergrünen Schweigen
Liegt auch mein Herz, Dir, Tropenwald, so gleich,
Den Menschen fremd und ihrem bunten Reigen,
In stiller Ruhe stets, für sich ein Reich.

Ein leises Ahnen nur von einer Blüte
Schleicht auch zu mir sich dann und wann gar gern.
Die wonnekündend und von selt'ner Güte,
Doch ungesehen atmet süß von fern.

Und manchmal, ja, da fällt gleich jenem Blatte,
Das raschelnd schreckt herab aus weitem Raum,
Mir ein Gedanke — an ein einst'ges „Hatte",
An einen welken, längst verklung'nen Traum.

Und wie die Falter fliegen in dem Leuchten,
So taumeln Wünsche her — ach alt, so alt —
Und gaukeln hold, die sonneaufgescheuchten,
Und schweben fort — und wieder träumt der Wald.

Adolf Völkers

Die geſteert Nachtruh.

Ich habb en Freund, der reiſt in Wei,
Un des ſoll grad nix Leichtes ſei;
Des himmelviele Weibrowiern
Kann leicht en Menſche rujiniern —
Un des is ſicher un gewiß,
Daß Nachtruh da ſehr needig is.
Doch die ward em einſt ſehr geſteert,
Wie ihr jetz von em ſelwer heert:

„'s war in 're Stadt am Rhein, ich hatt
Mei Sache abgewickelt glatt,
Drink im Hotel noch mei Flaſch Bier
Un ſchlaf bald wie e Mormeldhier.

Ich lag vielleicht e Stund im Neſt,
Da kloppt's an meiner Dhier ganz feſt.
„Herein!" Als ſe ſich effne dhat,
Roch's ganz entſetzlich nach Bomad,
Der Zimmerkellner guckt erei:
„Sie möchten doch ſo freundlich ſein
Und nicht ſo ſchnarchen! Hier der Herr
Auf Numro ſechs beſchwert ſich ſehr!" —
„Was? Schnarche? Ich?" — „So ſagt der Herr
Auf Numro ſechs." — „Soll ſchlafe, der!
Ich leg mich mal uff's anner Ohr,
Da kimmt's gewiß net widder vor."

Ich habb's dem Herr gar net verargt,
's is ja net ſchee, wann Aeäns ſo ſchnarcht;
Des werkt ja Nachts wie e Drombet.
Kaum hatt ich mich erumgedreht
Un ſchee mei Deck zerechtgeſtoppt,
Hat's widder an der Dhier gekloppt.

„Herrrrein!" Als se ſich effne dhat
Roch's widder ſchrecklich nach Bomad,
Der Owwerkellner guckt erei:
„Der Herr mög' doch ſo freundlich ſein
Nicht ſo zu ſchnarchen! Numro acht
Das Eh'paar hat ſich ſehr beklagt!"
Ich hätt em gern mein Schlappe feſt
Geſchmiſſe uff ſei friſch weiß Weſt;
Doch habb de Zorn ich unnerdrickt
Un ſtumm vor Zuſtimmung genickt.
Un gleich druff lag ich widder waarm
Un mollig in Gott Morpheus' Aarm.

Da kloppt's von links: „Mei kutſter Herr,
Das geht Sie nu nich länger mehr!
's muß Ruhe gä'm, ſonſt ruf 'ch den Wirt,
Daß er ſie ſchleinigſt umgwardiert!" —
„Häſte die Kränk", denk ich, „du Sachs!"
Un werf mich uff de Buckel ſtracks,
Dann die Lag ſoll, ſo fiel merr ei,
For's Schnarche 's Allerbeſte ſei.

Kaum war ich widder eigenickt,
Da kloppt's von rechts derr wie verrickt
Un brillt: „Ich bitt' um Ruh', mein Herr!" —
„Mei Kuteſter, nu geht's nich mehr!"
So kreiſcht's von links, „Sie miſſen raus!"
Bei mir warſch odder ä ä ch jetz aus,
Un als no gar noch ſo'n Bomad-
Kopp in der Dhier ſich zeige dhat,
Hawwo ich mit Stiwwelknecht un Schlappe
Un Leuchter un was ſonſt ze dappe
Uff Gang un Zimmer ſechs un acht
En Dreifront-Worſaagriff gemacht
Un habb gekriſche voller Wut:
„Wann Ihr mich immer wecke dhut,
Un alsfort an mei Dhiern dhut baaſe,
Da kann ich ſelwer aach net ſchlafe!"

Die neumodiſch Sigelſammlung.

„Haſt De ääch ſo ſcheene Sigel?
Guck, en ganze Deiwel voll!“
Segt der Hannes zu dem Michel,
Unn der Michel ſegt: „Jawohl!
Ja, mer hawwe ääch ſo Dinger,
Grad is Aeäner aagedrabbt,
Hat mit ſeine Bratworſchtfinger
Uff die Meewel ſe gebabbt!“

Die Meß-Alliance.

(E Märche vom Juxplatz.)

Es war emal e Schießmamſell,
Es war 'mal en Kommis,
Es war emal e Schießbub ääch,
Die ſtann am Juxplatz hie.

Es war emal e Sommernacht,
Es warn zwää ſehr verliebt,
Es war emal en Mextersborſch,
Im „Schlage“ ſehr geiebt.

Es bhat emal en grelle Kriſch,
Es fiel Aeäns uff die Knie,
Es war e Knallääg grien unn blau,
Unn des war dem Kommis!

Zwää Ungleiche.

Der Elefant dhut ſich vorm Haus
Am Orjelſpiel ergetze,
Da dhut e Mick, e winzig klää,
Sich in ſein Riſſel ſetze.

Darob is heechlichſt uffgebracht
Der ungeſchlachte Rieſ'
Unn brillt: „Eweg, Du klääner Wicht,
Daß ich net dot Dich nieſ'!"

„Ich rat Der, unnerſchätz mich net",
Hat druff die Mick geſagt,
„Ward doch ſchon mancher Elefant
Aus ere Mick gemacht!"

Contra Darwin.

Im Käwwig owwe uff der Stang,
Da hocke derr zwää Affe,
Die mache ſich mit ihre Fleeh
Unn Sonſtigem ze ſchaffe.

Dorch ſei Monokel glotzt enuff
E Gigerl, ſo e echter;
Die Affe ſehn des, unn der ää
Schlägt uff e Mordsgelächter.

„Du, Joko, den guck emal aa!
Biſt De da net ganz baff?
Wääß Gott, die heutig Menſcheraſſ'
Is werklich unnerm Affe.

Ich ſag, der Darwin hat net Recht,
Sei Theorie dhut wanke,
Dann, ſo'me Borſch ſei Ahnherr ſei,
Nää, davor dhät ich danke."

Helene Wachsmuth

Ein weiteres Kapitel zu dem Roman „Die Missionsbraut“.

Ein Häuflein Touristen zog von der Schneekoppe herab, auf dem Kamm des Gebirges, der Lempelbaude zu. Voraus zwei junge, frohe Menschenkinder, ein Brautpaar; Professor Grundners Tochter Maria und sein Schüler und erklärter Liebling, der Privatdozent Dr. Weiß. Sie hüpften von Stein zu Stein den steilen Bergeshang hinab; sie schweiften vom Wege, sobald eine besondere Höhenpflanze sie lockte; selbst zugleich Blume und Schmetterling.

Ihnen folgte zunächst, von kräftigen Männern im Bergstuhl auf einer Bahre getragen, die rundliche Frau des Professors — ein wenig elegisch dreinschauend; wie korpulenten Leuten in ihrer ausgeprägten Neigung zum bequemen Leben wohl gar leicht eine kleine Verstimmung kommt, wenn sie die eigene Hilflosigkeit mit der Beweglichkeit anderer vergleichen.

Außerdem empfand die Dame selbst diese Art der Bergsteigung immerhin noch als eine Anstrengung, die sie gerne vermieden haben würde: „Aber, man kam ja nun einmal nicht auf gegen die anderen.“

Jetzt holte der Professor sie ein; er hatte sich, wie die jungen Leute, vom Wege locken lassen. Die Träger setzten die Bahre gerade einmal ab, um zu verschnaufen. Er legte einen Arm um die Schultern seiner Frau, als er sich zu ihr herabbeugte; sah strahlenden Auges in die weite, duftige Ferne, herab in die Täler, auf die tiefer liegenden Gebirgszüge. Er atmete mit Wonne und sprach mit einer gewissen Feierlichkeit: „Du schöne Welt!“ Es lag trotzdem ein Unterton seelischen Ergriffenseins in diesen Worten, der seine Gattin für einen Augenblick gespannt, fast beunruhigt zu ihm aufblicken ließ.

„Diese winzigen Gebilde der Menschenhand in der gewaltigen Natur," fuhr der Professor träumerisch fort. „Wie bunte Sandkörner liegen die Dächer der Baulichkeiten, liegen die Dorfschaften und Kirchlein da unten. Du winziges Menschengeschlechtlein! Du jämmerlich kleines Menschengeschlechtlein, was willst Du eigentlich bedeuten?"

Es war ein Absturz aus den Höhen dieser Empfindung, als Frau Professor Grundner jetzt mißmutig klagte:

„Mir sind die Füße ganz abscheulich kalt geworden in diesem unbequemen Stuhl. Mir sind die Glieder ganz abgestorben, bis über's Knie fühle ich mich wie in Eis gebettet!" — „Oh!" — „Ueberhaupt — ein Genuß ist es wahrhaftig nicht, in dieser Art getragen werden. Geht's bergauf, muß man sich in sehr ermüdender Weise vornüber beugen, um das Gleichgewicht nicht zu verlieren, und die Aussicht? Wenn's einem nicht genügt, den Rücken des Trägers ausschließlich zu betrachten, kann man sich den Hals verrenken, — ganz steif bin ich geworden — richtig „verdreht". Warum muß man denn nur immer auf diese Berge klettern? Von unten gesehen, ist doch die Gebirgslandschaft auch schön."

Der Professor fuhr mit der Hand über die Stirn, als wolle er die Wolke fortwischen, die darüber hingezogen war. Dann erwiderte er aber munter: „Nun! jetzt geht es doch bergab. Laß' Dich nicht tragen, schreite wacker aus; tritt fest auf; da kommt das stockende Blut wieder in Bewegung."

„So? meinst Du? Aber bergab knicken mir die Knie immer ein; bergab mag ich schon gar nicht gehen; man kommt so in Schuß, man muß so viel schneller vorwärts, als man möchte. Warum habt Ihr mich nicht zu Hause gelassen!"

„Liebling! Herzblatt! weil uns die Welt noch einmal so schön erscheint, wenn sie sich in Deinen Augen spiegelt. Weil uns diese Schönheit berauscht, beseeligt, und weil doch die glücklichsten Stunden dieses Entzückens ihres schönsten Reizes entbehren würden, wenn Du sie nicht mit uns teiltest."

„Du lieber Mann!"

„Siehst Du, das klingt schon anders. Nur mußt Du nur noch hinzufügen: „Du schöne Welt!"

Die Frau lächelte, und der Jubel war ungekünstelt und echt, mit dem sie, des Gatten Arm zärtlich drückend, ausrief: „Du schöne Welt!"

„Papa!" jubelte die junge Dame jetzt, indem sie mit geröteten Wangen und fliegenden Locken zu den Eltern zurück-

Hans Weilhammer

Spielende Kinder.

Gern ruht die Hand auf ſeid'nem Kinderhaare,
Ich küſſe eure Händchen, eure kleinen,
Will meinen
In eurem Kreis
Ich ſäß mit Engelein,
Mit kleinen,
Im Paradeis!
Wie ſie ſich haſchen,
Wie ſie ſich fangen!
Der braunen Liſel ſind die Zöpf' aufgegangen,
Auf den Backen glüh'n ihr die Roſen,
Den Buben guckt das Hemd aus den Hoſen,
Auch ſind die Näschen nicht immer reinlich,
— (Was dem Magiſter mitunter peinlich) —
Und doch wie roſig die lieben Geſichter!
Kleines Gelichter!!
Leuchtende Augen,
Lachende Mäulchen,
Du biſt Fuhrmann!
Ich bin Gäulchen!
Halten ſich an den kleinen Händen,
All ihr Jubel will nicht enden,
Singen mit hellen Silberkehlen —
— Könnt' ich mich mitten unter ſie ſtehlen! —

Liſel und Gretel.

Jung Walter liebte —
Wen?
Die Liſel vom Nachbar,
Und?
„Gieb den Mund!“
„Küſſ' mich!“
„Ich lieb' dich!“
Sprach er. —
Sie ??:
„Heirat' mich!“

Jung Liſel ſaß
Wo?
Bei Walter im Gras.
„Siehſt du die Heuſchrecken ſpringen?“
„Hörſt du die Amſeln ſingen??“
Flüſtert
Er ihr in's Ohr . . .
Und dann?
Sprach ſie:
„Werd' mein Mann!!“

Da iſt dem Walter die Geduld ausgegangen
Und er hat zu laufen angefangen — —
Die Gretel
Hat ihn aufgefangen
Mit weichen Armen . . .
Das war ein ander Mädel!
Keine ſo kalte!!
— — — — —
Und die Liſel??
Ward 'ne Jungfer,
'ne alte!

Maifrühe.

Durch tauiges Gras, das die Schuhe mir netzt,
Schreit' ich hinein in den ruhenden Morgen;
Windworte,
Leis lispelnd,
Kühl koſend,
Wehn um der Sträucher Haupt,
Die im grünen Gelock
Singende Vögel tragen. —
Im Walddämmer ſteh' ich . . . .
Glitzerſonne
Spielt auf grüner Wieſe,
Wo Pferde gehen ins blanke Geſchirr
Und ſchwiele Bauernhände
Duftendes Heu heimſen. —
— — — — — — —
Wie flackernde Sonnenflecke
Durch's zitternde Blattgrün,
So fallen ins weltoffne Herz mir
Goldne Gedanken
Vom ewigen Arbeits- und Menſchenfrieden.

Sommernacht.

Es glutet die blumige, ſproſſende Erde,
An die ich mich klammre mit Fieberhänden;
Um mich die wolluſtatmende Luft,
Der ſchwüle Brodem der Sommertagsneige. —

Dort oben das Rätſel funkelnder Sterne,
Die Götterrunen
Im Aetherall. —

In meiner bangen Seele ringen
Der Lichtgott
Mit dem Finſteralben,
Mein Sonnenſehnen
Mit der Erdenliebe . . . .

Die Menſchenſtimmen verſtummen im Kreiſe;
Da hebt ein fernes Singen an,
Die milde Nacht geht ſchwebend leiſe
Ueber den ſtillen Plan . . . .

Ich trinke Frieden aus ſchweigenden Sternen,
Die droben gehen ewige Gleiſe,
Nach ihnen brennt mein dürſtender Blick
Und über mich ſpannt die Silberſchwingen,
Die Sehnſucht nach Schönheit, Licht und Glück!

Phöbus und Pluvius.

Götterlachen füllt die Erde
Einen Tag;
Nach ſo vielen grauen Stunden
Hat ein güldner Sonnenſtrahl
Durch Gewölk den Weg gefunden
Nach dem Tal. —

Blüh'nde Luſt wächſt mir im Herzen,
Uebermut ſpannt mir die Sinne,
Sonne zündet tauſend Kerzen
Am Altare heil'ger Minne.
— — — — — — —
Mochten graue Grameswochen rauben
Freie Sicht,
Solch ein Tag giebt uns zurück den Glauben
An das Licht!

Zweifel.

Die Stadt ruht unter mir . . . .
Auf ſtiller Bergeshalde
Im Graſe liegend,
Den Wolken nahe,
Träum' ich
Von Ruhm und Glück;
Wird das Leben mich zermalmen,
Einen Träumer?! . . . .
Die Bäume prangen voll roter Aepfel,
Die Halme beben im Abendwinde,
Als ging' ein Flüſtern neben mir
Gar linde . . . .
Gar linde . . . .
— — — — — — —
Wo iſt der Himmel,
Der in der Ferne
Meiner Wünſche Horizont werde? . . . .
Iſt's Ruhm? — Iſt's Glück? —
Iſt's Trotz? — Iſt's Liebe? — —
Ich faſſe nichts . . . .
Ins Leere greif' ich . . . .
Die Nägel grab' ich in die Ackererde,
Als läge drunter mein Glück begraben, —
Und meine Seele bangt nach Befreiung . . .

Hochzeitslied.

Zum Sonnenfluge, Kind, die Schwingen ſpreite,
Nun hebt für uns ein neues Leben an!
Nun lerne flügge ſein an meiner Seite,
Hinan zu klarem Höhenlicht, hinan!

Wo keine Schwere uns die Glieder müde,
Wo keine Wolke uns den Blick verhängt,
Nur Reinheit, Aetherklarheit uns umfriede,
Wenn auch die Sonne uns die Wimper ſengt!

Und ſtehn wir erſt vereint auf goldnen Firnen,
Vereint zum Bund durch unſer Lebensja,
Kühlt Gottes Odem uns die heißen Stirnen,
Dann ſind dem ewig Göttlichen wir nah!

Guſtav Weinberg

Stimmen der Nacht.

Eine Stimme hab' ich gehört in der Nacht,
Eine Stimme von Weinen und Klagen —
Der Wind hat mir's zugetragen;
Begrab'nes Leid iſt aufgewacht.

Der ſtöhnende Sturm den Laut verſchlang,
Doch in des Herzens Tiefen,
Wo alte Schmerzen ſchliefen,
Da weckt' er auf einen Bruderklang.

Es ſteigt empor, es tönt mit Macht —
Zum Doppelklang verſchlungen —
Vom weinenden Winde geſungen
Verhallt die Klage in der Nacht. —

Kirſchen.

Kirſchen, Kirſchen naſch' ich gern,
Von den ſüßen, roten —
Bei mei'm Schätzel bin ich gern,
Aber 's iſt verboten. — —

Steig' hinab ins ſtille Tal,
Liebe, liebe Sonnen!
Grüß' mein Lieb vieltauſendmal,
Sag', ich kann nit kommen.

Sitzet ſie am Fenſterlein,
Sag', ſie wart' vergebens;
Sag', ſie ſei mein Sternelein
In der Nacht des Lebens.

Roſen, Roſen pflück' ich gern,
Von den duft'gen, roten —
Einen Strauß ſchickt' ich dir gern,
Aber 's iſt verboten. —

Weht den Duft hinab ins Tal,
Tragt's ihr zu, ihr Winde!
Kündet meiner Sehnſucht Qual
Ihr, dem holden Kinde.

Kündet ihr das Zauberwort,
Das die Herzen bindet!
Sagt, daß Liebe hier und dort
Sich zu Liebe findet. —

Maiennacht.

Der Rotdorn blüht, und der Fliederbuſch
Haucht in die Nacht ſeine Düfte —
O du holdſelige Maiennacht,
Ihr liebeatmenden Lüfte! —

Das duftet und klingt zum Fenſter herein
Und will meinen Schlaf mir ſtehlen:
„Steh auf und lauſche, du trüber Geſell,
Wir wollen vom Mai dir erzählen."

Ich hör' deine Stimme, du Maiennacht,
Ließ gern ja das Fenſter offen —
Was ſoll mir dein Duften, was ſoll mir dein Blüh'n?
Vorbei iſt's mit Lieben und Hoffen. —

Was ſoll dein Lied mir, du Nachtigall?
Ach, wenn noch ein Hoffen mir bliebe! —
Ach, all dein Blühen und Duften, du Mai,
Ich gäb's für ein bischen Liebe!

An Anton Burger

(geſt. 5. Juli 1905).

Zur Erinnerung an die Plauderſtunde in ſeinem Atelier zu Cronberg am Nachmittage des 31. Dezember 1896.

Wir ſitzen um die Jahreswende
In deinem hellen Atelier,
Der Hausfrau ſtill geſchäft'ge Hände
Bereiten ſorgſam den Kaffee.

Mokkas, Habanas Düfte füllen
Den heit'ren, kunſtgetränkten Raum. —
Ich bin ſo glücklich, daß im Stillen
Ich frage: „Wach' ich, iſt's ein Traum?"

Ja, träumend blick' ich voll Behagen
Zum Fenſter, wo in wilder Haſt
Sich weiße Flocken ſpielend jagen —
Weit von mir liegt des Lebens Laſt. —

Des Lebens Schmutz, die Jagd nach Golde,
Das ganze Elend unſ'rer Zeit.
Hier ſteht nicht in der Mode Solde
Die Kunſt, ſie iſt ſich ſelbſt geweiht!

Hier, wo des Taunus Waldesfrieden
Mit ſanftem Hauche dich umſchwebt,
Hier haſt du ſtill, weltabgeſchieden,
Dir ſelbſt und deiner Kunſt gelebt.

So denk' ich und im trauten Kreiſe
Sprech' ich, was mir das Herz bewegt:
Daß ich dich, Künſtler, glücklich preiſe,
Der treu ſich blieb ſtets unentwegt.

Daß nicht des Lebens kurze Stunden,
Du haſt verträumt am Tiberſtrand,
Daß in der Heimat du gefunden
Den Stoff für deine Meiſterhand.

Guſtav Weinberg

Der Heimatberge traute Sitte
Grüßt von den Wänden uns herab,
Hier des Waldhüters kleine Hütte,
Dort Mütterlein an ſeinem Stab.

Des Taunusbauern liſt'ges Schmunzeln,
Die nied're Stirne faltenreich,
Der alten Bäurin hundert Runzeln —
Wie wahr und doch wie ſchön zugleich!

Und wie nun das Geſpräch ſich wendet,
Da hab' ich es erſtaunt gehört,
Daß oft, wenn du ein Bild vollendet,
Du gern gleich wieder es zerſtört.

Noch manches Andre ſprachſt beklommen
Du von den Schranken deiner Kunſt;
Nicht tragiſch hab' ich es genommen,
Dir lächelt ja der Götter Gunſt.

Sie gaben dir die edlen Waffen,
Das Rüſtzeug für die Künſtlerbahn,
Im hohen Alter noch zu ſchaffen,
Mehr als der Jungen Beſter kann.

Ich weiß, du willſt es nicht geſtehen —
Der klugen Hausfrau Lächeln ſagt,
Daß ich dich richtig hab' geſehen,
Daß du zu Unrecht dich beklagt.

Heil dir, dem jugendlichen Alten,
Des kunſtgeübte Meiſterhand
Stets neu, in wechſelnden Geſtalten
Uns malt das liebe Heimatland.

Nie wird dein guter Ruhm erblaſſen,
Du haſt des Taunus Waldespracht,
Des alten Frankfurt Winkelgaſſen
Uns heilig, lieb und wert gemacht!

Dora Weinrich

Der Messias.

Skizze.

Wie mit Purpur übergossen erglüht der Granit des felsigen Hochlandes in der vergehenden Sonne. Nur hie und da ist die leuchtende Pracht durch dunkle Einschnitte zerrissen — schmale, senkrecht abfallende Cannons, auf deren Grund rauschende Gewässer dahintoben, nimmermüde Ströme, die sich in jahrhundertelanger Arbeit ihre Bahn gebrochen.

Jetzt versinkt der Strahlenball hinter der starren Linie des Gebirges, aber sieghaft flammt die sterbende Röte noch einmal über den ganzen Himmel und verliert sich, höher, immer höher steigend, in unendlichen Räumen. Rasch, wie ein fallender Schleier, senkt sich die Dämmerung auf das erblaßte Land.

An eine junge Fichte gelehnt stand ein halberwachsenes Mädchen und blickte mit seligen Augen der Sonne nach.

Erst als der letzte Schimmer erloschen, wandte es sich heimwärts. Sicher und zierlich wie eine Bergziege stieg es über Trümmer und Geröll, und geschickt suchten sich die nackten Füße ihren Weg zwischen dem Gestein. Als der Abhang erreicht war, an dessen Fuß sich die kleine Ansiedelung befand, blieb Mona plötzlich stehen. Sie wollte noch nicht hinunter. Vor kurzem erst war die Glocke, die den Schluß der Arbeit bedeutete, erklungen; die Männer hatten ihre Geräte fortgelegt und drängten von dem Schienenbett hinweg zur Hütte der Grannie, wo das Nachtmahl für sie bereit stand. Mona wollte warten, bis die Hungrigen gesättigt waren und alle Lichter erloschen. Gern blieb sie so lange oben in ihren Bergen. Sie liebte diese finsteren Gesteinmassen, die so drohend übereinander getürmt lagen; das rauhe kärgliche Gestrüpp, das hier und dort aus Felsrissen quoll, die windgezausten Bäume, die sich mit zähen Wurzelarmen an Granitblöcke geklammert hielten.

Sie kannte in der Umgegend jeden Schlupfwinkel und jede Höhle — fast noch genauer als die rotbraunen Navaho-Indianer, die einstigen Herren des Landes, die jetzt scheu, wie geschlagene Hunde, den weißen Eindringlingen aus dem Wege gingen, und möglichst im Verborgenen ihre dürftigen Zelte aufstellten. Mit Mona, dem stillen Mädchen, das fast so braun und so einsam war wie sie selber, verkehrten sie freundlich und wiesen ihm gerne Weg und Steg. Und wie viel des Wunderbaren gab es nicht in diesem Bergland zu schauen!

Wo der weiche Sandstein im Lauf der Jahrhunderte verwittert und zerbröckelt war, und nur der körnige Marmor, der harte Granit Stand gehalten, hatten sich an den Abhängen viele hohe und geräumige Höhlen gebildet. In diesen standen, dicht aneinander gedrängt, halbzerfallene Wohnstätten, die in uralten Zeiten einem verschwundenen Geschlecht zum Aufenthalt gedient hatten. Wie sie einst zu erreichen gewesen, auf welche Weise es den Erbauern gelungen, sich dort oben anzusiedeln, blieb ewig ein Geheimnis, denn die Bergwände, auf welche die Höhlen sich öffneten, fielen oft viele hundert Fuß senkrecht ab, und nur zu einzelnen waren enge Zugänge durch das dunkle Erdinnere entdeckt worden. Die wenigen waren auch Mona bekannt und manche Stunde verträumte das Kind zwischen den Ruinen der Höhlendörfer, diesen stummen Zeugen einer vergangenen Welt. Auch die Indianer, die schon seit vielen Generationen die Gegend besiedelt hatten, wußten nichts Genaueres über die Ureinwohner zu berichten. „Juasusi" d. h. „die Feinde" nannten sie dieselben. Der Teufel — so erzählten sie in ihrer wortkargen Art — sei aber schließlich gekommen, habe die Dächer der Häuser abgerissen, und die Bewohner fortgeschleppt; da hatten sie ihren Lohn.

Die knappe Mitteilung gab Mona viel zu denken. „Der Teufel?" forschte sie weiter, „wer ist denn der Teufel?"

Da erhielt sie widersprechende Auskunft. „Eine gehörnte Schlange," sagte der Eine. „Ein Vogel mit Eisenklauen" der Andere.

Schließlich, in einer sehr stillen Stunde, faßte sie sich ein Herz und frug die Grannie. Die wies sie erst unwirsch zurück — aber dann besann sie sich doch eines Besseren und sprach: „Der Teufel ist Gottes Feind."

Des Kindes Augen erweiterten sich.

„Und Gott?" —

„Gott ist die Güte," sagte die alte Frau hart, und ihr Antlitz erschien wie aus Stein gemeißelt.

„Wo ist er denn und wie sieht er aus?" —

„Ihn selbst kann man nicht sehen, aber er sandte uns den Messias in Menschengestalt." —

„Wird der Messias auch einmal hierherkommen?" —

„Ich weiß es nicht." —

„Was tut denn der Messias?" —

„Er stillt alles Weh." —

Nun hatte Mona viel zu grübeln — über den Messias und den Teufel und die Juasusi, die er, mitsamt den Dächern, fortgeschleppt, daß sie nun ihren Lohn hatten. Es mußte sich wohl wirklich so verhalten haben, denn von all den großen und kleinen Hütten standen nur noch die lehmüberkleideten Wände. Und das war schade. Die Decken waren sicher ebenso schön bemalt gewesen wie die Mauerreste. Das Mädchen wurde nie müde, sie zu betrachten. Da fand sich vielerlei buntfarbiges Getier: Vögel und Antilopen, Elchhirsche und Prairiehunde, auch Sonne und Regenbogen waren oftmals abgebildet, und die schönen Libellen, die heute noch von den Indianern als heilig verehrt wurden. — Zu dem schönsten aller Bilder, das eine ganze Hauswand einnahm, war es aber Mona bisher noch nicht gelungen, den Weg zu finden. Nur von der Talsohle aus hatte sie es mit ihren scharfen Augen erspäht. Es stellte eine Schlacht oder einen Tanz dar und zeigte viele schwarze und gelbe Gestalten. Schon oft hatte sie umsonst versucht, den Zugang zu der Höhle zu entdecken. Einmal glaubte sie ihr Ziel erreicht. Auf Händen und Knieen war sie in einer schmalen Felsspalte weiter, immer weiter gekrochen. Endlich wich das bröckelige Gestein auseinander — ein matter Lichtschein fiel — es wurde heller — sie stand in einer Höhle. Doch war es nicht die gesuchte. Mäßig an Umfang, erschien sie mehr wie eine Zelle. Doch enthielt sie nichts außer einer länglichen, an die eine Wand angemauerten Truhe. Mona trat näher und blickte hinein. Da lag etwas, das wohl einmal ein Mensch gewesen, aber jetzt war es schwarzbraun und vertrocknet — mit eingesunkenen Augen und schmalen Lippen. Ein mächtiger Schauer flog durch des Mädchens Körper. Das also war Einer jener Geheimnisvollen, die vor Jahrhunderten hier umhergewandert waren! Sie schlang die Hände fest ineinander und konnte die Augen nicht abwenden von der halbzerfallenen Gestalt, dem

entstellten, reglosen Antlitz. Das war einmal ein Mensch gewesen — hatte gelacht — hatte geweint — —

Mona kam seit jenem Tage oft zu dem stummen Fremdling. Sie saß dann neben dem Grab, wie man wohl am Bett eines lieben Freundes sitzt, und ihre Gedanken wanderten zurück in eine Zeit, als dieser Tote jung und frisch gewesen — und vielleicht glücklich. Den Indianern verriet sie den Zugang nicht. Diese Höhle sollte ihr ganz allein gehören. Jedesmal, wenn sie kam, brachte sie sich einen Arm voll Laubes mit, davon richtete sie sich eine Lagerstätte zu. Hier ruhte sie oft, die Hand auf der Truhe des Nachbars und sah dem Mond entgegen, der groß und dunkelgelb hinter der Felswand emporstieg.

Auch heute ging sie wieder in ihr Versteck und kehrte erst in's Tal zurück, als die Lichter in den Hütten erloschen waren — bis auf eins. Das ihrer Grannie. Mona öffnete die Brettertüre und trat in den niederen, aus Baumstämmen gefügten Raum. Da fand sie die alte Frau über ihrer groben Näharbeit eingeschlafen. Ihr Kopf war gegen die Wand zurückgesunken — grau hing ihr das Haar in die Stirn. Doch das rötliche Licht der Lampe übergoß ihr Antlitz mit einem sanften, verjüngenden Schein, und die vielen Falten und Fältchen, die sonst um die Augen gebreitet lagen, — die scharfen Kummerlinien an den Mundwinkeln, sie waren alle wie fortgezaubert. Mona stand betroffen still. Grannie nannte sie sie — Großmutter — aber eben kam sie ihr jung vor, fast mädchenhaft, trotz der grauen Haare. Vielleicht war sie gar nicht ihre Großmutter. Sie hatte schon oft darüber nachgedacht, und einmal vor Jahren, als die Bahnarbeiter noch unten in der sandigen Ebene waren, hatte sie die Alte gefragt: „Grannie, wie bin ich denn zu allererst zu Dir gekommen?"

Da hatte die Alte erwidert: „Ich habe Dich gefunden." „Wo hast Du mich gefunden?" frug das Kind. Die Frau war eine Weile still geblieben und endlich hatte sie gesagt: „Am Meer, unter einem Magnolienbaum." Mona konnte sich nicht erinnern, weder das Meer noch einen Magnolienbaum jemals gesehen zu haben, doch getraute sie sich nicht mehr zu fragen. Aber oft und oft, besonders in letzter Zeit, dachte sie über das Gehörte nach, und manchmal ergriff sie ein stürmisches Verlangen, die Stätte, von der sie kam, wiederzusehen. Warum? — sie wußte es selbst nicht. Und es

kümmerte sie auch nicht. So viel des Unbegreifbaren beschwerte ihr jetzt oft die Seele. Etwas Neuerwachtes in ihrem Innern trieb sie manchmal tagelang ruhelos umher; es klagte in ihr — sie wußte nicht worüber; es sehnte sich nach etwas — sie wußte nicht nach was. Dann streckte sie ihre Kinderarme in der heißen Sommerluft aus, um das Unbekannte an sich zu reißen und ihre jungen Lippen öffneten sich dürstend.

Aber die Grannie merkte nichts von alledem. Sie kochte das Essen für die Arbeiterschar, sie wusch und flickte, und ließ allabendlich die Lampe brennen, bis das Mädchen von den Bergen heruntergekommen war.

Eines Abends jedoch wollte die Ansiedelung nicht zur Ruhe kommen. Die feine Sichel des Mondes schwebte höher und höher, und noch blinkten unten zahlreiche Lichter — noch gingen dunkle Gestalten hin und her und durch das Schweigen der Nacht tönten viele Stimmen.

Vorsichtig schlich Mona endlich näher. Als sie unten angekommen, war es plötzlich still geworden. Aber die Leute standen alle in feierlichem Kreise versammelt, und in ihrer Mitte befand sich ein hochgewachsener, fremder Mann. Sein Körper war von einer braunen Kutte bedeckt, die an den Hüften durch einen Strick zusammengehalten war. In krankhafter Blässe leuchtete sein Gesicht. Ein spärlicher schwarzer Bart bedeckte ihm Kinn und Wangen, und nachtschwarz waren auch die Augen, die wie mit zauberischer Gewalt die Zuhörer gefesselt hielten. Mona kam näher und näher, bis sie dicht hinter dem Kreise stand. Doch Niemand bemerkte sie, denn ein Jeglicher hörte auf die Worte des Mönchs. Und er sprach: „Liebe Kindlein! Ich bin zu Euch gekommen, um Euch das Brot des Lebens zu bringen. Ich fürchte, bei Eurem schweren Tagewerk vergesset Ihr des Besten. Eure Arbeit zieht Euch zur Erde nieder — sie verzehrt Eure Kräfte — des Abends sinkt Ihr müde auf das Lager, und der nächste Morgen findet Euch wieder über Eure Spaten gebeugt. Aber nicht so! liebe Kindlein. Richtet die Augen aufwärts, daß Ihr des Lichtes gewahr werdet. Lasset das Köstlichste in Euch erwachen und reden und Ihr werdet Großes vernehmen. Oeffnet Eure Ohren und horchet auf die Offenbarungsworte, die rings um Euch erklingen: jeder Grashalm predigt das Wunder des Daseins — jedes Sternbild singt Euch ein Ewigkeitslied. Machet Eure Seelen weit auf — laßt sie durchflutet werden von dem

Strom der göttlichen Liebe, die in dem Kleinsten das Größte sieht, die Alles mit der gleichen Inbrunst umfaßt — die Euch frei, und groß und glücklich macht. . . ."

Mona war es, als schwinde der Boden unter ihren Füßen, als öffne sich der Himmel über ihr — gleich Ketten fiel es von ihr ab — sie berauschte sich an der Rede des Mönchs, die wie ein goldenes Meer über ihr zusammenschlug, und in ihrem Herzen war ein Jubeln und ein Schluchzen:

„Der Messias ist gekommen — der Messias, der allen Kummer heilt!" Als der Mönch geendet hatte und die Leute in stummer Scheu auseinandertraten, floh Mona in den Schatten des Abhangs zurück. Da blieb sie, bis ein Jeder seine Hütte aufgesucht hatte, und es ganz still geworden war. Dann trat sie vor und atmete tief und sah zum Sternenhimmel hinauf und lauschte den Ewigkeitsliedern. . . .

Wie im Traum schritt sie dahin, den gewohnten Pfad zu den Bergen empor. Plötzlich erlahmten ihre Füße, ein wilder, wonniger Schrecken durchzuckte sie und wie ein Feuerstrom fuhr es nach ihrem Herzen. Da stand er, der Gottgesandte! Scharf hob sich seine Silhouette von dem fahlen Hintergrunde ab. Er hielt den Kopf erhoben, als grüßten seine Augen ein fernes, unsichtbares Land.

Das Mädchen atmete hastig — fast klang es wie ein Weinen. Da wandte er sich ihr zu und ehe er's hindern konnte, war sie vor ihm niedergestürzt. „Laß mich knien vor Dir —" stammelte sie; und als er sie erschrocken aufzurichten suchte, griff sie nach seinen Händen und preßte in stürmischer Zärtlichkeit ihre Lippen darauf. „Laß mich Deine heiligen Hände küssen. . . ."

Ein seltsames, fast stolzes Lächeln flog über seine Züge.

„Mädchen," bat er sanft, „steh' auf." Sie hörte ihn gar nicht. Sie ließ ihn nicht los. Er fühlte das Beben ihres heißen Mundes, das stoßweise Atmen, das ihren ganzen Körper erschütterte. „Du — Du," flüsterte sie, „mein Messias — Du bist zu mir gekommen!" Da hob er sie rasch in die Höhe. Zitternd stand sie vor ihm mit zurückgebogenem Kopf. Ihre Augen brannten, und ihr Gesicht erschien weiß im Sternenlicht. Bittend hob sie die Hände. „Mache mich gut — Du — so gut wie Du bist — so —" die Worte fehlten ihr. Sie schienen arm und bedeutungslos gegenüber der Macht ihrer Gefühle.

Da kam es über den Mann wie eine wohltuende Flut von Liebe und Wärme, und seine darbende Seele wurde froh. Mächtig trieb es ihn, sich zu dem Kinde niederzubeugen und es an sein Herz zu nehmen. Aber er trat zurück und verschränkte wie zum Schutz die Arme über der Brust. „Du willst gut werden?" fragte er, und seine Stimme klang ihm selbst fremd und gepreßt. „Ja," sagte sie flehend und wieder wollte sie im Bewußtsein ihrer Niedrigkeit in die Kniee sinken; aber er hielt sie auf. Er setzte sich auf einen Fels und sie lehnte an ihm, zitternd vom Kopf bis zu den Füßen. Er blickte hinunter in's dunkle Tal, doch ihre Augen hingen unentwegt an seinem Gesicht.

„Was soll ich tun?" frug sie kaum hörbar, und da er nicht antwortete, fuhr sie klagend fort: „Ich weiß es ja nicht. Es ist alles dunkel in mir. Ich kann nichts erkennen, weil kein Licht da ist." — „Du sollst Gott lieben." — „Ich fürchte mich vor ihm — ich sehe ihn nicht — ich sehe nur Dich." — „Hat er noch nie zu Dir gesprochen?" — Sie schauderte und lehnte sich fester an ihn. „Nein," antwortete sie tonlos. „Nicht mit Worten — Mädchen — so wie ich rede oder wie Du redest — — Gott redet durch die Steine zu uns, durch die Tautropfen und durch die Vogellieder — — und durch manches Menschen Mund. . . ." — „Durch den Deinen?" drängte sie. — „Den meinen?" — „Ja, ja — durch Dich — — o das ist ein guter Gott." Die Tränen schossen ihr über das Gesicht. „Kind — verstehst Du mich auch?" — „Ja — o ja, ich verstehe Dich — er spricht durch die Tautropfen und die Vogellieder und durch Dich. Es ist alles dasselbe. Wenn mir ist, als müßte ich Flügel bekommen, als könnte ich nicht mehr auf der Erde bleiben — wenn etwas in mir zu groß wird, dann — dann ist es Gott. Und er hat Dich hergesandt zu mir — Du — Du bist wie der Tau und der Sternenhimmel, und Du machst mich größer als ich bin und wie neu — —"

Er riß sie, überwältigt von ihrer Inbrunst, an sich. Da brach sie an seiner Brust in haltloses Weinen aus. Und während die heiße Sommernacht auf lautlosen Sohlen vorüberglitt, erblühte in dem kahlen Bergland ein Haag duftender Rosen um den darbenden Mann, um das sehnende Kind

Als der erste Morgenschauer die Gräser erzittern lie und ein kühler Hauch Mona's Gesicht streifte, öffnete sie d Augen. Sie war allein.

Ueber den Himmel breitete sich ein sanftes Leuchten, das immer heller und herrlicher wurde — Strahlenbündel schossen empor — der Schleier der Nacht war zerrissen — das Licht hatte gesiegt.

Mona strich sich mit beiden Händen das Haar aus der Stirn und blickte mit erstaunten Augen um sich: Der Abhang dort drüben — das Tal — jene Kiefer, deren Stamm goldig erglänzte — der starre Höhenzug — — sah sie denn all dies heute zum erstenmal? Wie verändert erschien ihr Jegliches! Sie blickte an sich nieder — sie betrachtete ihre Hände — das Gras zu ihren Füßen — wie seltsam, wie fremd! Wieder strich sie sich über die Stirn und ein glückliches Lächeln flog um ihren Kindermund. — — Siehe, es war alles neu geworden.

— — — — — — — — — — — — — —

Sie dachte gar nicht daran, wieder zu den Menschen hinunter zu gehen. Die Vergangenheit war ausgelöscht — fortgespült durch ein Meer seligen Vergessens. Sie dachte auch an keine Zukunft — ob er wiederkommen würde — — er war dagewesen, ihr Messias — er hatte sie erlöst — sie brauchte nichts weiter.

Unten in der Ansiedelung wunderte man sich über das Verschwinden des Mönches. Er hatte so seltsame Worte gesprochen — sie hätten gern mehr davon gehört. Seine Rede wollte manchem von ihnen nicht aus dem Sinne und der Eine oder der Andere hielt dann und wann in der Arbeit inne und hob den Kopf, um nach den Höhen zu blicken.

Aber schließlich vergaßen sie es und blieben wie ehedem von früh bis spät über ihre Spaten gebeugt. — Die Abwesenheit des Kindes fiel nur der Grannie auf. Anfangs tröstete sie sich damit, Mona sei wohl vor dem Fremden erschrocken und halte sich deshalb versteckt. Aber als Tag um Tag verging, ohne daß sie zurückkehrte, fiel ein lähmender Schrecken in das Herz der alten Frau. Sie flehte die Männer an, nach der Vermißten zu forschen, und diese legten willig ihre Geräte nieder und machten sich auf den Weg. Unermüdlich durchstreiften sie die Höhen und Klüfte, drangen in die Indianerzelte ein und suchten die Ufer der Gewässer ab — doch alles umsonst: das Mädchen blieb verschollen.

— — — — — — — — — — — — — —

Carl Friedrich Wiegand

Dreiklang.

Grundton meines Lebens war
Wetterſtimmung manches Jahr:
Schwarzen Grames finſt'rer Baß
Dröhnte ohne Unterlaß.

Da ſchlug reines Glockenerz
Feſttagsläuten mir ins Herz,
Und im klaren Terzengang
Schmettert jetzt ein Zwiegeſang.

Später jubelt, auf mein Wort —
Mit der Quinte ein Akkord!
Wer iſt dann mit hellem Schrei,
Herzensliebchen, wohl dabei ....?

Nacht in der Heide.

Wandernde Vögel — im dunklen Geleite
Finſterer Wolken, fern und nah —
Leiſe wiegt im Winde der Heide
Sich die träumende Erika. . .

Tauſende Lichter in purpurnen Fernen
Locken in troſtloſe Nächte hinein.
Funken aus einſam wandelnden Sternen
Spiegeln im Waſſer den goldenen Schein.

Tod und Verderben im flüſternden Rohre —
Durch das dämmrige Einerlei
Klingt im Nachtwind über dem Meere
Ein erſtickender Hilfeſchrei. . .

Unheilkündend über mir thronen
Finſtre Gefahren im Schatten des Teichs,
Nur in den Waſſern blinken die Kronen
Eines verſunkenen Königreichs . . .

Turf.

Die Flagge fällt! Und über den Raſen,
Als hätten Trompeter Attacke geblaſen,
Dumpfdonnernd des Hufſchlags polternde Wucht,
En plein carriere die wiehernde Flucht — —

Auf den Hälſen der Renner, wie bucklige Affen,
Zehn Jockey's, die kaum ihren Atem erraffen.
Blitzhufige Hengſte im feurigen Sprung,
Wildfiebernd beim pfeifenden Gertenſchwung.

Dazwiſchen ein Trupp Kavallerieoffiziere,
Huſarenmuſik im grünen Reviere. —
Ein Rappe bricht aus! Im Einlauf als Held,
Ein Graf, voran dem farbigen Feld!

Helljauchzender Zuruf bei Frauen und Knaben —
Ein Schrei! Wer ſtürzte an Hürde und Graben? —
Ein Farben- und Pferde- und Menſchenknäul,
Mit zornigen Hufen ein ſchlagender Gaul!

Heißzitternd auf den Tribünen droben
Sich tauſend blitzende Gläſer erhoben. —
Komteſſe erbleicht und fragt nur kurz:
„Es ſcheint, bei Gott, ein bedenklicher Sturz!"

Schon wieder im Sattel! Wie bei der Parade
Durchſtürmt das Ziel die Galoppkavalkade — —
Nur Einer liegt auf dem Raſen ſtill.
Ob er ſich nicht erheben will? —

Verblaßt in der Jugend ein ſtrahlendes Leben?
Er kann ſich kaum auf die Beine erheben,
Schaut hilflos nur auf dem Anger ſich um
Und ſchüttelt das Haupt ſo ernſt und ſtumm.

Und über den Hufſchlag zerſtampfter Bahnen
Da eilen ſechs rettende Königsulanen.
Der Eine trägt in Flirt und Alarm
Gar einen Sonnenſchirm unter dem Arm.

Schon kommt man mit dem Unglückswagen,
Zerbrochene Jugend nach Hauſe zu tragen. —
Was ſprach vor ſeinem Todesſchlaf
Zu ſeinen Freunden der junge Graf? —

„Bleibt man zu Hauſe, liebe Kinder,
Mich bringt ihr nich ſo ſchnell zum Schinder —
Ich ſuch' und finde nich' im Jras
Mein Augenglas, mein Au —! genglas" . . .

Mein Lied.

Wie es meine Augen ſah'n,
Will ich's weiterſenden.
Wie es kam auf ſeiner Bahn,
Geb' ich's aus den Händen.

Folgend ſeinem eignen Stern,
Wenn's von mir geſchieden:
Gold'nen Sinn laſſ' ich ihm gern,
Eignen Schönheitsfrieden.

Wieſenblüten flüſtern mir
Silbern durch die Seele,
Schmettert durch das Bergrevier
Lockend ſeine Kehle.

Uebermut im Herzensgrund
Spielt in gold'nen Kreiſen,
Neig' ich leiſe Ohr und Mund
Blütenſpruch und Weiſen.

Blinkend klingt's im Morgen hell,
Schillert eig'ne Schöne:
Heil'gen Urſprungs Wunderquell
Rieſelt durch die Töne.

Frühlingsblüten in der Hand,
Kehr' ich heim ein Andrer,
Geh' ich durch das Menſchenland
Als ein Schönheitswandrer . . . .

Heimat.

Wollen nach Jahren ich und du
Wieder die Heimat ſehen,
Komm', wir heben dem Dörfchen zu
Müde Füße zum Gehen.

Schauen, ob mein Häuschen blieb,
Ob die Quellen fließen,
Wo der Hirt die Herden trieb
In die Heimatwieſen.

Heimathäuschen ſteht noch dort,
Mit dem bunten Gefache,
Heimatrauch zieht d'rüber fort
Ueber'm Ziegeldache.

Fünkchen aus dem Schornſtein ſprüht,
Komm' ich dich beſuchen.
Kniſterglut im Ofen glüht
Für den Oſterkuchen.

Tränen rinnen frei und ſchwer,
Geh' ich durch die Gaſſen;
Heimatlüfte um mich her
Schluchzend mich umfaſſen.

Sonne ſinkt ſo rot und heiß
In mein Weinen, Lachen —
Mütterchen, du kommſt, ich weiß,
Alles gutzumachen.

Schaut' ſo lange nach euch aus,
Heimatliche Linden!
Werd' ich doch mein Vaterhaus
Endlich einmal finden . . .

Erinnerung.

Rollt auch das Rad durch ferne Räume,
Vergangenes iſt ſtets bei mir.
Auf alle meine Zukunftsträume
Wirft dieſe Zeit noch ihre Zier.

Und denk' ich ihrer, weicht von hinnen
Das Marktgeſchrei, das mich umgellt.
Ich fühle goldne Bäche rinnen
In eine heil'ge Gotteswelt.

Ich möchte meine Hände falten:
Zerreißt mein Herz mir nicht im Harm,
Ich möchte alle Ströme halten
Mit dieſer Bruſt, mit dieſem Arm . . .

Was wollt ihr, heiße Tränentropfen? —
Ihr kamt mir oft ſchon unbewußt,
Wenn zarte Kinderfinger klopfen
An dunkle Glocken in der Bruſt.

Ich weiß, daß ſpät nach harten Plagen
Erfülltes Sehnen jubeln mag,
Dann kommt in allen Erdentagen
Beim Frührot mir ein Feiertag . . .

Sprüche.

I.

Als Angedenken dieſer Stunde
Sei dir dies Wort, bar eitler Hülle;
Der beſten Geiſter ſchönſte Kunde
Gefällt ſich nicht in Prunk und Fülle!
Ein jedes Wort aus deinem Munde
Es ſei dein Wahlſpruch und dein Wille.

II.

Wer Frohſinn weiß mit bitt'rem Ernſt zu binden;
Wer Mitleidsliebe weiß im Schmerz zu künden:
Der ſchürft das Gold aus ſeinen rohen Banden,
Der liebt den Menſchen auch in ſeinen Sünden,
Der wird das Leben lebenswerter finden
Und hat die wahre Heiterkeit verſtanden.

Rudolf Winterwerb

Im Berner Oberland.

I. Jungfrau.

Jungfrau! — Schöne blonde Dame! —
Dein germaniſch keuſcher Name
Iſt geprieſen fern und nah.
Vielgerühmt in allen Landen
Stehſt du dennoch unverſtanden
In erhab'ner Größe da!

Mit der Brille auf der Naſe,
Mit dem Fern- und Opernglaſe
Hat noch Keiner dich geſeh'n! —
All' die Fratzen, all' die Laffen,
Die von ferne nach dir gaffen,
Werden niemals dich verſteh'n! —

Wer dein Herze will erſchließen,
Deine Liebe will genießen,
Muß ein ſtrammer Burſche ſein! —
Manchen fröhlichen Geſellen
Schloſſen deine ſilberhellen
Arme liebefreudig ein.

Und es hat in jungen Jahren
Manch' ein armer Burſch' erfahren
Deiner Liebe Ueberfluß! —
Manchem lebensfrohem Jungen,
Der dein ſtolzes Herz bezwungen,
Schenkteſt du den Todeskuß.

„Jungfrau" nennen ſie dich zierlich,
Und du machſt auch ganz manierlich
Ein recht jüngferlich Geſicht,
Tuſt, als ob an deiner Ehre
Nicht der kleinſte Makel wäre;
Aber — — — Jungfer biſt du nicht!

II. Mönch.

Herr Mönch! — Erlaubnis! — Was fällt euch denn ein?
Was ſoll dies üble Benehmen? —
Am hellen Tage benebelt zu ſein! —
Herr Mönch! — Ihr ſolltet euch ſchämen! —

Ganz urgemütlich liegt er da
Mit ſeiner weißen Kapuze
Und treibt das tollſte Allotria
Im gräulichen Gletſcherſchmutze.

Es ziemt ſich doch nicht für den geiſtlichen Mann,
Nach keinem Menſchen zu fragen! —
Was ſoll denn die Jungfrau nebenan
Zu ſolchem Benehmen ſagen?

Nehmt Euch in Acht! — Der böſen Welt
Wird's nicht verborgen bleiben! —
Ihr ſeid doch viel zu hoch geſtellt,
Um ſolchen Unfug zu treiben! —

III. Eiger.

Eiger, Eiger! — Großer Schweiger!
Alles lacht im Sonnenſchein;
Warum blickſt du gar ſo finſter,
Gar ſo weltverdroſſen drein?

Glaube mir, in vielen Stunden
Hab ich drüber nachgedacht,
Und ich hab herausgefunden,
Was dir ſolche Sorge macht.

Johann Jacobus (Fries), * zu Frankfurt a. M. 19. 8. 1826, † ebda. 1. 8. 1901.

Veröffentlichte:

Humoristische Memoiren eines alten Frankfurters, 1892; 3. Auflage. 1897.
Humoristische Balladen und Erzählungen, 1897; 2. Aufl. 1899.
Altfrankfurter humoristisch-historische Sittenbilder, 1899.
Der Humor des Menschenlebens, 1901.
(sämtlich im Verlage der Kesselringschen Hofbuchhandlung, Frankfurt a. M.-Leipzig.)

Wilhelm Jordan, * 8. 2. 1819 zu Insterburg, † 25. 6. 1904 zu Frankfurt a. M. Dr. phil. Ministerialrat.

Werke:

Demiurgos, 1854. (Brockhaus, Leipzig.)
Shakspere, Gedichte und Dramen, 1861.
Sophokles, 1862.
(Verlag: Georg Reimer, Berlin.)
Strophen und Stäbe, Ged., 1871.
Durch's Ohr, Lustsp., 1876 (6. Aufl.).
Andachten, Ged., 1879.
Erfüllung des Christentums, 1879.
Nibelungen, I., 1892 (14. Aufl.).
Nibelungen, II., 1892 (10. Aufl.).
Tausch enttäuscht, Lustsp., 1886 (2. Aufl.).
Feli Dora, Erzähl., 1890.
Deutsche Liebe, 1891 (3. Aufl.).
Letzte Lieder, Ged., 1892.
In Talar und Harnisch, 1899 (2. Aufl.).
Homer, Ilias u. Odyssee, 1889 (3. Aufl.).
Die Edda, 1890 (2. Aufl.).
(W. Jordan's Selbstverlag, Frankfurt a. M.)
Die Sebalds, Roman, 1896 (3. Aufl.).
(Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart.)
Zwei Wiegen, Roman, 1895 (2. Aufl.).
(G. Grote, Berlin.)

Johann Jakob Krebs, * zu Frankfurt a. M. 29. 11. 1829, † ebda. 28. 3. 1902. Oberkonsistorialrat, Sen. min. Pfarrer Dr.

Dornblüten, Gedichte, 1903.
(Mahlau und Waldschmidt, Frankfurt a. M.)

Johann Jakob Mohr, * 15. 7. 1824 zu Frankfurt a. M. als erster Sohn einer alten Handwerkerfamilie, die sich, wie es in damaligen Zeiten in den alten Reichsstädten öfters der Fall war, eine höhere Bildung und eine sehr geachtete Stellung in der Vaterstadt erworben. Auf den Universitäten Bonn, Heidelberg und Tübingen studierte er Theologie, kehrte dann nach seiner Vaterstadt zurück, um dort mehrere Jahre als Hülfsprediger und Hülfslehrer zu wirken. Trotzdem er begründete Aussichten hatte auf die baldige Erlangung einer der besten dortigen Pfarrstellen, entschloß er sich doch auf diese Verzicht zu leisten und sich gänzlich dem Lehrberufe zu widmen. Anfang der sechziger Jahre wurde er zum Oberlehrer an der Katharinenschule ernannt, welche Stelle er bis zu seiner 1886 erfolgten Pensionierung inne hatte. Schwere körperliche Leiden und tiefer seelischer Kummer ließen ihn nicht lange sich des wohlverdienten Ruhestandes nach einem schaffensreichen Leben erfreuen; er starb am 5. Februar des Jahres 1890. Schriftstellerisch tätig war J. J. Mohr fast während seines ganzen Lebens. Schon während der Studienzeit entstanden Gedichte und Epigramme. Es folgten später Novellen und dramatische Arbeiten, und hauptsächlich schuf er viele Aphorismen; einige entstanden noch auf seinem Sterbelager.

Nach seinem Tode wurde eine Gesamt-Ausgabe in 3 Bänden veranstaltet. (Verlag Friedrich Altmann, Leipzig, 1900.)

Ludwig Ferdinand Neubürger, * 27. 9. 1836 zu Düsseldorf, † 25. 10. 1895 zu Frankfurt a. M.

Sein erstes Drama „Eponina", das von Diderots Novelle angeregt, „Die Marquise von Pommeraie", „Laroche", „Der kleine Kadi", die in Frankfurt sämtlich zur Aufführung gelangten, bilden die literarische Hinterlassenschaft des aus bestem Schaffen Gerissenen. Nach den Gymnasial- und Universitätsstudien bekleidete er längere Zeit eine Erzieherstelle in Wien in einem vornehmen Hause und war dann in Frankfurt an einer höheren Lehranstalt tätig.

Gesammelte Werke, 2 Bde. (E. Pierson's Verlag, Dresden.)

Paul Quilling, * zu Frankfurt a. M. am 17. 2. 1846, † 17. 4. 1904 ebda.

Humoristisches Allerlei aus Sachsenhausen, 1883; 5. Aufl. 1894.
Schrulle un Flause, 1885; 4. Aufl. 1893.
Lustiges Sammelsurium aus Frankfurt, Sachsenhausen und Drumherum; 2. Aufl. 1892.
Verloren und gefunden, Erzählung, 1890.
Ausgesöhnt, Lustspiel, 1893.
Kunterbunt, 1895.
Schnick-Schnack, 1898.

(sämtlich: Verlag von F. B. Auffarth, Frankfurt a. M.)

Johann Jakob Siebert, * 18. 6. 1832 zu Rotterdam, † 2. 3. 1902 in Frankfurt a. M., Justizrat.

Gedichte (als Manuskript gedruckt), 1903.

Friedrich Stoltze, ein richtiges Frankfurter Kind, stammte nicht aus einer Altfrankfurter Familie. Sein Vater, Friedrich Christian Stoltze, war in Hörla im Waldeck'schen geboren, und verheiratete sich mit einer Frankfurterin, Anna Maria geb. Rottmann. Der Ehe entstammten fünf Kinder; Friedrich war das jüngste; er war am 21. 11. 1816 geboren. Der junge Friedrich erhielt eine vorzügliche Erziehung; nach damaligen Begriffen sogar eine Erziehung, die weit über seinen Stand hinausging. Zu seinen Lehrern gehörte u. a. auch Dr. Textor, der Neffe Goethe's. Friedrich war ein begabter, aber ein wilder Junge, sein poetisches Talent regte sich sehr frühe, namentlich unter dem Einfluß seiner etwas schwärmerisch angelegten Schwester. Gegen Ende des Jahres 1849 verheiratete sich Stoltze mit einer Frankfurterin, Marie geb. Messenzehl. Von 1852 an gab er in zwangloser Folge die „Krebbel-Zeitung" heraus, die in Frankfurter Mundart die Tagesereignisse besprach, sowie die Zustände Frankfurts und seiner Nachbarstaaten humoristisch-kritisch beleuchtete. Die „Krebbel-Zeitung" hatte einen großen Erfolg, ihr Erscheinen war jedes Mal ein Ereignis. Im Jahre 1860 begründete Stoltze in Gemeinschaft mit dem Maler Schalck die „Frankfurter Latern", ein humoristisch-satirisches Wochenblatt, das in hochdeutscher Sprache, wie in Frankfurter Mundart, in poetischer wie in prosaischer Form die lokalen Ereignisse wie die Zeitbegebenheiten kritisch erörterte. Am Ostersamstag 1891 unter dem Klang der Glocken, die das Fest einläuteten, entschlummerte er sanft für immer.

(Auszugsweise dem von Otto Hörth verfaßten Lebensabriß entnommen, Vermischte Schriften, Bd. 5.)

Gesammelte Werke, 5 Bde.
(Verlag von Heinrich Keller, Frankfurt a. M.)

Heinrich Weismann, Direktor der Elisabethenschule zu Frankfurt a. M., * 23. 8. 1808 zu Frankfurt a. M., † 19. 1. 1890, ebda.
Gedichte, 1891. (Moritz Diesterweg, Frankfurt a. M.)

Hans Amorbach, Pseudonym für Willy Gristow, wissenschaftlicher Lehrer, * 30. 1. 1868 zu Voigdehagen bei Stralsund. Studierte Theologie und Philologie, war Hauslehrer in mehreren adligen Familien, lebte in Berlin als Privatlehrer und Litterat, kam Sommer 1904 aus Rheinhessen nach Frankfurt.

Die Lieder und Aphorismen sind einer ungedruckten Sammlung „Gescheine", Lieder aus dem Ingelheimer Grund und andere mit einem Anhang Aphorismen, entnommen.

Friedrich Wilhelm Battenberg, * 16. 5. 1847 zu Frankfurt a. M., studierte Paedagogik, Philologie und Theologie zu Leipzig und Berlin, nahm als kriegsfreiwilliger Musketier im 82. Inf.-Regiment am Feldzug 1870/71 teil, studierte dann in Göttingen Theologie unter Ritschl, war Lehrer an der deutschen Schule in Neapel, dann am Gymnasium zu Frankfurt a. M. und an der Realschule und dem Progymnasium zu Alzey. 1882 wurde er Pfarrer in Orlishausen (Thüringen), 1884 an der Peterskirche zu Frankfurt a. M. Er schrieb: „Erinnerungen aus großer Zeit", 1895; und „Die alte und die neue Peterskirche", 1895. (Kesselring'sche Hofbuchhandlung.) Er ist Herausgeber des „Evang. Gemeindebl." (später „Die Gemeinde").

Max Bayrhammer, * 26. 5. 1868 in Schloß Baumgarten bei Passau. In seiner schauspielerischen Laufbahn war B. in München, St. Petersburg, Weimar, Breslau und Wien tätig, um nach einer Gastspielreise mit Agnes Sorma, die ihn durch ganz Europa führte, seit vier Jahren in Frankfurt am Schauspielhaus zu wirken. Er hat als Schriftsteller für viele Tageszeitungen geschrieben und außerdem einen Band Theaterhumoresken herausgegeben: „Erlebnisse eines Wandermimen".

(Gebr. Knauer, Frankfurt a. M. 1902.)

Robert Bodmer, Pseudonym für Maler Max Harrach, * 20. 2. 1872 zu München, seit 1895 in Frankfurt a. M.

Marie Böhler. „Ich wurde am 22. 6. 1881 zu Frankfurt a. M. als Tochter des Fabrikbesitzers J. C. Böhler geboren und besuchte später die höhere Töchterschule. Lieber wäre ich 10 Jahre später zur Welt gekommen, weil mein ganzes Wesen in den gemäßigten Reformbestrebungen der Neuzeit wurzelt und es mir dann sicher möglich gewesen wäre, einen anderen Bildungsgang durchzumachen. Ich war ein temperamentvolles, witziges Menschenkind. Nach meinem 12. Jahre fing ich an, sehr ernst und träumerisch zu werden und las stets mehr als ich durfte. Von Gedichten wurden einige in Zeitungen und Zeitschriften aufgenommen. Nach mehreren Semestern Musikstudium wandte ich mich ganz der Schriftstellerei zu. Im Frühjahr 1904 erschien bei Gebr. Knauer, Frankfurt a. M., meine Gedichtsammlung „Genesung". Zur Zeit beschäftige ich mich hauptsächlich mit der Ausarbeitung einer Novellensammlung „Mitleid", die später in Buchform erscheinen soll."

Margot Brach. „Ich bin am 8. 2. 1885, auf einem kleinen Landgute meiner Eltern, zu Homburg v. d. H. geboren. Mit meinem fünften Jahre siedelten wir nach Frankfurt a. M. über, wo ich mit kleineren Unterbrechungen bis jetzt verblieb und die Humboldtschule absolvierte. Veröffentlicht ward bis jetzt noch nichts von mir, ich habe weder eine Gedichtsammlung, noch ein Buch herausgegeben."

Emil Claar wurde am 7. Oktober 1842 zu Lemberg als Sohn des Hof- und Gerichtsadvokaten Dr. jur. Moritz Claar geboren. Nachdem er das Gymnasium durchlaufen, widmete er sich dem Studium auf der Universität, mit dem Vorhaben, Mediziner zu werden. Doch, ein kaum siebzehnjähriger Jüngling, verließ er seine Vaterstadt und betrat unter der Direktion Heinrich Laube's als Darsteller kleinerer Rollen die Bühne des Burgtheaters zu Wien. Nachdem er in kleineren, österreichischen Städten die Leiden und Freuden der Schmiere und damit die ernste Schule des Lebens genügend durchkostet hatte, nahm er ein Engagement an das Berliner „Königliche Schauspielhaus" an und folgte später einem Rufe an das Stadttheater nach Leipzig, wo er sechs Jahre verblieb und hauptsächlich das Fach der humoristischen Charakterrollen im klassischen Drama und im Konversationsstück pflegte. Als Heinrich Laube die Direktion des Leipziger Stadttheaters übernommen hatte, zog er Emil Claar, der damals erst im 25. Lebensjahre stand, als seinen

dramaturgischen Mitarbeiter und beratenden Freund in seine Nähe; manche wertvolle Anregung wurde gegeben und empfangen, und der junge Künstler fand die gewünschte Gelegenheit, auch Regietätigkeit zu entwickeln. Nach Laube's Scheiden von Leipzig ging Claar 1870 als Regisseur nach Weimar an das Hoftheater, wo er zwei Jahre wirkte. Alsdann führte ihn ein Ruf als Oberregisseur an das deutsche Landestheater zu Prag, und er übernahm dann als selbstständiger Direktor, das Residenztheater in Berlin. Unterstützt durch seine Gattin, die reich begabte Künstlerin Hermine Claar-Delia, wußte der junge Direktor manches Rauhe zu ebnen, wie solches täglich dem Bühnenleiter auf seinem Pfade begegnet. Im Jahre 1879 wurde Emil Claar zum Intendanten der Frankfurter vereinigten Stadttheater gewählt, welche Stellung er heute noch als Leiter des Schauspielhauses bekleidet.

Als Schriftsteller war Emil Claar nach den verschiedensten Richtungen tätig und veröffentlichte unter anderem:

Gedichte I/II, 1868. (Oscar Leiner, Leipzig.)
Shelley, Trauerspiel, 1874. (L. Rosner, Wien.)
Simson und Delila, Lustspiel, 1875. (Blochs Theaterverlag, Berlin.)
Königsleid, Trauerspiel, 1895. (Heinrich Minden in Dresden.)
Neue Gedichte, 1894.
Weltliche Legenden, 1899.
(J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachf., Stuttgart.)

aul Nikolaus Cossmann, * am 6. 4. 1869 in Baden-Baden als Sohn des Violoncellisten Bernhard Cossmann, damals Professor am Konservatorium in Moskau. Kam Herbst 1878 nach Frankfurt, als sein Vater an das neubegründete Dr. Hoch'sche Konservatorium berufen wurde, besuchte dort die Schule bis Herbst 1887, studierte Philosophie und Naturwissenschaften 1887 bis 1890 in Berlin, 1890 bis 1893 in München.

Veröffentlichte: Eine Aphorismen-Sammlung, von der 1902 die zweite Auflage (Berlin, Verlag Schuster und Löffler) erschien, späterhin eine Biographie Hans Pfitzners (1904, München, Georg Müllers Verlag). Seit Begründung der „Süddeutschen Monatshefte" führt er die Redaktion des wissenschaftlichen Teiles dieser Zeitschrift.

lem. Cramer, * 1874 zu Frankfurt a. M.

ichard Dohse. „Am 25. 5. 1875 wurde ich zu Lübz i. M. geboren. Seit Herbst 1901 Oberlehrer an der Sachsenhäuser Realschule zu Frankfurt a. M. Ich bin dem Geschick dankbar, daß es mir neben meinem Beruf ein stilles häusliches Glück beschert hat, dessen Sonnenstrahlen es mir möglich machen, hier und da meine Mußestunden durch die Poesie zu vergolden. Da ich als Norddeutscher meine Heimat über alles liebe und bis zum Abschluß meiner Schulzeit fast ausschließlich und auch später gelegentlich plattdeutsch gesprochen habe, so ist es selbstverständlich, daß auf literarischem Gebiete mein eigentliches Arbeitsfeld das Bestreben ist, mein gut Teil dazu beizutragen, daß die urwüchsige Sprache Reuters, Brinckmanns und Groths noch lange, lange Zeit in Lebendigkeit und Frische erhalten bleibe. Diesem Bestreben sind meine beiden Hauptschriften gewidmet: „Mecklenburgisches Dichterbuch" (Wilh. Süsserotts Verlag,

Henriette Fürth. „Autodidaktin. Man hat mich in das Schema Sozialpolitik eingeordnet, da ich auf diesem Gebiet eine Reihe von Arbeiten veröffentlicht habe und Mitarbeiterin verschiedener Zeitschriften bin. Meine literarische Neigung und Arbeit umfaßt daneben noch Sozialethik und Pädagogik, Lyrik und Belletristik. Auch bin ich rednerisch tätig. Schlecht damit zu vereinen, aber dennoch vorhanden ist eine übergroße Sensibilität und ein gewisser Hang zur Schwärmerei. Heute 43 Jahre alt, bin ich seit nahezu 25 Jahren verheiratet und habe 8 Kinder."

Ludwig Gallmeyer. „Biographische Notizen kann ich Ihnen eigentlich nur wenige geben — ein Lehrerleben bewegt sich immer in engem äußerem Rahmen. Geboren bin ich in Oberrad am 7. 10 1865. Im Seminar zu Usingen für den Lehrerberuf vorbereitet, erhielt ich meine erste Anstellung in meiner Heimatgemeinde. Es sollte mir leider nicht lange vergönnt sein, meinem Berufe zu leben; denn nach etwa sechsjähriger Dienstzeit zeigten sich die ersten Symptome einer partiellen Muskellähmung, die langsam, aber stetig fortschritt und mich im 33. Lebensjahre zwang, um meine Pensionierung nachzusuchen. Seit dem Winter 1898 habe ich Bett und Zimmer nicht mehr verlassen, da die Beine vollständig den Dienst versagten. Von der Außenwelt körperlich abgeschlossen, wollte ich wenigstens geistig mit ihr im Zusammenhang bleiben und bestrebte mich, die intellektuellen und idealen Strömungen der Gegenwart tiefer zu verstehen und zu erfassen. Eine Welt hatte ich verloren, eine andere baute ich in mir auf. Schon immer für Kunst und Litteratur lebhaft interessiert, beschäftigte ich mich namentlich mit dem Studium der neueren Litteratur, fand darin reichen Genuß und tröstende Erquickung und schließlich auch den Mut zu eigner schriftstellerischer Betätigung. Meine Erstlingsarbeit „Ums Weiberecht", Roman aus Frankfurts Vergangenheit, fand gelegentlich des Preisausschreibens der „Kleinen Presse" um einen Frankfurter Roman freundliche Beachtung bei dem Preisrichterkollegium und wurde der Redaktion zum Abdruck empfohlen. Er erschien im „Stadtanzeiger" der genannten Tageszeitung. Zu Weihnachten 1904 erschien mein Gedichtband „Sommerernte" (Paul Unterborn, Verlag für deutsches Schrifttum, Berlin), der, ich muß das in aller Bescheidenheit mit Dank anerkennen, bei Kritik und Publikum eine warme Aufnahme fand. In gleichem Verlage kam auch im Herbst 1905 mein Novellenband „Abseits" (Auf dem Mühlberg. — Letzter Liebesgruß. — Als ich wiederkam.) heraus."

Eugen Gantter, Dr. phil., * zu Stuttgart am 11. 1. 1848. Lebt seit vielen Jahren in Frankfurt.

Werke:

Am häuslichen Herd, Ged., 1893.
Stenographenlieder, Ged., 1900.

Rudolf Geck, * in Elberfeld im Jahre 1868. Ist seit 1899 Redakteur an der „Frankfurter Zeitung".

Gedichte, 1896. (Raw's Verlagsbuchhandlung, Nürnberg.)

Lolo Fischer, * in Frankfurt a. M.

Helene Fontheim, * zu Frankfurt a. M. den 2. 10. 1878.
Gedichte, 1905. (Selbstverlag.)

Alfred Friedmann, Dr. phil., * zu Frankfurt a. M. am 26. 10. 1845.
Wir nennen von seinen Werken folgende:
Savilia, Epos, 1873. (L. Rosner, Wien.)
Feuerprobe der Liebe, 1876. (3. Aufl.) (Wallishauser'sche Buchhandlung, Wien.)
Leichtsinnige Lieder, 1878. Geb. (J. F. Richter, Hamburg.)
Don Juan's letztes Abenteuer, 1880. (Carl Reißner, Dresden.)
Aus Höhen und Tiefen, 1888. 2. Aufl.
Zwei Ehen, Roman, 1887. 3. Aufl.
Heckenrosen, Novellen, 1892.
Fundgruben, Novellen, 1895.
(Rosenbaum u. Hart, Berlin.)
Die Danaiden, Roman, 1893.
Neue Novellen, 1893.
(J. Bensheimer, Mannheim.)
Schönheit, Novellen, 1897.
Die letzte Hand, 1903.
(Hugo Steinitz, Berlin.)
Die Zuverlässigen, Roman, 1897.
(Carl Duncker, Berlin.)
Die vier Liebhaber der Marquise, Novellen, 1905.
Vorurteil, Novellen, 1905.
(Verlag Paul Unterborn, Berlin.)
Außerdem noch verschiedene andere Novellen in Reclams Universalbibliothek.

Ludwig Fulda, Dr. phil., * zu Frankfurt a. M. am 15. 7. 1862.
Werke:
Sinngedichte, 1888; 3. Aufl. 1904.
Gedichte, 1890.
Neue Gedichte, 1900.
Das verlorene Paradies, 1890; 2. Aufl. 1898.
Der Talisman, dramat. Märchen, 1892; 18. Aufl. 1905.
Lebensfragmente, Novellen, 1894; 2. Aufl. 1896.
Jugendfreunde, Lustspiel, 1897. (3. Aufl.)
Herostrat, Trauerspiel, 1898; 4. Aufl. 1899.
Schlaraffenland, dramat. Märchen, 1899. (3. Aufl.)
Die Zwillingsschwester, Lustspiel, 1904. (4. Aufl.)
Kaltwasser, Lustspiel, 1902. (2. Aufl.)
Vorspiel zur Einweihung des neuen Schauspielhauses zu Frankfurt a. M., 1902.
Novella d'Andrea, Schauspiel, 1903. (3. Aufl.)
Maskerade, Schauspiel, 1904.
Uebertragungen:
Molière, Meisterwerke, 1892; 4. Aufl. 1904.
Rostand, Cyrano von Bergerac, 1898; 5. Aufl. 1902.
(Sämtlich: J. G. Cotta'sche Buchh. Nachf., Stuttgart.)

Das Weib, die Liebe und dergleichen. Klänge aus der Liederleier des alten Gottlieb Biedermaier. (E. Pierſons Verlag, Dresden.) 1901. Illuſtriert von J. G. Mohr; 2. Aufl. 1905.

Kunterbunt. (E. Pierſons Verlag, Dresden.) 2. Aufl. 1902.

Roth-Weiß-Blau. Eine ſchnurrige Malergeſchichte. (E. Pierſons Verlag, Dresden.) 1902.

So da hätten Sie nun auch die gewünſchten biographiſchen und bibliographiſchen Notizen. Daß dieſelben etwas kurz geraten ſind, daran iſt nur meine angeborene Beſcheidenheit ſchuld, denn man mag ſich ſchließlich nicht ſelber loben. Ueber die äußeren Erfolge meines Schaffens kann ich Ihnen, im Vertrauen geſagt, nicht viel berichten. Orden habe ich bis dato noch nicht bekommen, ja ich bin, ſo unglaublich das in Preußen auch klingen mag, noch nicht einmal „Profeſſor" geworden! Doch gebe ich mich der angenehmen Hoffnung hin, daß bei der hundertſten Wiederkehr meines Geburtstages das alles reichlich von der dankbaren Nachwelt nachgeholt werde."

Johanna Gwinner. „Ich bin 1853 in Frankfurt geboren, habe früh mit Erfolg geſungen und gemalt, und erſt ſeitdem mich Krankheit ans Bett gefeſſelt, mich auch im Dichten verſucht."

Lill E. Hafgren. „Ich wurde geboren im Mai des Jahres 1881 in Stockholm. Meine Eltern, die ſich beide der Geſangskunſt gewidmet hatten, nahmen mich und meine 3 Jahre jüngere Schweſter von früheſter Jugend auf überallhin auf ihre ausgedehnten Konzertreiſen im In- und Auslande mit, wir erhielten ſomit ſchon ſehr früh die mannigfaltigſten Eindrücke und Anregungen; Muſik war unſer tägliches Brot. Im Herbſt des Jahres 1892 ſiedelte ſich die Familie in Frankfurt a. M. an; alsbald begann ein eifriges und zielbewußtes muſikaliſches Studium. Mit dem Jahre 1903 waren die muſikaliſchen Schuljahre beendet. Meinen Wohnort in Frankfurt a. M. nehmend, war ich ſeither produktiv und reproduktiv in der Tonkunſt tätig, habe ich doch nie den Kontakt mit meinem Heimatlande (Schweden), deſſen nationale Kunſt und idealiſtiſche Veranlagung tief in mir eingewurzelt ſind, verloren. Ich erkenne trotzdem den großen, vertiefenden Einfluß an, den deutſche Kunſt und Literatur und deutſches Weſen auf meine künſtleriſche und intellektuelle Entwicklung ausgeübt haben. Ich bin von tiefer Dankbarkeit und Liebe zu dieſer meiner zweiten Heimat erfüllt."

Veröffentlichte: Feſtſpiel zur Eröffnungsfeier im Bürgerſaale des neuen Rathauſes mit Benutzung der Lersner'ſchen Chronika und Schriften von Murner, Dürer und Hans Sachs komponiret, 1905. (Gebrüder Knauer, Frankfurt a. M.)

Ludwig Hanau, Dr. med., prakt. Arzt, * 19. 2. 1866 zu Friedberg (Heſſen), beſuchte bis Oſtern 1882 das Gymnaſium zu Gießen, dann die Univerſitäten Gießen, München und Berlin und beſtand 1890 das ärztliche Staatsexamen. Seit 1891 Arzt in Bockenheim.

Anna Hill, * in Frankfurt a. M. Gab heraus:

Diana, Luſtſpiel. (Reclams-Univerſalbibliothek, Leipzig.)

Frankfurt in Feindesland, 1899. Erlkönig, 1900. (Mahlau und Waldſchmidt, Frankfurt a. M.)

Kompromittiert, 1889. Ich ſuche eine Stelle, 1891. Iſt Mitleid Sünde? 1902.

Carl Hill. „Ich wurde am 14. 8. 1879 zu Frankfurt a. M. geboren, woselbst ich mit Unterbrechungen ständig bisher lebte. Im Jahre 1904 gab ich bei Mahlau u. Waldschmidt erstmals kleinere Dichtungen im Brettl-Genre unter dem Titel „Krethi und Plethi" heraus, 1905 erschien ein größerer Beitrag von mir in Ganske's „Neuer deutscher Dichtung" in Berlin. Verschiedene kleinere Dichtungen von mir sind komponiert. Meine Mutter, Frau Anna Hill, ist als Schriftstellerin bekannt, mein Großvater war der bekannte Wagnersängner Carl Hill, Wagners erster Alberich und Klingsor.

Otto Hörth, * zu Achern in Baden am 24. 11. 1842. Absolvierte das Gymnasium in Offenburg und das Lyceum in Freiburg und studierte in Freiburg Theologie und Philosophie, dann Litteratur und neuere Sprachen. Zur Journalistik sich wendend, wurde er Mitarbeiter und Redakteur kleinerer Blätter in seiner Heimat; im Winter 1870/71 ging er nach München, von wo er für größere Blätter, darunter auch die „Frankfurter Zeitung", Feuilletons und Kunstberichte schrieb. Seit 1. März 1872 gehört er der Redaktion der „Frankfurter Zeitung" an. Außer politischen Artikeln schrieb er zahlreiche Feuilletons, Reiseberichte, literarische Kritiken, lyrische, politische und Dialekt-Gedichte. Er war jahrelang Mitarbeiter der „Frankfurter Latern" Friedrich Stoltze's, dessen litterarischen Nachlaß er auch ordnete und herausgab.

Julia-Virginia, Pseudonym für Julia Virginia Scheuermann, * 1. 4. 1878 zu Frankfurt a. M.
Veröffentlichte:
Primitien, 1905. (Verlag Continent, Berlin; vergriffen!)
Sturm und Stern, 1906. (Schuster u. Loeffler, Berlin.)

Harry Kahn. „Das Datum, an dem ich das Licht dieser Welt erblicken zu dürfen für würdig befunden wurde, ist — wie das Geburtsjahr Napoleons und Heines — zweifelhaft. Entgegen den Notizen des Standesamtes zu Mainz a. Rh., das mich schon einen Tag früher besitzen wollte, wird mein Geburtstag am 12. August gefeiert. Und zwar nach den authentischen Aussagen meiner lieben Mutter, die aus einem nachweisbar seit dem 16. Jahrhundert in Frankfurt ansässigen Geschlecht stammt. Meine 1883 begonnene Anwesenheit gereichte meiner hessischen Vaterstadt nur bis 1889 zur Ehre; von da ab brachte ich den größten Teil meines bitterbösen Bubenlebens bis Ostern 1899 im Palmengarten, auf der Hundswiese und innerhalb der Klassenräume von Philanthropin und Goethegymnasium zu. Zu diesem Zeitpunkt wurde ich auf Beschluß einer hochwohllöblichen Familienseme zu 3 Jahren Galeere bei Hauptbuch und Kopierpresse verurteilt, aus der ich mich ohne Mithilfe von Komplizen ins Land der Syntaxen und Logarithmentafeln zurückrettete. Denn ich wollte unbedingt ein „freier deutscher Dichter" werden. Womit ich nach drei in München, Berlin und Straßburg teilweise auch mit Hören von Collegien, im übrigen aber ganz anregenden Studienjahren noch anhaltend beschäftigt bin, nur unterbrochen durch Oeffnen von redaktionellen Retoursendungen und Kämpfen gegen eine gesinnungstüchtige Familienopposition. Sonst geht mirs aber gut, zumal ich seit einiger Zeit wortwörtlich wie der liebe Gott in Frankreich lebe."

Johanna Klein, * am 7. 2. 1857 zu Neuwied a. Rh. Mitarbeiterin mehrerer Frauenzeitungen; z. B. „Fürs Haus", „Häusliche Ratgeber", „Frankfurter Frauenzeitung". Veröffentliche außer hauswirtschaftlichen und pädagogischen Aufsätzen kleine Novellen, Erzählungen, Skizzen. Lebt in Frankfurt.

Emil Klotz, Gerichtssekretär. „Ich wurde am 25. 4. 1878 in Limburg a. Lahn geboren; bin seit Juli 1886 in Frankfurt a. M. Bücher habe ich noch keine herausgegeben."

Ferdinand Kolb. Am 19. 11. 1880 zu Frankfurt a. M. geboren, widmete sich nach vollendeter Schulzeit der Kaufmannschaft und studierte später unter Adolf Dippel die Gesangskunst. Lebt jetzt als Konzert- und Oratoriensänger in Frankfurt a. M. Kolb arbeitet zur Zeit an mehreren kleinen Skizzen und Novellen, die demnächst im Druck erscheinen werden.

Georg Lang, Rektor a. D., * am 1. 2. 1836 zu Friedberg.
Werke:
Sonnenblicke aus dem Lenz des Lebens, Ged. (Verlag von E. G. May Söhne, Frankfurt a. M.)
Hausschwalben, Ged., 1881. (Nicol, Wiesbaden.)
Deutschland ist mein Vaterland, Ged., 1889; 2. Aufl.
O Alpenluft, 1891.
(C. Jügel's Verlag, Frankfurt a. M.)
Was die Steine reden, Ged., 1899. (Mahlau u. Waldschmidt, Frankfurt a. M.)
Mit Ränzel und Wanderstab, 1900. (J. F. Lehmann, München.)
Tand für Künstlerhand, 1901. (H. Keller, Frankfurt a. M.)
Sucht ihr Freunde? 1903
Gesammelte Kinderlieder, 1905.
(Kesselring'sche Hofbuchhandlung, Frankfurt a. M.)
Unser Kleeblatt, 1904. (Levy u. Müller, Stuttgart.)

Friedrich Linden, Pseudonym für Eugen Hoerle, * am 19. 4. 1861 zu Frankfurt a. M.
Veröffentlichte:
Winternacht und Sommerstunden, 1894. (E. Piersons Verlag, Dresden.)

Ernst Emil Lohr, * am 15. 12. 1867 zu Köln a. Rh, studierte auf den Universitäten Straßburg, Bonn, Gießen, München und Berlin Geschichte, Staatswissenschaften, Jura und Philosophie und wurde auf Grund einer Arbeit über die schleswig-holsteinische Frage zum Dr. phil. promoviert. Von 1898—1903 als verantwortlicher Leiter der auswärtigen Politik und politischer Vertreter bei den Reichsämtern, Ministerien, an der Zeitung „Die Post" in Berlin tätig, trat er im Herbst 1903 als Redakteur zum „Frankfurter General-Anzeiger" über.

Fritz Mathern, * 1873 zu Homburg v. d. Höhe; seit 1889 in Frankfurt a. M. Seit 1895 Redakteur am „General-Anzeiger".
Veröffentlichte: Novellen und Skizzen in Zeitungen und Zeitschriften.

E. Mentzel, * in Marburg a. d. L. „Schon als Kind hegte ich litterarische Neigungen, die mehr und mehr Macht über mich gewannen, je älter ich wurde. Als junges Mädchen veröffentlichte ich dann 1872 ein Bändchen Gedichte „Lieder der Zeit", denen bald andere, meist in den Blättern meiner Vaterstadt erschienene Dichtungen folgten. Historische Studien führten mich darauf der Prosa zu. Ich schrieb eine Novelle „Ein Maskenball König Jerômes", die 1876 in den „Hausblättern", dem Beiblatt des „Frankfurter Anzeigers" erschien. Weitere Novellen schlossen sich an, doch konnte ich nur in meinen Mußestunden schreiben, weil ich damals auch noch als Lehrerin tätig war. Im Jahre 1878 verheiratete ich mich, seit dieser Zeit ist Frankfurt meine zweite Heimat geworden. Nach mehrjährigen Forschungen, namentlich im hiesigen Stadtarchiv, veröffentlichte ich 1882 zum 100jährigen Jubiläum des alten Schauspielhauses die „Geschichte der Schauspielkunst in Frankfurt a. M." Von diesem Zeitpunkt an bis heute habe ich manche dichterische und wissenschaftliche Arbeit herausgegeben, deren Stoffe dem Leben und Weben in der alten Kaiserstadt entnommen sind. Mit Goethe habe ich mich besonders viel beschäftigt. Im Jahre 1883 gelangte das einaktige Lustspiel „Lessing und die Neuberin" zuerst hier zur Darstellung, ihm folgte 1893 das Volksstück „Der Räuber", das gleichfalls in Frankfurt seine Uraufführung erlebte. In Bälde wird auch meine letzte dramatische Arbeit, das Schauspiel „Das Urteil Salomos", in Frankfurt zuerst über die Bretter gehen."

Veröffentlichte:

Geschichte der Schauspielkunst in Frankfurt a. M., 1882 (R. Th. Völcker, Frankfurt a. M.)

Der Frankfurter Goethe, 1900.

Frankfurter Novellen, 1897.

Das Puppenspiel vom Erzzauberer Doktor Johann Faust, 1901.

Alte Hausmittel, Charakterbild in einem Aufzug, 1901. (2. Aufl.)

Das alte Frankfurter Schauspielhaus und seine Vorgeschichte, 1902.)
Litterar. Anstalt (Rütten u. Loening), Frankfurt a. M.

Die Maikönigin, Roman, 1888. (Carl Jügel's Verlag, Frankfurt a. M.)

Der Räuber, Volksstück in 4 Aufzügen, 1894. (Reitz u. Koehler, Frankfurt a. M.)

Feldnelken, hessische Dorfgeschichten, 1885. (Vergriffen!) (J. D. Sauerländer, Frankfurt a. M.)

Stoppellehnchen, Marburger Novelle, 1891. (Vergriffen!)

Wickers Henner am Scheideweg, Marburger Roman, 1894. (Vergriffen!)
(Oscar Ehrhardts Universitäts-Buchhandlung, Marburg a. d. L.)

Feldspath, hessische Dorfgeschichten, 1890. (J. G. Cotta'schen Buchhandlung, Nachfolger, Stuttgart.)

Fränkische Erbe, Roman, 1905; 2. Tausend. (Carl Fr. Schulz, Verlag, Frankfurt a. M.)

Leonie Meyerhof-Hildeck, * in Hildesheim, lebt seit längeren Jahren in Frankfurt a. M.

Werke:

Der goldene Käfig und andere Novellen, 1892. (E. Piersons Verlag, Dresden.)
Die Mittagssonne, Roman, 1895.
Die Feuersäule, Roman, 1895.
Libellen, Novellen, 1898.
Wollen und Werden, 1897.
Das Zaubergewand, Novellen, 1897.
(Heinrich Minden, Dresden.)
Bis an's Ende, Roman, 1899. (Vita, Berlin.)
Herbstbeichte, Roman, 1900. (Schuster u. Loeffler, Berlin.)
Töchter der Zeit, Roman, 1902.
Das Ewig-Lebendige, Roman, 1904.
(J. G. Cotta'sche Buchhandlung, Nachfolger, Stuttgart.)

Karl Michler. „Wurde am 8. 12. 1868 zu Mustin bei Ratzeburg geboren. Seit 1894 bin ich Beamter des „Deutschen Phönix" in Frankfurt a. M. Neben meinem praktischen Berufe war ich dichterisch in früher Jugend tätig, während in späteren Jahren der Kampf ums Dasein, die heilige Berufspflicht poetische Neigungen fast ganz erstickten; nur ab und zu sprühen noch Funken empor. Es erschienen von mir: „Aus Jugendtagen", 1888; (Greiner u. Pfeiffer, Stuttgart.) „Dichtungen", 3. Aufl., 1897; „Blätter moderner Lyrik", 1900; (E. Piersons Verlag, Dresden.) „Der Geächtete", histor. Schauspiel aus Goethes Vergangenheit, sowie ein einaktiges Lustspiel „Schmetterlinge", sind Manuskripte geblieben. Im nächsten Jahre wird voraussichtlich ein neues lyrisches Werk, betitelt „Im Banne der Schönheit", erscheinen. Gefördert wurde mein Dichter-Talent von Friedrich von Bodenstedt, auch ließen mir Fürstlichkeiten Anerkennung zu Teil werden."

Frieda Nachmann, * 5. 9. 1874 in Mainz, in Frankfurt a. M. seit 1895. Gedichte, Feuilletons ꝛc. in Zeitschriften und Tagesblättern.

Emil Neubürger. „Ich wurde den 17. 3. 1826 in Düsseldorf geboren. Ich besuchte das Düsseldorfer, Frankfurter und Elberfelder Gymnasium und bezog dann zum Studium der neueren Sprachen und der Litteratur die Universitäten Bonn und Tübingen. Begeisternd und lehrreich wurde mir der Aufenthalt in Frankfurt zur Zeit des Vorparlamentes und des Parlamentes. Allmählich widmete ich in größerem Maße meine Tätigkeit der Erziehungs-Anstalt, die meine Eltern hier gegründet, und trat so in eine Stellung, die mir Zeit zu weiteren Studien und schriftstellerischen Arbeiten ließ."

Werke:

Gesammelte Gedichte, 1879. (Metzler'sche Verlagsbuchhandlung, Stuttgart.)

Aus der alten Reichsstadt Frankfurt, 1889.
Edle Menschen und Thaten, 1890.
Goethes Jugendfreund Klinger, 1899.
Nachklänge, 1900.
(Mahlau u. Waldschmidt, Frankfurt a. M.)

Arthur Pfungst, Dr. phil., * am 9. 3. 1864 zu Frankfurt a. M.
Veröffentlichte:
Lose Blätter, Gedichte, 1884; 2. Aufl. 1887.
Laskaris, Epos, 4. Aufl., 1900.
Neue Gedichte, 1894; 3. Aufl. 1903.
(Ferd. Dümmler, Berlin.)

Rudolf Presber, Dr. phil., * am 4. 7. 1868 zu Frankfurt a. M.
Werke:
Leben und leben lassen, Gedichte, 1892. (Reitz u. Köhler, Frankfurt a. M.)
Der Poveretto und andere Novellen, 1894. (E. Piersons Verlag, Dresden.)
Das Fellahmädchen und andere Novellen, 1895; 2. Aufl. 1903. (Egon Fleischel u. Co., Berlin.)
Poins, Meine Verse, 1897. (Gebr. Knauer, Frankfurt a. M.)
Herbstzauber, 1903. (Th. Mayhofer Nachf., Berlin.)
Der Schuß, Schauspiel, 1894.
Der Vicomte, Komödie, 1896.
Aus dem Lande der Liebe, Ged., 1901; 5. Aufl. 1903.
Media in vita, Ged., 1902; 2. Aufl. 1903.
Dreiklang, Ged., 1904. 2. Aufl. 1905.
(J. G. Cotta'sche Buchhandlung, Nachfolger, Stuttgart.)
Die Diva und andere Satiren, 1902. (Verlag der Lustigen Blätter, Berlin.)
Von Leutchen, die ich lieb gewann, ein Skizzenbuch, 1905. (Concordia, Deutsche Verlagsanstalt, Hermann Ehbock, Berlin.)
Der Untermensch.
Das Eichhorn, Satiren.
(Reclams Universalbibliothek, Leipzig.)

Hanns Wolfgang Rath (Pseudonym), lebt seit 16 Jahren in Frankfurt a. M. Schrieb für Zeitschriften Artikel über Kunst. In Buchform ist noch nichts veröffentlicht.

Georg Ludwig Reutlinger, * am 29. 3. 1872 zu Frankfurt a. M., Oberlehrer in Limburg a. Lahn.
Dichtungen: Märchen und Gedichte; Schlußakt, ein Drama (Manuskript).

„Verehrter Redakteur, Sie bringen
Mit Ernst drauf, daß ich Aermster soll
Kurz einige Notizen bringen
Aus meines Lebens Dur und Moll.
Nicht ruhig ist's dahingeflossen;
Hab oft gefehlt und viel gelitten,
Hab dennoch zäh und unverdrossen
Mein Sonnenplätzchen mir erstritten.

Am Röderberg, recht weltverloren,
Im großen Garten stand das Haus,
Drin eine gute Mutter mich geboren. —
Mein Kindheitsglück, wie lang ist's aus!
Sie starb zu früh. Umhergetrieben
Auf wildbewegten Lebenswogen
Hab hassen ich gelernt und lieben —
Um Mutterherzens Port betrogen.
Doch ferne sei es mir zu hadern,
Daß so mir's und nicht anders geht —
Ruht auch mein Glücksschloß nicht auf Quadern,
Doch zukunftsfroh ein Fähnlein weht.
Jetzt schleppe ich der Schule Lasten
Und Freuden als bescheid'ner Mehrer
Des Wissens braver Gymnasiasten
Und wohlbestallter Oberlehrer."

Emil Ries, * 1847, Lehrer zu Frankfurt a. M. Gedichte zerstreut in verschiedenen Zeitschriften, besonders in den „Neuen Poetischen Blättern", der „Deutschen Dichterhalle" und der „Deutschen Dichtung"; in letzterer pseudonym.

Franz Rittweger, einer Alt-Frankfurter Familie entstammt, geboren 21. 3. 1828, gab sich früh dem Studium der Geschichte und Litteratur hin, machte 1848 als Freischärler in dem von der Tann'schen Korps den Feldzug in Schleswig-Holstein bis nach Jütland mit, widmete sich nach seiner Zurückkunft der Schriftstellerei und Journalistik, ging 1850 nach England und 1851 nach den Vereinigten Staaten von Nordamerika, wo er bis zum Jahre 1854 teils als Hinterwäldler in dem Alleghani-Gebirge lebte, teils in den Bureaux von Friedrich Kapp und des Advokaten Stemmler in New-York beschäftigt war, dort auch mit seinem Feldgenossen Conrad Crez, dem späteren Milizgeneral im Sezessionskriege, den „Deutsch-Amerikaner" herausgab. Von dort nach Frankfurt zurückgekehrt gab er sich ganz der journalistischen Laufbahn hin, führte das ursprünglich von Otto Müller und Theodor Creizenach begründete „Frankfurter Museum", das nachmals unter der Titelveränderung „Neues Frankfurter Museum" ein anderes Gewand bekam, nach dem Rücktritt Dr. Creizenachs fort. Von 1864 bis 1866 war er in der Redaktion der „Frankfurter Postzeitung" tätig, die bekanntlich in letzterem Jahre einging; redigierte dann die „Neuen hessischen Volksblätter" in Darmstadt; trat 1868 in die Redaktion des „Nürnberger Correspondenten" und übernahm 1869 die Redaktion des „Frankfurter Anzeiger" und der „Familienblätter"; gleichzeitig begründete er die „Frankfurter Hausblätter". Nach deren Eingang 1880 wandte er sich namentlich der Lokalgeschichte und der Kunstgeschichte zu. Von seinen selbständig erschienenen Arbeiten mögen angeführt sein:

König Erich, Trauerspiel in fünf Aufzügen, Frankfurt a. M., 1859. (Hermannsche Verlagshandlung, Frankfurt a. M.)

Custine in Frankfurt und die Wiedereinnahme der Stadt durch die Deutschen 1792, Frankfurt a. M., 1867. (H. Keller, Frankfurt a. M.)

Der französisch-deutsche Krieg 1870/71, sein Entstehen und sein Verlauf mit Beifügung aller darauf bezüglichen Aktenstücke, Frankfurt a. M., 1871. (Krebs-Schmidt, Frankfurt a. M.)
Das Urbild des Bürgerkapitäns, Lokalschwank in einem Aufzug, Frankfurt a. M., 1896.
Das Pamphlet, Frankfurter Volksschauspiel aus primatischer Zeit in einem Vorspiel und fünf Aufzügen, Frankfurt a. M., 1896. (W. Rommel, Frankfurt a. M.)
Frankfurt a. M. im Jahre 1848. Ein Beitrag zur Städtegeschichte, Frankfurt a. M., 1898. (C. Jügels Verlag.)

Paul Rolf, Pseudonym für A. Schmitz.

Theo Schäfer, * am 27. 1. 1872 zu Frankfurt a. M., Schriftsteller, Musiklehrer und Komponist; feuilletonistischer Mitarbeiter des „Frankfurter General-Anzeigers", des „Litterarischen Echos", der Leßmann'schen „Allgemeinen Musikzeitung" usw. Arbeitet seit 6 Jahren an einer umfangreichen „Lebensgeschichte". Ein Schauspiel: „Leidenschaft", kam in Bern zur Aufführung.

Veröffentlichte:
Sehnen und Sterben, Gedichte, 1898.
Leben und Träumen, Gedichte, 1899. (Steiger u. Cie., Bern.)
Lebenskämpfe, Novellen und Skizzen, 1904. (Modernes Verlagsbureau C. Wigand, Berlin.)

Carl Ludwig Hans Freiherr Schenk zu Schweinsberg-Wälbershausen, Oberstkammerherr und Rittergutsbesitzer. Ist geboren am 2. November 1835 zu Darmstadt, besuchte das Gymnasium zu Darmstadt, studierte darauf Jura in Tübingen, Göttingen und Jena, ergab sich dann dem Studium der Landwirtschaft, übte dieselbe praktisch auf seinem Rittergute Wälbershausen in Oberhessen aus, wurde Oberstkammerherr der Großherzoge Ludwig IV. und Ernst Ludwig von Hessen und war in seinen Mußestunden schriftstellerisch tätig. Er verfaßte patriotische Gedichte und Prologe, gesprochen im Hoftheater in Darmstadt, ein Jagdbrevier. (Verlag von Schmidt u. Günther, Leipzig.)
Lyrisches Taschenbuch, 1877.
Der Orgelbauer von Weingarten (Text zu einer tragischen Oper). (L. Brill, Darmstadt.)
Neues Balladenbuch. (Als Manuskript gedruckt.)

Jakob Schiff, * 16. 3. 1852 zu Frankfurt a. M.

Veröffentlichte:
Simson und Delila, Drama, 1877. (Carl Grüninger, Stuttgart.)
Gedichte, 1900. (Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart.)

Willy Schmidt, * am 11. 4. 1849 zu Frankfurt a. M.

Veröffentlichte:
Gedichte in Frankfurter Mundart, 1904. (A. Blazek jun., Frankfurt a. M.)

Obi Schoenbrod, Lehrerin in Frankfurt a. M.

Sofia Schulz-Euler, * zu Frankfurt a. M., Tochter des bekannten Historikers und Rechtsgelehrten Justizrat Dr. jur. Ludwig Heinrich Euler. Sie wurde als Schriftstellerin zuerst bekannt durch eine Reihe von Aufsätzen und eine große Anzahl poetischer Rätsel und Sinnsprüche, die in ersten Frankfurter Blättern zum Abdruck gelangten.

Veröffentlichte:
Die schöne Gritt, Novellen, 1903. (E. Piersons Verlag, Dresden.)
Buntes, Rätselsammlung, 1899.
Cum tempore, Frankfurter Familien- und Zeitgeschichten, 1901.
Leben, ein Band Gedichte, 1904.
Am Pfaffengarten, Roman, 1905, 2. Tausend.
(Carl Fr. Schulz, Verlag, Frankfurt a. M.)

Anna Spier. „In der kleinen pfälzischen Stadt Frankenthal bin ich geboren. Wogende, mit rotem Mohn besäte Kornfelder, ein romanischer Bogen als Rest eines alten Klosters, feingliederige Porzellanfiguren in stillen Stuben, waren die Ereignisse meiner Kindheit. Früh, seit 24 Jahren in Frankfurt, forderte das Leben meine Arbeitskraft heraus, spannte sie unerbittlich ein, und das Geschriebene, Gedichtete blieb in den Schubladen. Was ich zuerst in der „Berliner Gegenwart", in der „Newyorker Staatszeitung", in der „Kunst unserer Zeit" veröffentlichte, mußte ich wie auf der Flucht schreiben. Zu dem, was ich schrieb, drängten mich persönliche Beziehungen, für mir Liebgewordenes wollte ich werben. Ein Erstes war ein Essay über den zu früh verstorbenen Freund Karl Stieler, ein zweiter Essay galt dem königlichen Augenarzt, Herzog Karl in Bayern, ein dritter dem Freunde, dem viel zu wenig gekannten Politiker, Kunstkritiker, Philosoph und Dichter Ludwig Pfau. Er war es, der meine Kunstliebe auf den Weg der Kunstbetrachtung führte. Im Verlauf der jüngsten zehn Jahre schrieb ich neben Arbeiten über die Münchener und Karlsruher Ausstellung Monographien über Franz Stuck in den Westermannschen Monatsheften, über Hermann Kaulbach, Emil Schindler, Anton Burger, Karl Marr, Hans Thoma, Franz von Lenbach. Diese Arbeiten erschienen alle in der „Kunst unserer Zeit" bei Franz Hanfstaengl in München. In derselben Zeitschrift erschien im Juli dieses Jahres eine zweite Arbeit über Franz von Lenbach, die zu einer großen Biographie, mit deren Vorarbeiten ich beschäftigt bin, erweitert werden soll. Alle litterarische Tätigkeit steigert in mir die Ueberzeugung, daß wir unsere geistigen Kräfte immer mehr in den Dienst der Kunst der Künste: in den Dienst der Lebenskunst stellen sollten."

Martha Stern, * 1863 in Mainz, seit 1870 in Frankfurt, seit 1882 verheiratet. Novellen, Skizzen und Gedichte in Zeitungen und Zeitschriften, gefördert von Wilh. Jordan. Verschiedenes wurde komponiert.

Adolf Stoltze, Sohn Friedrich Stoltze's, wurde am 10. 6. 1842 zu Mainz geboren. Da seine Mutter kurze Zeit nach seiner Geburt starb, erzog ihn seine Großmutter, Frau Anna Maria Stoltze, geb. Rottmann. Bereits im Jahre 1861 erschien aus seiner Feder

ein Festspiel „Germanias Trost", und ein Jahr später las er sein erstes Drama „König Hiarn" öffentlich vor. In den Jahren 1865 bis 1887 gab Stoltze zahlreiche humoristische Flugblätter, vorwiegend lokalen Inhalts, darunter das „regelmäßig unregelmäßig" erschienene Witzblatt „Schnaken" heraus. Erst 1884 eroberten sich seine dramatischen Arbeiten die Bühne. Es gelangten zur Aufführung: Eine gute Partie — Das Orakel des Telephon — Zum Schützenfest — Alt-Frankfurt — Schönklärchen — Neu-Frankfurt — Durch den Kaufmännischen Verein — Lokalisierung von Morlanders, Theatralischer Unsinn — Die gemeinschaftliche Hochzeitsreise — Excelsior — Verspekuliert — Flick u. Flock — Fatale Geschichten — Vom gleichen Stamme — Bearbeitung von Grabbes Napoleon — Moderne Oper (Parodie) — Schuld der Schuldlosen — König Löwe — Der Rentier. Diese teils mundartlichen, teils hochdeutschen Bühnenwerke erlebten bis heute allein auf den Frankfurter Bühnen über 500 Aufführungen. Außerdem schrieb Stoltze eine große Anzahl Gelegenheitsdichtungen aller Art, zahlreiche Humoresken und Gedichte in hochdeutscher und Frankfurter Mundart. Seine gesammelten Werke in Frankfurter Mundart umfassen bis heute 6 Bände und sind teilweise in 6. Auflage im Verlag von Heinrich Stoltze, Frankfurt a. M. erschienen. Die hochdeutschen Werke erscheinen z. B. in demselben Verlage lieferungsweise. Adolf Stoltze verbrachte den größten Teil seines Lebens in Frankfurt, wo er noch heute schriftstellerisch tätig ist.

Julius Jakob Strauß, * in Frankfurt a. M.

Veröffentlichte:
Gedichte, 1897. (P. Friesenhahn, Verlag, Leipzig.)

Walter Törne (Pseudonym), Chemiker, * am 12. 3. 1880 zu Reichenberg, seit 1902 in Frankfurt.

Veröffentlichte:
Ueber dem Alltag, Ged., 1905. (Modernes Verlagsbureau, Curt Wigand, Leipzig-Berlin.)

Anna Treichel (Pseudonym für Anna Hagen-Treichel), * 31. 10. 1874 zu Berlin. Lebt seit einigen Jahren in Frankfurt.

Veröffentlichte:
Hugin und Munin, Nov. 1901. (Verlag von Richard Taendler, Berlin.)

Adolf Völckers, Architekt, * am 30. 11. 1859 zu Bockenheim-Frankfurt a. M.

Veröffentlichte:
Brocke unn Krimmele, 1903. (Verlag von August Kullmann, Bockenheim.)

Helene Wachsmuth, * am 21. 9. 1844 zu Halenbeck. Lebt seit mehreren Jahren in Frankfurt a. M.

Veröffentlichte:
Die Missionsbraut, Roman, 1891. (Verlag von Otto Janke, Berlin.)

Hans Weilhammmer. „In Augsburg, wo ich am 28. 5. 1867 als lebender Junge zur Welt kam, ruschte ich mir die Hosen blank auf den Bänken der Volks- und Lateinschule; als Gymnasiast dichtete und komponierte ich bereits lustig darauf los und sang meine Weisen nach Minnesängerart selbst zur Guitarre. Den Sinn zur Naturschönheit und Romantik weckten früh in mir einsame Wanderungen durch Feld und Flur. Das Abitur in der Tasche, zog der cand. med. zur alma mater nach München, wo er akademische Freiheit und ..... Bier in vollen Zügen genoß. Die Mußestunden zwischen Hör- und Secirsaal füllten sportliche und schöngeistige Bestrebungen; auf Konzerten und Kneipen des akademischen Gesangvereines übte sich der junge civis academicus als Redner, Sänger und Mimiker. Es war mir Bedürfnis, die Berufsstunden durch künstlerische und sportliche Tätigkeit zu unterbrechen, und saß ich nicht zu meiner Lehrer Füßen, so durchstöberte ich in der Bibliothek die Schätze frühdeutscher Litteratur oder steuerte mein Segelboot auf dem Starnberger See. In diese Zeit goldener Burschenherrlichkeit fallen meine ersten schriftstellerischen Versuche: ich erschrieb mir ein Stipendium durch eine gelahrte Abhandlung über den „Minnegesang", schrieb Feuilletons allgemeinen und fachwissenschaftlichen Inhaltes für Tagesblätter, zäumte wohl auch gern mein Dichterroß; launige, kecke Sachen lagen mir am besten. Nach einjähriger Assistenzzeit am Münchener Krankenhause wurde ich, promoviert und absolviert, auf die leidende Menschheit losgelassen: erst gings mit alter Wanderlust in ärztliche Vertretungen quer durchs deutsche Vaterland; bald an die See, bald ins Gebirge, bald wieder aufs flache Land oder in die Stadt. Oft, wenn ich vom Krankenbesuche durch stille Tale kehrte, legte ich mich an lauschigen Stellen ins Moos und schloß die Augen .... und da sang es in mir .... 1891 ließ ich mich in der Nähe Darmstadts als Arzt nieder, bildete mich nebenher in Frankfurt zum Konzertsänger aus und siedelte 1900 ganz dorthin über. Hier rollten mir zwischen Aerzten, Schriftstellern und Singen, schneller, als mir lieb — die letzten fünf Jahre; hier wagte sich im Verlage von Gebr. Knauer ein Bändchen meiner Lyrik unter dem Titel „Erstlinge" an's Licht; hier schreibe ich für in- und ausländische Zeitungen meine Feuilletons; hier fand ich mein eheliches Weib. Meinen Versen aber gebe ich auf den Weg das

Titelblatt:

Lieder eines fahrenden Gesellen,
Der, auch wenn er hätt' wöllen,
Nichts Anderes hätt' können werden
Auf dieser buntscheckigen Erden,
Als was er eben worden ist:
Ein guter Kerl, — ein schlechter Christ,
Ein Versereimer,
Ein Glückversäumer,
Ein Lebenverträumer —
Habeat sibi!"

Gustav Weinberg, Dr. phil., * 1856. Lebt seit längerer Zeit in Frankfurt.

Veröffentlichte:

Lieder eines Narren, 1896. (Kesselring'sche Hofbuchhandlung, Frankfurt-Leipzig.)

Dora Weinrich, * am 19. 2. 1873 zu Wien, lebt seit einigen Jahren in Frankfurt.

Veröffentlichte:

Märchen, 1903. (Verlag von Herm. Seemann Nachflg., Berlin.)
Briefe aus dem Jenseits, 1905. (E. Piersons Verlag, Dresden.)

Johanna Weiskirch, * in Selters (Westerwald). Lebt seit über 20 Jahren in Frankfurt.

Veröffentlichte:

Gedichte. (Lyrik-Verlag, Berlin.)

Carl Friedrich Wiegand, * am 29. 1. 1877 zu Fulda, erzogen zu Frankfurt a. M., widmete sich dem Lehrerberufe, übernahm die Erziehung der Prinzen Philipp und Wolfgang von Hessen, lebt jetzt nur noch seinen Studien und poetischen Arbeiten.

Veröffentlichte:

Aus Kampf und Leben, Verse, 1904. (Verlag von Gebr. Knauer, Frankfurt a. M.)

Dr. Rudolf Winterwerb, * am 5. 5. 1863 in Frankfurt a. M., besuchte das dortige Gymnasium, studierte in Heidelberg und Berlin, ist seit März 1889 Rechtsanwalt und seit 1. Januar 1899 Direktor der Frankfurter Bank.

Inhaltsverzeichnis.

(* bedeutet Originalbeitrag.)

Seite

Motto 3

Einleitende Verse 5

Vorwort 7

Johann Jacobus (Fries.)

Des gestrenzte Genfi, Erzählung 9
(Aus „Humoristische Balladen und Erzählungen in altfrankfurter Mundart".)

Wilhelm Jordan.

Sei mitleidsvoll 16

Mittsommerabendlied 17

An König Wilhelm 19
(Aus „Strophen und Stäbe".)

Aus „Erfüllung des Christentums" 20

Champagnerlied 21
(Aus „Feli Dora".)

Bescheide dich 25
(Aus „Letzte Lieder".)

Jakob Krebs.

Der Apfelbaum 28

Gondellied 29

Die Pflanze 30
(Aus „Dornblüten".)

Johann Jakob Mohr.

Drei Madonnenbilder, Skizze 31

Meinem Sohne 38

Aphorismen 40
(Aus „Gesammelte Werke".)

Seite

Ludwig Ferdinand Neubürger.

Drei Szenen aus dem Trauerspiel „Laroche“ 42
Erinnerungen an Schopenhauer 48
(Aus „Gesammelte Werke“.)

Paul Quilling.

Wie mer zu Ebbes komme kann 53
Wie einer sei Fraa uze wollt 55
(Aus „Schrulle und Flause“.)
E Wett 57
(Aus „Lustiges Sammelsurium“.)
Offenbacher Musik 58
(Aus „Kunterbunt“.)
E dumm Schinnoos 58
Heimweh nach den Sachsenhäuser Alpen 59
(Aus „Schnick-Schnack“.)

Johann Jakob Siebert.

Es giebt wohl einen rätselhaften Stein 60
Die schönste Hoffnung stieß ich von mir fort 60
Die du den Brand ins Herz mir warfst 61
Es ist nicht nötig, daß ich glücklich bin 61
(Aus „Gedichte“.)

Friedrich Stoltze.

Der Stoppezieher 62
(Aus „Novellen und Erzählungen in Frankfurter Mundart“.)
Zu Schillers hundertjährigem Geburtstag 67
(Aus „Gedichte in Frankfurter Mundart I“.)
Nacht und Sonnenaufgang 69
Weihnachtslied 71
(Aus „Hochdeutsche Gedichte“.)
Frankfurt 72
(Aus „Gedichte in Frankfurter Mundart II“.)

Heinrich Weismann.

Liebesfriede 74
Himmel und Erde 74
Das Ewig-Eine 75
(Aus „Gedichte“.)

Seite

Hans Amorbach.

*Juniwandern 77
*Einſamkeit 77
*Burg Königſtein 78
*Was der Wein ſingt 78
*Vierhändig 80
*Jahrhundertwende 80
*Aphorismen 80

Friedrich Wilhelm Battenberg.

Frankfort hoch! 82
Der Weihnachtsbaum 83

Max Bayrhammer.

*Die Greiſin im Frühlingsgarten 85
*Schulkameraden 86
*Der Variété-Mimiker 87

Robert Bodmer.

*Aus „Der Maëſtro", Luſtſpiel 91

Marie Böhler.

*Im Vorfrühling, Skizze 96

Margot Brach.

*Zigeunerblut 100
*Dem Frühling entgegen 100

Emil Claar.

*Aprilfroſt 101
*Freiheit 101
*Trau keinem Auge 101
*An Jung-Elſe 102
Mäuſe-Legende 103
Und ich warte Dein 107
Rundfrage 107
Sehnſucht nach Glück 108
Ein armes Weib 108
(Aus „Weltliche Legenden".)

Paul Nicolaus Coſſmann.

Aphorismen 109

Seite

Paul Nicolaus Coſſmann.

Parabel 110
(Aus „Aphorismen".)

Clem. Cramer.

*Troſt 111
*Strom 111
*Ein Märchen 112

Richard Dehmel.

*Ernſte Freude — reine Freude, Betrachtung . . . 114
Es will Abend werden 116
Nach langer Tage heißem Sonnenbrande 117
Linde grüßt uns der Lenzwind 117
(Aus „Aus ſtillen Stunden".)
Frühling an der Bergſtraße 118
Die alte Buche 119
(Aus „Mecklenburgiſches Dichterbuch".)

E. Döring.

*Aus „Pelagia", Schauſpiel 121

Oscar Eberhardt.

Gemietlich 127
Berichtigt 127
Doppelſinnig 128
Schlecht verteidigt 129
(Aus „Gedichte in Frankfurter Mundart".)
Kann ſtimme! 130
Liewenswerdig 131
Gut pariert 132
Korz gefaßt 133
(Aus „Gedichte in Frankfurter Mundart, Neue Folge".)

Hermann Faber.

Zwei Sonette 134

Ludwig Finckh.

Die Silberſchmiede, Skizze 136
(Aus „Biskra, ein Oaſenbuch".)
Liebe 138
(Aus „Fraue Du, Du Süße".)

Seite

Ludwig Finckh.

Schenkung 138
Einer Frau 139
Roſenlied 139
Bettler 140
(Aus „Roſen", ein Gedichtbuch.)

Lolo Fiſcher.

*Weihnachten 141
*Lichte Stunden 142

Helene Fontheim.

*Mondlicht, flimm're 143
*Lieb Sonnenlicht 144

Alfred Friedmann.

*Rätſel-Löſung 145
*Tote Hoffnung 145
*Herbſt 146
Auf Flügeln des Geſanges, Novellette 146
Die Künſtler-Braut, Novellette 149

Ludwig Fulda.

Aus „Sinngedichte" 154
Sprüche 156
Klaviernot 156
Dichterſchickſal 157
Heimat 158
Schwieriger Fall 159
Schulreminiscenz 160
Parabeln 161
(Aus „Gedichte".)
Sprüche 162
(Aus „Neue Gedichte".)

Henriette Fürth.

*Ruhe 163
*Im Wald 164

Ludwig Gallmeyer.

*Frühlingsabend 165
Auch ich 165

Seite

Ludwig Gallmeyer.

Sternschnuppe 166
Erinnerung 168
Geglückt 168
Grabschrift 170
(Aus „Sommerernte".)
*Aphorismen 170

Eugen Gantter.

*Geburtstag 171
*Mein Freund Adolf, Plauderei 172

Rudolf Geck.

*Der verwilderte Garten 177
Im Schnellzug 177
(Aus „Gedichte".)
*Schwüle Nacht 178
Herbst 179
Wolken 180
Alter Brief 180
Und ob 181
Mütterchen ist eingenickt 182
(Aus „Gedichte".)

Moritz Goldschmidt.

*Die Wahrheit 183
*Sinngedichte 185
Im Venusberg, zwei Geschichten 187
(Aus „Vom heiligen Martin".)

Franz Graf.

Das Gespenst 193
Das Bequemste 194
Leichtsinn 194
Die Fehde 195
(Aus „Kunterbunt".)
Der Kampf der Geschlechter 196
(Aus „Das Weib, die Liebe und dergleichen".)
*Allerlei Sprüchlein 196

Johanna Gwinner.

Arnold Böcklins Grab 197

Seite

Johanna Gwinner.

*Mit Dir 198

*Polihymnia 198

Lill E. Hafgren.

*Erntelied 199

*Nachtstück 200

*Zarathustra 201

L. Hanau.

*Sehnsucht 202

*Tage des Glückes 202

*Vorahnung 202

*Trennung im Herbst 203

Anna Hill.

Meim Biebche sei erste Weihnachte, Skizze 204

Carl Hill.

„Ansichtskarten" 210

*Die Forelle 211

*Der deutsche Vogel 212

Otto Hörth.

*Die Rache des Jubilars, Humoreske 213

Julia-Virginia.

Bin eine wilde, blonde Blume 223
(Aus „Primitien".)

Meine Wangen, die waren zwei Rosen rot 223

Fatum 223

Pan 225

Eva 227

Wildeinsamkeit 227

Ikarus 228
(Aus „Sturm und Stern".)

Harry Kahn.

*Sommer 229

*Sommerhoffnung 230

*Gebet im Sturm 230

Johanna Klein.

*Die neue Nähmaschine, Erzählung 231

Seite

Emil Klatz.

*Der Weg 235
*M . . . B . . . zum Geburtstag 236
*Gaben 237
*Allein 238

Ferdinand Kolb.

*Oft seh' ich dich! 241
*Sturm 241
*Herbst 242
*Liebesglück 242

Georg Lang.

*Die Windsbraut 243
*Schlechte Musikanten 244
Weißenburg 245
(Aus „Deutschland ist mein Vaterland".)
Sonnenaufgang im Westen 247
Die Waldesschenke 248
(Aus „O Alpenluft".)
Schwalben, glückliche Reise! 249
(Aus „Sucht Ihr Freunde?")
Der Zeisig 250
(Aus „Gesammelte Kinderlieder".)
Aus „Tand für Künstlerhand" 251
Goethes Vaterstadt spricht 253
(Aus „Was die Steine reden".)

Friedrich Linden.

Lautenspiel 254
Schwanengesang 254
(Aus „Winternacht und Sommerstunden".)

Ernst Emil Lohr.

*Abend auf dem Rhein 255
*„Wie könnt ich dein vergessen?" 256
*Abschied 257

Fritz Mathern.

In den Schollen, Skizze 258
Wenn der Hirsch schreit, Skizze 262

Seite

E. Menkel.

*Der erste Blütenbaum 268
*Maienabend 268
*Sieg 269
*Vorübergeschwebt, Novellette 270

Leonie Meyerhof-Hildeck.

*Feuerlilie 281
*Im Volkston 282
*Nachtwandelnd geht mein Herz 282
*Meine Mutter 283
*Frauenhaar, Novellette 284

Karl Michler.

*Mohnblume 288
*Der stillste Ort 288
*Parklied 289
In der Dachkammer 289
Lustrausch 290
Zuweilen 290
(Aus „Blätter moderner Lyrik".)

Frieda Nachmann.

*Johannes 291
*Schnee im Süden 292
*Fruchtloses Blühen 293

Emil Neubürger.

Motto 294
Vier Lieder 294
Lebensbild 296
Sonett 296
Was bleibt zu tun? 297
(Aus „Gesammelte Gedichte".)
Auf der Goetheruhe, Skizze 298
(Aus „Aus der alten Reichsstadt Frankfurt".)

Arthur Pfungst.

Rechtfertigung 304
In Westminster Abbey 305

Seite

Arthur Pfungst.

Der Ruf der Menschheit 306
Mein Lied 307
Nachtgedanken 308
In der Bücherei 308
Ein Inder spricht 309
(Aus „Neue Gedichte".)

Rudolf Presber.

Sorrent 310
Die kleine Lampe 311
Schon hat die Sonne liebe Launen 312
Brennende Liebe 313
Das verspätete Lachen 314
(Aus „Aus dem Lande der Liebe".)
Weihnachtsfriede 316
Aus jungen Tagen weht ein Duft 317
Myrrha 318
Drei Poeten 318
Familientrauer 320
(Aus „Media in vita".)
Trianon 322
Traum im Wachen 323
(Aus „Dreiklang".)

Hanns Wolfgang Rath.

*Abendgang 324
*Unserer Jugend 324
*Wiederkehr 325
*Wandel zur Nacht 326
*Meine Stunde 327
*Weltenlauf 327

Georg Rentlinger.

*Aus dem Drama „Schlußakt" 328
*Die auf Höhen wandeln 334
Drum sind sie so armselig klein geworden 335
*Herbststurm 335
*Worte der Einsamkeit 336

Seite

Emil Ries.

*Erdenweihe 338
*Trauer 339
*Heilige Nähe 340
*Letzt' Vermächtnis 340

Franz Rittweger.

*Der Meistersänger in Frankfurt, Komödienspiel . . 341

Paul Rolf.

*Ein Stündlein nur! 356
*Stimmen der Liebe 357
*Mein Schifflein, reise 358

Theo Schäfer.

Die Krone 359
Du und die Sphinx 360
(Aus „Sehnen und Sterben".)
Pan 360
Abendlauschen 361
(Aus „Leben und Träumen".)
*Sehnsuchtslied 361
Mondaufgang 362
An mein Weib 363
*Nachtlied 364
*Erkenntnis 365

Karl Schenck zu Schweinsberg.

Deutsches Waldlied 366
(Aus „Deutsches Jagd-Brevier".)
Seekönigs Tod 367
(Aus „Lyrisches Taschenbuch".)
Galvans Lied 369
(Aus „Der Orgelbauer von Weingarten".)
Klagelied eines Hünen 370
(Aus „Neues Balladenbuch".)

Jakob Schiff.

Wie sieht das Glück aus? 371
Einem Auswanderer 372
(Aus „Gedichte".)
Das Lied des Troubadours 373

Seite

Willy Schmidt.

*Mei Frankfort 375
*Die Geldheirat 375
Die Frää will's wisse 377
Nor kään Neid! 377
(Aus „Gedichte in Frankfurter Mundart".)
*Beim Bäckermeister 377
*Die Röntgenstrahlen 378
Nach Helgoland 379
(Aus „Gedichte in Frankfurter Mundart".)

Odi Schoenbrod.

*Winternacht 380
*Nachhall 380
*An die Schönheit 381
*Frage 381
*Frühlingsgebet 382
*Ich möchte leben! 383

Sofia Schulz-Euler.

*Aus dem Lebensbuch, Skizze 384
Verschwiegenes Glück 389
Beim Scheiden 389
Die junge Nähterin 390
(Aus „Leben".)
*Glück 390
*Abend in Königstein 391
*Die Hände 393
*Mene Tekel 393

A. Spier.

*Die blonden Zöpfe, Skizze 395
*Vom Baum 398

Martha Stern.

*Liebesbotschaft 399
*Genesen 400

Seite

Adolf Stolze.

Die Ros 401
(Aus „Gesammelte Werke Bd. 1".)

Der Neuner in der Wetterfahn 406
(Aus „Gesammelte Werke Bd. 3".)

Die Lerch 408
(Aus „Gesammelte Werke Bd. 6".)

Julius Jakob Strauß.

Herbst 411

Hibb un dribb 412

Walter Törne.

Das Glück 413

Im Sturme 414

Ein Mädchen 415
(Aus „Über dem Alltag".)

Anna Treichel.

Früh wach, Novellette 416

*Im Tropenwald 424

Adolf Völckers.

*Die gesteert Nachtruh 426

Die neumodisch Sigelsammlung 428

Die Meß-Allianz 428

Zwää Ungleiche 429

Contra Darwin 429
(Aus „Brocke unn Krimmele".)

Helene Wachsmuth.

*Ein weiteres Kapitel zu dem Roman „Die Missionsbraut" 430

Hans Weilhammer.

Spielende Kinder 436

Lisel und Gretel 437

Maifrühe 438
(Aus „Erstlinge".)

*Sommernacht 438

Seite

Hans Weilhammer.

*Phöbus und Pluvius 439
*Zweifel 440
*Hochzeitslied 441

Gustav Weinberg.

Stimmen der Nacht 442
Kirschen 442
(Aus „Lieder eines Narren".)
*Maiennacht 443
An Anton Burger 444

Dora Weinrich.

*Der Messias, Skizze 446

Johanna Weiskirch.

*Die alte Weise 455
Schattenblumen 455
*Komm, laß uns wieder wandern 456
Geborgen 456
Nur einmal noch 457
Sie haben dich alle vergessen 457
(Aus „Gedichte".)

Carl Friedrich Wiegand.

*Dreiklang 458
*Nacht in der Heide 458
*Turf 459
Mein Lied 460
Heimat 461
Erinnerung 462
(Aus „Aus Kampf und Leben".)
*Sprüche 463

Rudolf Winterwerb.

*Im Berner Oberland: I Jungfrau 464
II. Mönch 465
III. Eiger 465
*Die Sennhütte 466

Seite

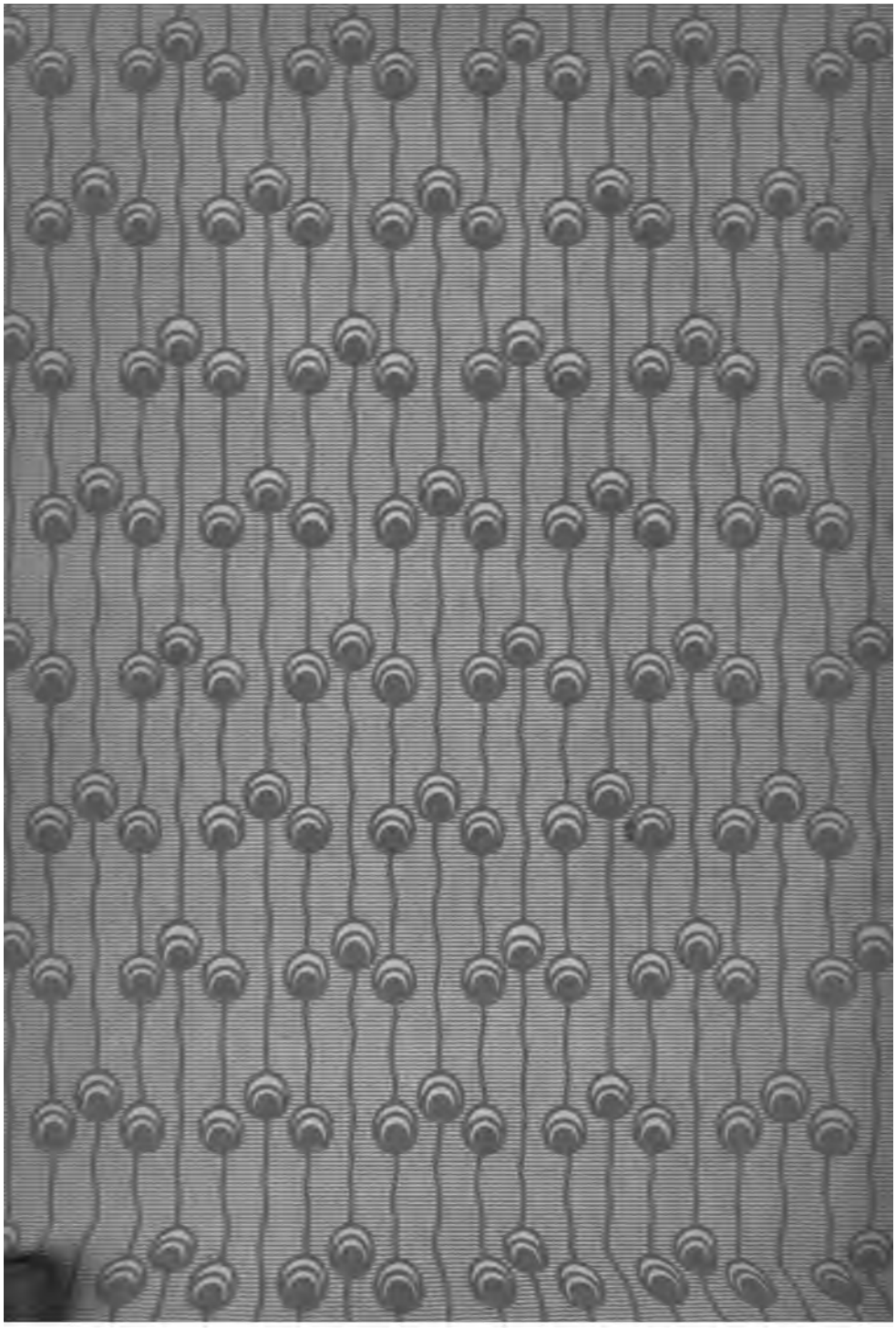
Rudolf Winterwerb.

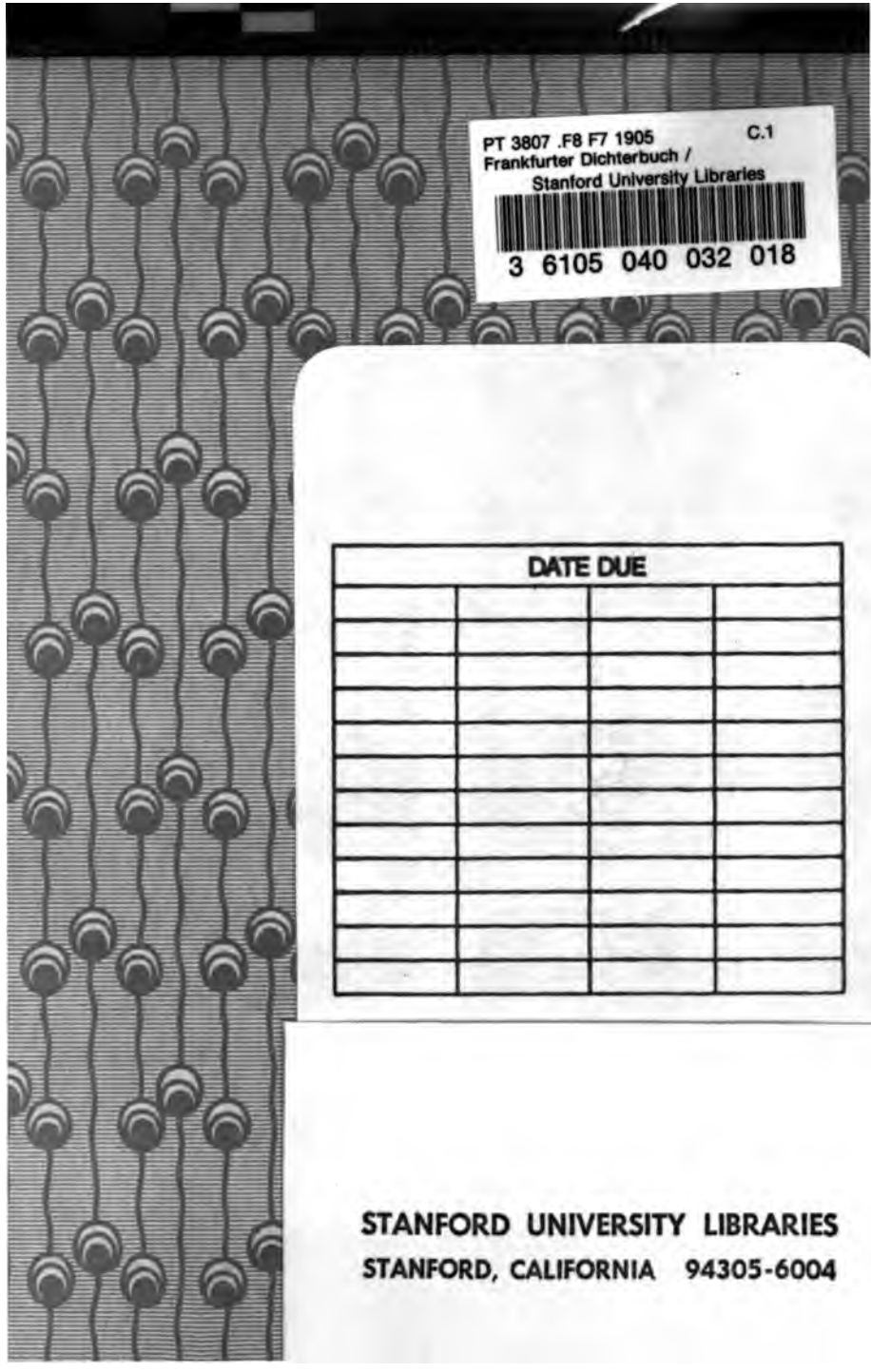
*Lotte 467
*Friede 468
*Verregneter Sonntag 469
Des Scheenſte uff der Welt 469
Wie ſich die Zeide ännern! 471

Biographiſches und Bibliographiſches 473
Inhaltsverzeichnis 496

Es ſei nachträglich bemerkt, daß nur das Mittelbild der Titelzeichnung aus der Hand des Herrn Profeſſor Wilhelm Steinhauſen hervorgegangen iſt.

Druck von Voigt & Gleiber, Frankfurt a. M.





PT 3807 .F8 F7 1905 C.1
Frankfurter Dichterbuch /
Stanford University Libraries
3 6105 040 032 018

DATE DUE			

STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES
STANFORD, CALIFORNIA 94305-6004